

HEYNE <



MATT RICHTEL

# SÜCHTIG

THRILLER

## THRILLER

HEYNE <



MATT RICHTEL

# SÜCHTIG

## THRILLER

# THRILLER



Matt Richtel

# Süchtig

Thriller

Aus dem Englischen  
von Imke Walsh-Araya

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe  
**HOOKED**  
erschien bei Twelve, Hachette Book  
Group, New York

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 07/2008  
Copyright © 2007 by Matt Richtel Copyright © 2008  
der deutschen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München in der  
Verlagsgruppe Random House  
Umschlagfoto: © Getty Images  
eISBN : 978-3-641-02937-1

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

[www.randomhouse.de](http://www.randomhouse.de)

**HEYNE<**

[www.buum.info](http://www.buum.info)

# Das Buch

Der Medizinjournalist Nat Idle sitzt gemütlich vor seinem Milchkaffee in San Francisco, als eine Fremde ihm einen Zettel zusteckt: »Raus aus dem Café – SOFORT«. Er schafft es gerade noch nach draußen, da fliegt das Lokal auch schon in die Luft. Besonders erschütternd für Nat: Die rettende Nachricht trägt die Handschrift seiner tot geglaubten Freundin Annie, die Nat einfach nicht vergessen kann. In der Hoffnung, seine große Liebe könnte noch am Leben sein, beginnt Nat fieberhaft, die näheren Umstände des

Bombenattentats zu recherchieren. Bald sieht er sich in einem undurchsichtigen Netz vonbrisanten Daten, widersprüchlichen Spuren und unglaublichungen Informationen verstrickt und ist immer weniger in der Lage, zu unterscheiden, was Manipulation und was Wahrheit ist. Doch dann kommt er in Silicon Valley skrupellosen Experimenten auf die Spur. Die Drahtzieher setzen auf brandgefährliche, aber sehr lukrative Technologien, die eine wahre Revolution in der Computerbranche auslösen und für die Menschen verheerende Folgen haben können. Und es bleibt eine entscheidende Frage für Nat: Welche Rolle spielt Annie bei

alldem?

»Ein atemberaubender Thriller über menschenverachtende Computertechnologie und eine obsessive Liebe.«

*Seattle Post-Intelligencer*

# Der Autor

Matt Richtel berichtet für die *New York Times* über Telekommunikation und neue Technologien. Darüber hinaus ist er der Autor eines täglich landesweit erscheinenden Comics namens *Rudy Park* und lehrt Journalimus an der Berkeley-Universität in Kalifornien. Er lebt in San Francisco. *Süchtig* ist sein erster Roman.

# Inhaltsverzeichnis

[Das Buch](#)

[Der Autor](#)

[Widmung](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Epilog

Danksagung

Copyright

*Für meine Eltern*

Die Ereignisse und Personen in diesem  
Buch sind frei erfunden.

Verschiedentlich werden tatsächlich  
existierende Orte und Persönlichkeiten  
des öffentlichen Lebens erwähnt, aber  
alle anderen in diesem  
Buch beschriebenen Charaktere und  
Ereignisse sind rein imaginär.

## 1

*Vermutlich kündigt sich der Augenblick, in dem das eigene Leben auseinanderzubrechen beginnt, nicht unbedingt feierlich an. Möglicherweise nimmt man nur ein leises Knistern wahr.* In meinem Fall war es ein Paukenschlag.

Ich erinnere mich vor allem an Einzelheiten: den überschüssigen Milchschaum, der außen an meinem Caffè Mocha herunterlief. Das Paar, das sich nicht einigen konnte, ob es den Entsafter auf seine Hochzeitswunschliste setzen sollte. Den vor dem Café angebundenen Rottweiler, der sich auf

die Hinterbeine gestellt hatte und die Vorderpfoten gegen die Fensterscheibe presste.

Als sie vorüberging, las ich gerade die langatmige Beschreibung eines Bostoner Flusses, die ich mit schlechtem Gewissen nur überflog, um schneller zur eigentlichen Handlung des Buches zurückzukehren. Sie wäre mir gar nicht aufgefallen, hätte sie nicht ein zu einem kleinen Viereck zusammengefaltetes Papier auf eine Ecke meines Tisches gelegt. Ich registrierte elegante Hände und einen Ring am Zeigefinger. Dann konzentrierte ich mich auf das Papier. War das ein Annäherungsversuch?

Als ich aufsah, war sie fast schon zur Tür hinaus. Ihre Bewegungen wirkten

entschlossen, und sie sah sich nicht um. Ich knickte eine Seite in meinem Buch ein, griff nach der zusammengefalteten Botschaft und folgte ihr.

Mit den Blicken suchte ich die Straße nach ihr ab. Die hippen Yuppies, die neuerdings den Marina District von San Francisco bevölkern, genossen, mit Designer-Sonnenbrille und Designer-Kinderwagen bewaffnet, den strahlenden Julinachmittag. Durch die Menge hindurch sah ich, dass sie schon halb in einen roten Saab eingestiegen war, der vor dem Pita-Imbiss parkte.

Etwas hielt mich davon ab, ihr nachzurufen. Eigentlich wollte ich sie aufhalten, aber sie war losgefahren,

bevor ich mich bemerkbar machen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Ich warf einen Blick auf das strukturierte beigefarbene Briefpapier auf meiner Handfläche. Als ich es auseinanderfaltete, brüllten mir die Worte geradezu entgegen:

»Raus aus dem Café – SOFORT!«  
Dann explodierte das Lokal.

Rauch. Heulende Autoalarmanlagen. Glas, Asche, eine Staubwolke. In meinem Kopf dröhnte es, als wäre ein Güterzug darüber hinweggebraust. Ich glaube nicht, dass ich ohnmächtig wurde. Die Druckwelle schleuderte mich einen Meter hoch in die Luft, setzte mich aber

unversehrt wieder auf dem Asphalt ab.

Ich habe Aufnahmen aus Kriegsgebieten gesehen, die mich an den Weltuntergang denken ließen. Was hier geschehen war, ließ sich nicht damit vergleichen. Es war ein einziger Augenblick brutaler Gewalt, der alles in seinen Dunst hüllte – mehr nicht. Eine blutige Version des Wutausbruchs, bei dem mein Vater einen Edelstahltopf auf den Küchenboden geschmettert hatte, damit mein Bruder ihm endlich zuhörte.

Die Frontscheibe des Cafés war nach außen gedrückt worden, und in einer Seitenwand klafften Risse, die den Blick auf Metall und Beton freigaben. Ein Paar wankte aus der Tür. Ein Arm des Mannes hing schlaff herunter, und die

blutüberströmten Beine der Frau wollten sie kaum tragen. Der Besitzer des Rottweilers suchte seinen Liebling nach Verletzungen ab.

Terroranschlag – das ist heutzutage in einem solchen Augenblick der erste Gedanke.

Ich dagegen dachte sofort an Annie.

Obwohl der Unfall, bei dem sie mit achtundzwanzig ums Leben gekommen war, bereits vier Jahre zurücklag, war sie für mich ständig präsent. Vor allem in Augenblicken des Übergangs – wenn ich aufstand, zu Bett ging oder auf den langen Fahrten zwischen Interviews. Das war bezeichnend für mich, aber auch für unsere Beziehung. In diesen ruhigen

Momenten, in denen es dem Leben an Struktur fehlte, brauchte ich am dringendsten einen Orientierungspunkt.

Ich möchte meine Beziehung zu Annie nicht als vollkommen hinstellen, aber für mich war und blieb sie der Inbegriff der Liebe. Unsere Küsse hatten nach den Gewürzbonbons geschmeckt, die Annie ständig lutschte. Wenn ich Zimt roch, wurde ich traurig. Manchmal erzählte ich einer imaginären Annie nachts laut Geschichten und versuchte zu erraten, wann sie mich schlaftrig gebeten hätte, endlich Ruhe zu geben.

Aber es war nicht nur die Sehnsucht nach ihr, die mich an sie denken ließ, während sich eine dünne Staubschicht auf mich legte. Es war die Nachricht, die

mir die Unbekannte hinterlassen hatte. Ich hätte Annies Handschrift unter Tausenden erkannt.

»Können Sie die Beine bewegen?«

Wie durch einen Nebel drangen die Worte des neben mir knienden Polizeibeamten an mein Ohr. Ich wedelte mit der Hand, um ihm zu verstehen zu geben, dass alles in Ordnung war. Er nahm mich am Ellbogen, um mir beim Aufstehen zu helfen.

»Sie müssen das Gelände verlassen.«

Allmählich bekam ich wieder einen klaren Kopf. Farben und Geräusche kehrten in meine Welt zurück. Um mich

herum herrschte Chaos. Polizei und Feuerwehr, knatternde Funkgeräte, Helikopter. Ich stand mitten in den Abendnachrichten.

Der Beamte führte mich zu einem Bereich, der offenbar für die Verletzten eingerichtet worden war. War ich schlimmer verwundet, als ich geglaubt hatte?

»*Mystic River*«, sagte der Polizist.

Ich starrte ihn verwirrt an.

»Gutes Buch«, setzte er hinzu. »Aber als echter Fan sollten Sie ein bisschen mehr lockermachen und sich die gebundene Ausgabe leisten.«

Als ich auf meine Hände sah, merkte ich, dass ich immer noch den Roman umklammert hielt, den ich im Café

gelesen hatte. Meine weißen Knöchel zeugten davon, dass ich mich daran festgehalten hatte wie an einem Rettungsring. Die Nachricht. Wo war sie? Ich suchte in meinen Taschen. Als ich nichts fand, drehte ich mich um und marschierte auf die Stelle zu, wo mich der Beamte gefunden hatte.

»Augenblick mal, Partner. Sie können nicht zurück. Es ist zu gefährlich.«

»Ich habe jemanden verloren«, sagte ich.

»Sie haben jemanden verloren?«

»Etwas. Ich habe *etwas* verloren. Bitte.«

»Im Moment können Sie nicht zurück.«

Mit festem Griff packte er meine Schulter, drehte mich um und führte mich die Straße entlang zu einem betonierten Gelände, das mit gelbem Absperrband abgetrennt war. Dort setzte er mich auf den Boden zu den anderen.

Der Beamte hieß Danny Weller und redete gern. Er erzählte mir von seiner Jugend in Oakland, wo er mit seinem Vater im Sacramento River angeln gelernt hatte. Sein Vater, so berichtete er, jonglierte gern mit Wörtern. In der Schale des alten Gewerkschafters verbarg sich ein Quell des Wissens. Weller blieb in meiner Nähe – mein persönlicher Sozialarbeiter.

Sein freundliches Geschwafel sorgte dafür, dass sich der Nebel in meinem Kopf nicht so schnell lüftete. Trotzdem überstürzten sich meine Gedanken. Wer konnte das getan haben? Hatte jemand versucht, mir das Leben zu retten? Hatte diese Person etwas mit Annie zu tun?

Und was war aus den anderen Gästen im Café geworden? Wie viele waren verletzt? Wie viele tot?

»Drei Tote und ein paar Schwerverletzte«, sagte Weller, als ich ihn danach fragte. »Überraschend wenig Opfer. Allerdings ist das nicht so erstaunlich, wie wir zuerst angenommen haben.«

»Was soll das heißen?« Ich sah mir

das halbe Dutzend Menschen an, das um mich herum auf der Straße saß. Alle waren verletzt und wurden von Polizisten und Sanitätern betreut. Mir kam es wie ein Wunder vor, dass überhaupt jemand überlebt hatte.

»Von der Explosion war nur ein Bereich des Cafés betroffen – es ist nicht so schlimm, wie wir ursprünglich gedacht haben«, erwiderte Weller. »Im Augenblick wissen wir nicht einmal, ob es ein Anschlag oder ein Arbeitsunfall war.«

»Sie meinen, es war vielleicht gar keine Bombe?«

»Wieso eine Bombe?« Weller musterte mich neugierig, aber ohne Vorwurf.

Zum ersten Mal nahm ich ihn wirklich wahr. Das Auffälligste an ihm waren das dichte Haar und der nicht minder ansehnliche Bauch. Ich schätzte ihn auf etwa fünfundvierzig. Er hatte strapazierte Arbeiterhände und trug keinen Ehering, aber das hat heutzutage ja nichts zu bedeuten. Seine sanften, feuchten Augen erinnerten mich aus irgendeinem Grund an die schwarzbraunen Glasaugen des ausgestopften Eisbären in der Werkstatt des Tierpräparators, bei dem ich vor meinem letzten Jahr am College ein Praktikum absolviert hatte.

Bevor ich eine Antwort auf seine Frage herausbringen konnte, kniete sich

ein Sanitäter neben mich.

»Sieht so aus, als wäre ihm nichts passiert«, sagte Weller. »Zum Zeitpunkt der Explosion war er draußen.«

»Ich sehe ihn mir trotzdem mal an«, meinte der Sanitäter. Er hob mein Kinn an, sodass ich ihm in die Augen sehen musste. »Ich stelle Ihnen jetzt ein paar simple Fragen, die Sie mir bitte beantworten. Wie heißen Sie?«

»Nathaniel. Nathaniel Idle.«

»Nat Idle«, sagte der Polizist, dem ich vorher nur meinen Vornamen genannt hatte.

Der Sanitäter und ich drehten uns nach ihm um. Weller sah zur Seite. Ich fühlte mich an einen schlechten Spieler erinnert, der vergeblich versucht, ein

Pokerface aufzusetzen. Ehrlich gesagt, war ich nicht überrascht.

Ein Jahr zuvor hatte ich bei meinen Recherchen für einen Artikel über die HIV-Epidemie, die unter den ausländischen Prostituierten der Stadt grassierte, einen beunruhigenden Hinweis erhalten. Offenbar nahmen einige Polizeibeamte, die eigentlich die kriminellen Ringe hinter den örtlichen Bordellen sprengen sollten, die Dienste der dort beschäftigten Frauen in Anspruch. Als einer der Cops, ein gewisser Timothy Aravelo, erfuhr, dass er sich möglicherweise selbst mit dem Virus infiziert hatte, schlug er eine zwanzigjährige malaysische Prostituierte

mit dem Griff seiner Taschenlampe nieder. Dafür wurde er zusammen mit zwei Kollegen verurteilt.

Offiziell wurde ich von verschiedenen Polizeibeamten für meine Arbeit belobigt, wie es politisch korrekt war. Inoffiziell wurde mir vorgeworfen, die privaten Probleme eines einzigen korrupten Cops zu einem Kreuzzug aufgebauscht zu haben. Ich galt als Sensationsjournalist, der nur auf Effekthascherei aus war.

»Keine erkennbaren Knochenbrüche, eine Verletzung an der Stirn, Abschürfungen an Knie, Ellbogen und Händen. Wie es bei einem heftigen Sturz zu erwarten ist«, sagte der Sanitäter.

»Sie haben das Richtige getan«,

meinte Danny Weller.

Der Sanitäter fühlte sich angesprochen, aber mir war klar, dass Weller mich gemeint hatte.

»Danke«, erwiderte ich. »Hören Sie, Officer, irgendwas stimmt da nicht. Eine ganz merkwürdige Sache und ...«

Weller schnitt mir das Wort ab. »Wir befragen alle, die sich in der Umgebung aufgehalten haben, solange die Eindrücke noch frisch sind. Sie sind der Nächste.«

Er gab mir die Hand, um mir aufzuhelfen. Dabei beugte er sich dicht zu mir. »Normalerweise stellt Lieutenant Aravelo ein paar freundliche Fragen und entlässt die Leute mit einem Klaps auf

den Rücken. Ich hoffe, Sie bekommen  
keine Sonderbehandlung.«

*Die Polizei hatte in einem Zeltpavillon vor der Kuma-Sushi-Bar eine provisorische Einsatzzentrale eingerichtet.*

Die Gesetzeshüter und vor allem das Militär sind berüchtigt für ihre Zerstörungswut, der gelegentlich Eingangstüren, Häuser, ja ganze Dörfer zum Opfer fallen. Ich dagegen bewundere sie als ausgezeichnete Baumeister. Drücken Sie einem Trupp Männer in Tarnuniform Schaufeln, Stangen und Zeltplanen für Dächer und Seitenwände in die Hand, und sie

errichten Ihnen innerhalb einer Stunde eine komplette Zeltstadt einschließlich der entsprechenden Sanitäreinrichtungen.

Danny Weller hatte mich zur Einsatzzentrale gebracht. »Warten Sie hier.« Damit ließ er mich vor dem gelben Absperrband stehen, mit dem das Zelt gesichert war, und ging allein weiter. Wahrscheinlich um drinnen zu melden, dass der nächste Kandidat für die Befragung eingetroffen war. Mir fiel ein, wie mein Friseur die Präsidentenwahl von 1996 ausschließlich anhand von Doles und Clintons Haarschnitt analysiert hatte. Wir können nicht anders, wir sehen die Welt durch die Brille unserer täglichen Arbeit. Obwohl ich fast in die Luft

gesprengt worden und nur knapp mit dem Leben davongekommen war, konnte ich nicht aus meiner Haut als Journalist. Überall entdeckte ich Stoff für Storys. Da war zum Beispiel der Junge in dem zerfetzten, überlangen Hemd, auf dessen Rückseite ein Schlagzeug spielender Frosch prangte. Er tröstete seine weinende Mutter, wo es doch eigentlich umgekehrt hätte sein sollen.

»Gehen wir.« Weller führte mich durch eine Lücke im Absperrband. »Der Lieutenant ist so weit.«

Im Inneren des Zelts herrschte hektische Betriebsamkeit. Ein halbes Dutzend Cops war mit den verschiedensten Tätigkeiten beschäftigt.

Polizisten brüllten Befehle in Walkie-Talkies, ein Beamter tippte etwas in einen Laptop ein, ein weiterer installierte ein professionell wirkendes Funkgerät. Allen war die intensive Konzentration anzumerken. Es war der Augenblick, für den diese Männer und Frauen ausgebildet worden waren, und sie begegneten ihm mit Autorität und Entschlossenheit.

Weller nahm mich am Ellbogen und bugsierte mich in eine Ecke des Zelts. »Ich habe ihm gesagt, wer Sie sind, und ihn darauf hingewiesen, dass Sie ziemlich mitgenommen wirken«, flüsterte er mir zu. »Ob das was geholfen hat, weiß ich nicht. Er kann ein wenig nachtragend sein.«

Und ein wenig zu groß geraten, wie sich herausstellen sollte.

Die Aravelos sahen aus, als hätte sich ihre Mutter mit einem Berg eingelassen. Schwere Knochen, massiger Brustkorb und die starken, fleischigen Hände, die einen Politiker ausmachen. Vielleicht konzentrierte ich mich deswegen auf das einzige kleine Körperteil, das ich entdecken konnte: den unverhältnismäßig winzigen Adamsapfel des Lieutenants. Er sah aus wie ein Irrtum der Natur.

»Dodo«, sagte Aravelo mit lauerndem Blick.

Ich drehte mich nach Weller um.

»Der Lieutenant liebt Spitznamen«, erklärte dieser. »Das klingt jovial.

Tatsächlich will er damit zeigen, wer das Sagen hat.«

»Das wäre alles, Danny-Boy. Verzieh dich«, sagte der Lieutenant ohne die geringste Verlegenheit. »Wir brauchen keinen Aufpasser.«

Wellers Kiefermuskeln verspannten sich. Er drehte sich um und verschwand.

Aravelo zog seinen Stuhl näher an mich heran. »Der Dodo – eine ausgestorbene Vogelart. Ein Schicksal, das euch Printjournalisten auch ereilen wird. Die Nachrichtenübermittlung über das Internet ist viel effizienter, das wird euer Tod sein.«

In San Francisco dachten selbst die Cops in Geschäftsmodellen. Ganz zu schweigen davon, dass »Dodo« auch

»Trottel« hieß.

»Zunächst einmal möchte ich betonen, dass ich mir diesen Fall nicht nehmen lasse«, fuhr der Lieutenant fort. »In ein paar Stunden stellen FBI, Staatspolizei und wahrscheinlich auch die Marines hier alles auf den Kopf. Aber für das San Francisco Police Department leite ich die Ermittlungen. Und dabei bleibt es, selbst wenn wir letztendlich nur eine kleine Rolle spielen.«

Offenbar fiel ihm meine verwirrte Miene auf.

»Ich werde Sie wie jeden anderen Gast im Lokal behandeln – nicht wie den Mann, der mit seiner besserwisserischen Schreiberei das Leben meines Bruders

zerstört hat. Soweit es mich angeht, gehört das in die Vergangenheit – oder in die Zukunft. Im Augenblick ist es irrelevant.«

Vermutlich hatte er Angst, dass ihm der möglicherweise größte Fall seiner Laufbahn entzogen wurde, wenn ein Interessenkonflikt drohte.

»Sie haben das Gespräch auf meinen Job gebracht«, sagte ich ruhig.

Aravelo ignorierte mich und wandte sich an seinen Protokollführer. »Es geht los«, sagte er. Dann drehte er sich zu mir. »Was wollten Sie heute in dem Café?«

Die Frage klang harmlos, besaß aber einen unangenehmen Beigeschmack.

»Ich habe einfach nur dagesessen und

ein Buch gelesen.«

»Und deswegen waren Sie in dem Café?«

»Ja, das habe ich doch gerade gesagt.«

Aravelo musterte mich. »Nein, Sie haben nur gesagt, was Sie dort getan haben. *Warum* Sie in das Café gegangen sind, haben Sie mir nicht erklärt.«

»Also gut, ich wollte dort lesen, Kaffee trinken und unter Leuten sein, die genau dasselbe tun.«

»Lesen Sie oft in der Öffentlichkeit?« Bei ihm klang das wie Exhibitionismus.

Ich zuckte die Achseln.

Aravelo warf einen flüchtigen Blick auf seinen Protokollführer. Dann sah er

mich eindringlich an. »Hören Sie, mehr als fünfzehn Menschen sind bei diesem völlig unerklärlichen Zwischenfall zu Schaden gekommen. So etwas darf es eigentlich gar nicht geben. Also gibt es keine dummen Fragen. Noch einmal: Wo waren Sie zum Zeitpunkt der Explosion?«

Ich seufzte. Sein Stil gefiel mir nicht, aber er hatte Recht. »Ich stand an der Eingangstür. Ich wollte ... kurz nach draußen gehen.«

»Sie haben also genau im Augenblick der Explosion das Café verlassen.« Er legte eine kurze Pause ein. »Gab es dafür einen Grund?«

Ich hatte gewusst, dass diese Frage kommen musste, war mir aber nicht

sicher, was ich sagen sollte. Wenn ich nicht ehrlich war, konnte das die Ermittlungen behindern. Andererseits wollte ich nicht in die Sache verwickelt werden, und genau das würde passieren, wenn ich alles erzählte. Ich entschied mich für den Mittelweg.

»Ich habe eine Frau gesehen«, sagte ich. »Sie ging an meinem Tisch vorbei und fiel mir auf, weil sie so ...«

Ich suchte nach dem richtigen Wort, fand aber nur eine Empfindung, mit der ich nichts anfangen konnte, eine Mischung aus Hoffnung und tiefer Einsamkeit.

»So was?«, fragte der Lieutenant.  
»Beschreiben Sie sie.«

»Anmutig.«

»Und deswegen sind Sie dieser fremden Frau auf die Straße gefolgt?«

Vielleicht klang das ein wenig merkwürdig, aber so merkwürdig auch wieder nicht. Jeder Mann begegnet manchmal einer Frau, die ihn so fasziniert, dass er ihr ein Stück nachgeht oder sich neben sie an die Bar setzt, in der Hoffnung, dass sich eine Gelegenheit ergibt, sie anzusprechen. Ich erzählte, was passiert war – zumindest das meiste davon. Ich sagte, dass ich nicht in die Nähe der Frau kam, weil sie – offenbar in Eile – das Café verließ und in einen roten Saab neueren Modells sprang.

Aravelo ging sofort darauf ein.

»Fahndung nach einem roten Saab neueren Modells, der von einer attraktiven ...«

Er sah mich an. Offenbar erwartete er, dass ich ihm half, den Satz zu beenden.

»Sie hatte hellbraunes Haar«, ergänzte ich, ohne mir sicher zu sein.

»... Brünetten gefahren wird«, diktierte Aravelo energisch. »Das reicht!« Er sah mich an. »Noch eine Frage. Welchen Pseudoskandal decken Sie im Moment gerade auf?«

Ich zuckte die Achseln. Aravelo entließ mich, erklärte aber, er werde sich bei mir melden.

Abschätzend betrachtete ich meine Umgebung: zahllose Kranken- und Feuerwehrwagen, kriminalistische

Hightech-Ausrüstung, Schaulustige und Vertreter der Medien, die am anderen Ende des Häuserblocks von blauen Sperren zurückgehalten wurden. In der Nähe warteten mehrere leicht verletzte Gäste aus dem Café auf ihre Befragung durch Aravelo. Auf der anderen Straßenseite richtete eine Blondine ihr Teleobjektiv auf meinen Kopf. Wollte sie mich fotografieren?

Mit raschen Schritten ging ich in ihre Richtung. Sie stand immer noch hinter dem gelben Absperrband und fotografierte den Tatort. Eine Narbe, die mich entfernt an die Küstenlinie von Kalifornien erinnerte, zog sich über ihr Kinn. Aus der Nähe fiel mir ihre Kamera

auf. Es war ein altes, nichtdigitales Modell in einer Ledertasche mit weichem, braunem Futter. Trotz des Teleobjektivs kein besonders guter Apparat für eine professionelle Journalistin. Ich fragte die Frau, ob sie mich fotografierte und warum.

»Ich bin Freiberuflerin«, erklärte sie.  
»Ich tue nur meine Arbeit.«

Sie richtete die Kamera auf mich. Ich fuchtelte mit den Händen vor meinem Gesicht herum. »Kennen Sie Annie Kindle?«, platzte ich dann zu meiner Überraschung heraus.

In diesem Augenblick ging auf dem Gehweg ein Vater mit seinem Sohn an der Hand vorbei. »Daddy, was ist mit dem Mann los?«, wollte der Junge

wissen.

Ich sah an mir herab. Kein Wunder, dass ich dem Kind aufgefallen war. Shorts und Hemd waren zerfetzt, meine Knie aufgeschürft, die Hände rot von getrocknetem Blut. Mein rechter Ellbogen war bandagiert. Splitt hatte sich in meine Schienbeine gegraben. Ein lohnendes Objekt für eine Fotografin.

Ich holte tief Luft. Dann schloss ich die Augen und kehrte in eine unwiderruflich vergangene Zeit zurück: zu Annies Lachen. Vielleicht war ich der einzige Mensch auf Erden, der sich auf den ersten *Klang* verliebt hatte.

*Es tanzte durch Jeremy's Bar and Grill.* Es schwebte über dem Stimmengewirr der flirtenden Paare und ließ mich über meinem Guinness erstarrten. Ihr Lachen war klar, selbstbewusst, frei.

Normalerweise trank ich nicht allein. Aber normalerweise zog ich mich auch nicht in kleine Bergstädtchen zurück, um Entscheidungen zu treffen, die mein Leben bestimmen sollten.

Wenn eine Stadt »Beach« heißt, denke ich eigentlich ans Meer, aber Kings Beach liegt drei Stunden nord östlich

von San Francisco am Nordufer des Lake Tahoe.

Die Stadt hat hauptsächlich einfache Motels und Restaurants zu bieten und Kajakvermietungen, die auf Ski umsteigen, wenn die Sonne dem Schnee weicht. Ein Ferienort für Familien oder, in meinem Fall, ein zeitweiliger Rückzugsort für verwirrte Hochschulabgänger.

Das Lachen gehörte zu einer schlanken Brünetten mit Schulterlangem Haar und dunklem Teint, der vermuten ließ, dass sie asiatisches Blut hatte. Vielleicht entsprach sie nicht dem klassischen Schönheitsideal, aber sie war

hundertprozentig mein Typ. Sie wirkte sanft, leidenschaftlich und freundlich – oder einfach nur bemüht zu gefallen.

Ihre Freundin war ein ganz anderer Fall.

Als die beiden näher kamen, merkte ich, dass die einzigen freien Plätze in der Bar die Hocker neben mir waren.

Mir blieben nur Sekunden, aber ich handelte schnell. In aller Eile wandte ich mich ab, führte mein Bier an die Lippen und widmete mich angelegentlich dem Baseballspiel, das im Fernsehen lief. Hätte ich auch nur einen Augenblick später reagiert, hätten die beiden mich dabei ertappt, wie ich sie anstarrte. Dann wäre ich als Lustmolch abgestempelt gewesen und – noch

schlimmer – hätte den Vorteil gespielter Gleichgültigkeit verloren. Jemand tippte mir auf die Schulter. Die Freundin.

»Ist hier frei?«, fragte sie, wobei mir ihr Ton deutlich zu verstehen gab, dass ein Ja oder Nein als Antwort völlig ausreichte.

»Nur zu«, sagte ich und drehte mich zu den beiden um. »Für Sie immer.«

Die Frau meiner Träume lächelte.  
»Danke.«

Ihre Freundin schien mein Interesse zu spüren und holte zu einem Präventivschlag aus. »Das ist ein Frauenabend. Also bitte keine Flirtversuche«, sagte sie. Dann wurde sie einen Tick freundlicher. »Ihr Bier

wird warm.«

Eigentlich hatte ich gar nichts mehr trinken wollen, aber jetzt blieb mir keine Wahl. Ich bestellte noch ein Bier. Ich plauderte mit dem Barkeeper und sah mir das Spiel an. Ich unterhielt mich mit einem Paar rechts von mir, das nach einer sechsstündigen gemeinsamen Mountainbiketour froh war, sich mit einem unbeteiligten Dritten unterhalten zu können.

Hinter der Bar war ein Spiegel angebracht, in dem ich unauffällig mein Äußeres überprüfte. Von der Attraktivität her zähle ich mich zum oberen Fünftel der Bevölkerung,

allerdings mit beträchtlichen Schwankungen. Ich bin einen Meter achtzig groß, durchtrainiert, kräftig und habe eher kurze Beine. Mit dem dunkelbraunen Haar und der markanten Nase wirke ich ein wenig südländisch. Manchmal werde ich mit exotisch wirkenden Charakterdarstellern verglichen, die gerade in Mode sind. »Das ist natürlich als Kompliment gemeint«, heißt es dann immer, aber der Ton gibt mir zu denken. Mein X-Faktor ist der Haarschnitt. Wenn der stimmt, arbeite ich mich bis in die oberen zehn Prozent hoch. Wenn nicht, lande ich abgeschlagen im Mittelfeld.

Als sich mein Blick vom Spiegel löste, merkte ich, dass sich mir endlich

die lang ersehnte Gelegenheit bot.

Die Freundin meiner Schönen stand auf und entschwand in Richtung Toilette. Nach einer Anstandspause von zehn Sekunden tat ich so, als hätte ich ihre Abwesenheit eben erst bemerkt.

»Darf ich jetzt mit Ihnen reden?«, fragte ich. »Ich will nicht gegen die Genfer Konvention und andere Abkommen verstößen.«

»Nur, wenn wir ganz leise sind«, flüsterte sie. »Sonst muss ich wieder nachsitzen.«

Ich hatte einen Artikel gelesen, in dem ein Flirtexperte empfahl, abzuwarten, bis sich die Frau von sich aus vorstellte und damit ihr Interesse bekundete. Aber

diese Frau hier hatte Besseres verdient als Salonintrigen. Außerdem blieb mir nicht viel Zeit. »Nat«, sagte ich.

»Ich bin Annie.«

»Ich habe einen Fluchtplan«, sagte ich. »Glauben Sie, wir können einen Tunnel durch die Bar graben?«

Annie griff nach ihrem Drink – einer roten Flüssigkeit in einem niedrigen Glas. »Kümmern Sie sich nicht um Sarah. Sie versucht nur, mich zu schützen – vor Nervensägen und Männern, die nicht wissen, dass Doppelzüngigkeit und Lügen die Waffen einer echten Dame sind.«

Sie lächelte.

»Jetzt aber Schluss«, sagte eine Stimme hinter uns. Sarah war zurück und

legte offenkundig keinen Wert darauf, dass sich zwischen uns eine Beziehung entwickelte. »Ich habe Sie gewarnt, junger Mann. Keine Gespräche irgendwelcher Art.«

Annie zuckte die Achseln. War es Gleichgültigkeit oder Resignation? Dann griff sie nach ihrer Jacke. »Bis irgendwann.«

»Sie werden mir noch dankbar sein«, verkündete Sarah, als die beiden davongingen.

Ich sah keinen Weg, sie aufzuhalten, sofern ich nicht als verzweifelter, zwanghafter Irrer dastehen wollte. Doch unmittelbar bevor sie die Tür erreichten, zögerte Annie und blieb stehen.

Vielleicht hatte sie es sich anders überlegt, oder ihr waren Zweifel gekommen, auf jeden Fall drehte sie sich um, ging zwei Schritte in meine Richtung und sagte für mich gerade noch hörbar: »Pink Salamander«. Zumindest klang es so. Dann war sie verschwunden.

Falls das ein Gruß sein sollte, konnte ich nichts damit anfangen, und als Geheimbotschaft sagten mir die Worte ebenso wenig. Einen halben Tag lang suchte ich das Telefonbuch und die Straßen und Gassen der Stadt nach einem Hotel, einer Bar, einem Restaurant oder sonst irgendeinem Etablissement mit dem Namen Pink

Salamander oder jeder nur denkbaren Variation davon ab. Am vielversprechendsten klang noch ein Tattooound Fingernagelstudio namens Chamäleon. Die trotz ihrer zahlreichen Piercings hausbacken wirkende Besitzerin erklärte mir, ich sei ein moderner Don Quichotte, und meine Suche müsse vergeblich bleiben, bis ich den Weg zu Gott gefunden habe.

Am nächsten Tag fuhr ich durch die ganze Stadt, in der Hoffnung, zufällig auf Annie zu stoßen. Stundenlang saß ich in Jeremy's Bar and Grill herum. Ich fragte überall. Keine Sarah, keine Annie, kein Glück.

Nachdem ich meinen Aufenthalt bereits um einen Tag verlängert hatte,

sah ich mich gezwungen, aufzugeben. Ich packte meinen Toyota 4Runner und versuchte, vernünftig zu denken. So hübsch war sie auch wieder nicht.

Außerdem ließ sie sich entweder von ihrer Freundin alles vorschreiben, oder sie fand mich nicht attraktiv genug. Also, was sollte das Ganze?

Zumindest in einer Hinsicht war meine Reise ein Erfolg gewesen. Ich hatte beschlossen, den Beruf zu wechseln. Zwei Monate zuvor hatte ich mein Medizinstudium abgeschlossen, aber ich musste mir eingestehen, dass ich die Ausbildung furchtbar gefunden hatte und nicht als Arzt arbeiten wollte.

Fast eine Woche lang hatte ich oben in

den Bergen darüber nachgedacht, ob ich mich bei einem Krankenhaus bewerben sollte, hatte mich aber dafür entschieden, Medizijnjournalist zu werden. Statt ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft zu werden, wie es jeder vernünftige Mensch getan hätte, wollte ich lieber über Gesundheitsthemen von öffentlichem Interesse schreiben. Außerdem konnte ich mir meine Zeit so deutlich freier einteilen, als wenn ich Doktor spielte. Die Tatsache, dass ich mit hunderttausend Dollar in der Kreide stand und trotzdem Journalist werden wollte, deutete darauf hin, dass ich den richtigen Idealismus für einen solchen Sprung ins kalte Wasser besaß.

Auf dem Heimweg kam ich an der

Marina am Stadtrand vorbei. In letzter Sekunde kam mir der Gedanke, die Bootsliegeplätze zu überprüfen – immerhin ist der Salamander ein Tier, das sowohl im Wasser als auch an Land lebt.

Vermietet wurden die Liegeplätze in Ernie's Tackle and Dive Shop, der neben Anglerbedarf auch Taucherausrüstungen anbot. Der Verkäufer sah aus, als stünde er unter Drogen, und wollte mir ohne Genehmigung des Geschäftsführers, der bald kommen sollte, nichts zu den Booten und ihren Liegeplätzen sagen. Die Vorstellung, einen Liegeplatz nach dem anderen abzugehen, war selbst mir

zu viel.

Also wartete ich und probierte in der Zwischenzeit die Taucherbrillen auf.

»Endlich, mein edler Ritter in der schimmernden Taucherrüstung«, sagte eine Stimme.

Die *Salamander*, auf der Annie und Sarah ihren Urlaub verbrachten, lag ganz in der Nähe.

»Ich hatte wirklich gehofft, dass wir uns wiedersehen«, sagte ich.

»Ich auch«, erwiderte Annie.

*Für unser erstes Rendezvous hatte ich eine flippige mexikanische Bar im Mission District vorgeschlagen. Das Essen dort war ebenso typisch wie die Mariachiband, die unangenehme Gesprächspausen überbrücken konnte, falls wir uns nichts zu sagen hatten.*

Ich bin im Allgemeinen nicht abergläubisch, aber als ich auf dem Weg zu unserem Treffen auf dem Gehweg ein Fünfcentstück mit gezacktem Rand entdeckte, hob ich es auf, wünschte mir etwas und warf es über die linke Schulter. Wahrscheinlich vermischtet ich

dabei verschiedene Rituale. Auf jeden Fall wusste ich genau, was ich mir wünschte, und stellte mir vor, dass die Münze fünfmal so viel Zauberkraft besaß wie ein Penny. Vielleicht gab es auch für mich jemanden, der mich aus meiner Rolle als unbeteiligter Beobachter erlöste. Hoffentlich mochte diese Person Margaritas.

Annie trug ein eng anliegendes, ärmelloses T-Shirt. Offenkundig besaß sie genug Selbstvertrauen, um sich ein wenig zu lässig zu kleiden.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme«, sagte sie. »Der Verkehr auf dem Highway 101 war mörderisch.«

Annie pendelte nach Palo Alto, einem Vorort von San Francisco, den der Rest der Welt als Silicon Valley kennt.

Ich stellte ihr einen Drink hin. »Trinken wir auf eine Welt, in der Kinder nicht hungern, Obdachlose im Four Seasons wohnen und es auf den Freeways keinen Stau gibt«, sagte ich.

Sie erzählte mir das Wichtigste über sich. Sie war sechsundzwanzig und in San Francisco aufgewachsen. Studiert hatte sie an einem Elite-College im Nordosten. Sie ging nur selten aus, weil ihr Lachen immer wieder als Zeichen für Verliebtheit missdeutet wurde und Verehrer anzog, mit denen sie eigentlich nur befreundet sein wollte. In Zukunft

wollte sie bei ihren Verabredungen daher am liebsten über deprimierende Themen sprechen, die jede Vertraulichkeit im Keim erstickten.

»Phobien zum Beispiel.«

Sie lachte. »Ich habe tatsächlich eine Wattestäbchen im Ohr.«

»Angst, dass sie sich ins Gehirn bohren?«

»Weniger. Mein Kopf ist der einzige Ort, an dem ich wirklich allein sein kann.«

»Und gibt es etwas, das Sie traurig macht?«

Auch das gab es: die letzten dreißig Sekunden von *Saturday Night Live*, wenn der Abspann lief und die Schauspieler winkten, weil sie dann aus

der Traumwelt der Show in den Alltag zurückkehren musste. Annie erzählte mir, dass sie bei Kindle Investment Partners, der Firma ihres Vaters, arbeitete, weil sie herausfinden wollte, ob sie eine Begabung dafür besaß, durch die richtige Investitionsstrategie aus kleinen Unternehmen große Unternehmen zu machen. Sie selbst fand sich in dieser Hinsicht nicht besonders talentiert, aber ihr Vater war anderer Ansicht. Er sei einer der mächtigsten Risikokapitalanleger im Valley, sagte sie ohne jede Prahlerei. Wenn sie von ihrer Arbeit sprach, klang sie müde.

»Und was würden Sie lieber tun, als das große Geld zu verdienen und

Technologie zu entwickeln, die die Welt verändert?«, fragte ich.

Das gab ihr zu denken. »Immerhin habe ich einen Abschluss in Computertechnologie.«

»Offensichtlich hält sich Ihre Begeisterung dafür in Grenzen.«

»Ich weiß auch nicht, vielleicht wäre ich gern Psychologin. Psychologie war mein Nebenfach.« Dann begannen ihre Augen zu funkeln, als wäre ihr ein Gedanke gekommen. »Am liebsten wäre ich Tierärztin.«

»Sie könnten beides miteinander verbinden – Tiertherapeutin«, schlug ich vor. »Ich hatte mal einen Hund, der hätte ein paar Stunden auf der Couch gut gebrauchen können.«

»Bei Tieren weiß man immer, woran man ist. Futter und Liebe, Futter und noch mehr Futter«, sagte sie. »Man kann ihnen eher vertrauen als Menschen.«

»Menschen müssen auch essen.«

»Letztendlich ist wohl jeder bestechlich.«

Ich erzählte ihr in groben Zügen meine Geschichte. Ich war in Denver aufgewachsen, als Kind großzügiger, aber nur zur Mittelschicht gehörender Regierungsangestellter. Wann immer möglich, ging ich am Wochenende zum Wandern, Klettern und Angeln in die Berge. Teils, weil ich gern an der frischen Luft war. Teils, weil ich einfach

nur weg wollte. »Mein Bruder war überall der Beste.«

»So etwas kenne ich«, sagte sie.

»Sie haben auch einen Bruder?«

»Nein, aber ich kenne das Gefühl, im Schatten zu stehen. Bei mir ist es mein Vater. Er hat große Pläne für mich. Seine ›lächelnde Vollstreckerin‹ nennt er mich. Sehe ich aus, als würde ich lächeln?«

»Eher grinsen.«

»Er denkt, ich bin wie er. Angeblich bin ich aus Stahl.« Sie sprach plötzlich eine Oktave tiefer: »Annie, die Kindles sind Eroberer!«

»Wie Dschingis Khan sehen Sie aber nicht gerade aus.«

»Bei Ihnen scheint meine Taktik zu

funktionieren«, sagte sie.

Annie konnte wunderbar zuhören. Ihr Blick hing an mir, als ich ihr von mir erzählte.

Zum Beispiel von dem Vorfall, der das Ende meiner Laufbahn als Arzt eingeläutet hatte. Im dritten Studienjahr absolvierte ich ein Praktikum in der pädiatrischen Onkologie und schloss dabei Freundschaft mit einem Neunjährigen, der an Leukämie erkrankt war. Am Mittwochnachmittag nahm ich mir immer eine Stunde Zeit für Jacob. Meistens spielten wir »Mensch ärgere dich nicht«.

Dann bekam er eine

Lungenentzündung, die ihn in seinem geschwächten Zustand innerhalb von zwei Wochen umbringen musste. Der betreuende Arzt wollte der Natur ihren Lauf lassen, aber ich fand, wir sollten die Lungenentzündung mit Antibiotika behandeln und anschließend bei der Krebserkrankung auf eine Remission hoffen. Das war nicht unvernünftig, aber ich hatte von der Infektion erfahren, nachdem ich am Vortag mein übliches Spiel mit Jacob hatte ausfallen lassen. Von Schuldgefühlen gepeinigt, stritt ich mich vor den Eltern heftig mit dem Arzt. Er bat mich auf den Gang hinaus und erklärte mir, ich sei zu engagiert – was im Medizinerjargon für »unprofessionell« stand.

Annie riss die Augen auf. »Was haben Sie gesagt?«

»Na ja, ich habe ihn mehr oder weniger mit Dr. Kevorkian verglichen.«

Annie fing an zu lachen.

»Mit dem Kerl, der wegen mehrfacher Sterbehilfe im Gefängnis sitzt? Sie haben Ihren Chef praktisch einen Mörder genannt.« Das klang beeindruckt. »Das ist entweder sehr mutig oder extrem dumm.«

»Die Eltern waren meiner Meinung. Der Junge bekam die Antibiotika und lebte noch zwei Monate.«

Ich erhielt eine Abmahnung, natürlich nicht wegen Jacobs Tod, sondern wegen meines überzogenen Protests.

Je mehr ich Annie von mir erzählte, desto weniger sah ich sie an. Stattdessen starrte ich wie gebannt auf die allmählich erstarrenden Reste einer Portion Nachos. Aber ich nahm jede ihrer Reaktionen intensiv wahr. Ich hatte das Gefühl, dass sie meine Sicht der Welt aufgriff und sie sich zu eigen machte. Für mich war das eine willkommene Abwechslung, nachdem die meisten anderen, einschließlich meiner Freunde, meinen Berufswechsel als Versagen betrachteten. Manchmal fiel es mir schwer, mich davon nicht anstecken zu lassen. Als ich aufsah, erwiderte Annie meinen Blick.

»Ich bin froh, dass du am Lake Tahoe

nach mir gesucht hast.« Sie senkte den Blick. »Ich habe auch nach dir Ausschau gehalten.«

Dann beugte sie sich vor und küsstete mich auf die Wange. Ich schmolz dahin.

Wir schlenderten an Tortilla-Restaurants und Billigkaufhäusern vorbei.

»Dunkle Gassen gehören zu den romantischsten Orten überhaupt«, sagte ich, als wir an einen kleinen Durchgang zwischen zwei Gebäuden kamen, und nahm Annies Hand. Wir fingen an, uns zu küssen. Sie legte meine Hand auf ihren Rücken und schmiegte sich an mich.

»Fahren kannst du aber nicht mehr«, stellte ich fest, als wir beide nach Luft

schnappten.

Sie holte ihr Handy hervor, entschuldigte sich und wählte eine Nummer. Danach küssten wir uns weiter, bis jemand hupte. Vor der Passage war ein dunkler BMW vorgefahren. »Ich werde abgeholt«, sagte sie.

Ohne meine Hand loszulassen, öffnete sie die Tür. Dann stieg sie in den dunklen Wagen, und die Limousine rollte davon.

*Immer noch benommen* von der Explosion fuhr ich nach Hause. Ich lebte in Potrero Hill, einem früheren Gewerbegebiet, das sich mehr und mehr zur Wohngegend entwickelt hatte. Während des Internetbooms war der Wohnraum knapp geworden, und so war ein Teil der plötzlich zu Wohlstand gelangten Twens in Potrero gelandet.

Meiner Wohnung gegenüber lag Meatless Ray's, ein Bioladen, der außer Lebensmitteln homöopathische Medikamente und Fleischersatz auf Tofubasis führte. Der Inhaber des

winzigen Waschsalons daneben bot auch technische Unterstützung bei Computerproblemen an. So war das San Francisco nach dem Boom – getragen von Bioweizen und E-Mail-Verkehr, kämpfte es um seinen Wiederaufstieg.

Mein Lieblingsetablissement war das Past Time, eine Bar, die nur drei Häuserblocks von meiner Wohnung entfernt lag und bis vier Uhr morgens geöffnet hatte. Das Lokal selbst war nicht weiter bemerkenswert. Die Gäste dafür umso mehr, vor allem Dennis »Bullseye« Leary und seine Frau Samantha.

Vieles deutete darauf hin, dass die Learys die schmale Grenze zwischen Genie und Wahnsinn überschritten

hatten, wie immer wieder behauptet wurde. Auf jeden Fall waren die beiden schillernde Persönlichkeiten mit erstaunlichem Wissen. Wer kennt schon die durchschnittliche Gesamttrefferquote jedes Startspielers, der mehr als zwei Spielzeiten bei den San Francisco Giants verbrachte?

Bullseye. Seine Stärke waren Zahlen, die er sich problemlos merkte, und Mathematik. Seine Schwäche war so ziemlich alles andere. Wichtige Dinge wie eine feste Arbeit oder regelmäßige Körperpflege fielen ihm schwer, aber auch kleine Aufgaben konnten für ihn zur Herausforderung werden. Einmal verfehlte er das Dartboard so weit, dass

er eine Kellnerin traf, die in einem Winkel von fünfundvierzig Grad zur Scheibe stand. Typisch Bullseye eben.

In der Bar kursierte eine unbestätigte Version seiner Lebensgeschichte, der zufolge Bullseye früher eine Chevron-Tankstelle geführt und damit gut verdient hatte. Angeblich war es nach lautstarken Auseinandersetzungen zum Bruch mit der Firmenzentrale gekommen.

Samantha hatte ihr eigenes Spezialgebiet. Sie war eine spirituelle Heilerin, wie es im New-Age-Jargon hieß, und verstand es, durch Handauflegen Kopfschmerzen, Sportverletzungen und Berufskrankheiten zu heilen. Manche Menschen nannten das Akupressur. Für uns war sie einfach

»die Hexe«.

Samantha besaß ein Gespür für Stimmungen. Außerdem behauptete sie, Häuser von Geistern und Dämonen befreien zu können. Nachdem deren Existenz nur schwer nachweisbar ist, wurde dieser Punkt in der Bar immer wieder kontrovers diskutiert. Dank der grellbunten selbst gestrickten Mützen, die angeblich ihre Körpertemperatur regulierten, war sie schon aus weiter Ferne zu erkennen.

Samantha und Bullseye stritten gern. Einmal kam es zu einer erbitterten Auseinandersetzung über die Frage, ob er im Jenseits an sie gebunden sein würde, sofern es ein Leben nach dem

Tod gäbe.

Der Streit dauerte Tage. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sie einander überhaupt nicht mochten, sondern nur liebten. Ihre Beziehung stellte ihr Selbstverständnis und ihre Toleranz regelmäßig auf die Probe. Immerhin verabreichte Samantha Massagen, bei denen sie sich zwar platonisch, aber sehr intensiv mit den Körpern und Seelen ihrer Patienten befasste. An Bullseyes Stelle hätte ich mich deutlich mehr darüber aufgeregt als er.

Wenn die Learys schlecht drauf waren, besaßen sie hohen Unterhaltungswert. An guten Tagen waren sie echte Freunde. Nach Annies Tod hatte ich mich von vielen meiner

alten Freunde zurückgezogen, was beiden Seiten entgegenkam. Ich brauchte Abstand von meinem früheren Leben, weil ich die wohlmeinenden Versuche, mich mit immer wieder neuen Frauen zu verkuppeln, nicht mehr ertrug. Meine alten Freunde dagegen konnten mit der Melancholie nicht umgehen, die mich umgab. Außerdem waren viele von ihnen Assistenzärzte im Krankenhaus, sodass ihnen neben der Arbeit höchstens noch Zeit zum Schlafen blieb. Samantha und Bullseye füllten die Lücke. Oft hörten sie einfach nur zu. Diesmal hatte ich wirklich etwas zu erzählen.

»Bonds hat zwei von vier Bällen geschlagen«, sagte Bullseye, als er mich

sah. »Aber das Interessanteste kommt noch.«

Bullseye hatte mit Sicherheit von der Explosion im Café gehört, konnte aber nicht wissen, dass ich dort gewesen war. Daher war die Tatsache, dass er meine zerrissene Kleidung völlig ignorierte, angesichts seiner mangelnden sozialen Kompetenz nicht weiter ungewöhnlich.

»Arbeitsteilung«, schlug ich vor. »Ich hole uns ein Bier, und du erzählst mir, was so interessant war.«

»Im zehnten Inning hatte er einen Walk«, erklärte Bullseye. »Damit ist sein On-Base Percentage nicht nur der höchste, den je ein Spieler so spät in der Saison erreicht hat, sondern der höchste überhaupt nach dem ersten Monat einer

regulären Saison.«

Ich stellte die Biergläser ab, die ich an der Theke geholt hatte. »Ich war im Sunshine Café.«

Bullseye sagte nichts, aber ich spürte, dass er den Kopf einzog, wie er es immer tat, wenn seine linke Gehirnhälfte gefordert war. Samantha legte die Hände auf meine Knie, sah mir prüfend ins Gesicht und riss mich in ihre Arme.

»Hilfe, du zerquetschst mich! Soll ich in meiner Stammkneipe ersticken, nachdem ich gerade erst einer Explosion entkommen bin?«

»Durch den Mund atmen! Das setzt die Giftstoffe frei.«

Schließlich ließ sie mich los.

Ich erzählte ihnen von meinem Abenteuer.

»Bist du sicher, dass es Annies Handschrift war?«, fragte Samantha.

Ich zuckte die Achseln. Ich hätte es schwören können, aber es war wohl unmöglich.

»Lieg das Café nicht in Annies altem Viertel?«

Ich nickte. »Ich war bei einem Basketballspiel und hatte in der Marina was zu erledigen. Sonst bin ich nicht mehr oft in dem Lokal. Wir waren da immer sonntags zum Brunch.« Es klang, als müsste ich mich verteidigen.

Samantha kniete sich vor mich auf den Boden. »Vielleicht warst du in

Gedanken bei Annie, ohne es zu merken. Die Explosion hat dich aus dem Gleichgewicht gebracht und damit ein Tor in deiner Erinnerung geöffnet. Das Ganze hat sich auf einer anderen Bewusstseinsebene abgespielt.«

»Papperlapapp«, knurrte Bullseye barsch.

In seinen Augen sah ich, dass er sein Urteil schon gefällt hatte. Er war Annie nur einmal begegnet, hatte aber sofort seine Abneigung kundgetan. Ein anderer Stammgast in unserer Bar hatte mir erzählt, dass er sie mit dem Peace-Symbol verglichen hatte: eingängig, aber ohne Substanz. Bullseye hatte nicht viel für die Reichen und Schönen übrig. Vielleicht passte meine leidenschaftliche

Liebe zu ihr auch nicht in sein mathematisches Weltbild.

Je mehr ich mich mit der Geschichte befasste, desto sinnloser kam sie mir vor. Wenn es ein Unfall gewesen war, gab es keine Erklärung für die Warnung, die ich erhalten hatte.

Andererseits konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, wieso jemand ein Café in die Luft jagen wollte, das nur von Leuten aus der Nachbarschaft frequentiert wurde.

Wir tranken noch zwei Runden, aber keiner sagte mehr etwas. Irgendwann setzte sich Samantha auf Bullseyes Schoß und fütterte ihn mit Erdnüssen, während er sich das Spiel ansah. Ich

nutzte die Gelegenheit, um unauffällig zu verschwinden. Trachtete mir jemand nach dem Leben? Oder wollte mich jemand schützen?

Vielleicht beides.

*Es war schon* nach Mitternacht, als ich endlich wieder in meinem Loft war. Ich schlepppte meinen Laptop zum Sofa, um meine E-Mails abzurufen, aber der Akku war leer. Offenbar war er den ganzen Tag eingeschaltet gewesen. Als ich den Computer am Schreibtisch eingesteckt hatte, überwältigte mich die Müdigkeit. Das Kinn sank mir auf die Brust, und ich fiel in tiefen Schlaf. Dabei träumte ich von Annie, die sich in Millionen winzige Computerpixel auflöste.

Klagendes Maunzen und ein schrilles

Klingeln rissen mich aus meinem Schlummer. Für das Maunzen war mein Kater verantwortlich, für das Klingeln mein Redakteur. Beide wollten etwas von mir.

Hippocrates, der schwarze Kater, der auf meiner Brust saß und nach Frühstück verlangte, war ein Geschenk von Samantha. Angeblich sollte er mich lehren, weniger »Hund« zu sein und stattdessen meine innere Katze zu entwickeln. Ich bellte ihm ins Gesicht, worauf er sich fluchtartig in die Küche zurückzog.

Der Anrufer war Kevin. »Hast du einen Augenblick Zeit?«

Die Kommunikation zwischen Autoren und Redakteuren ist ein weites Feld. Erstaunlich viele Gespräche beginnen mit diesen Worten. Darauf folgt jedoch keineswegs ein kurzer Gedankenaustausch. Eigentlich meint der Redakteur nämlich: »Hast du eine halbe Stunde Zeit? Ich muss dir genau erklären, wie du deinen Artikel schreiben sollst.«

Darauf antwortet der Autor »Klar doch«, was bedeuten soll: »Red du nur. Ich schreibe meine Story so, wie ich will.«

Das konnte ich mir nicht leisten. Mein Verhältnis zu Kevin – und anderen Redakteuren – verlangte großes

Fingerspitzengefühl. Als freier Journalist brauchte ich ein gutes Gespür für die Wünsche der Redakteure. Wenn ich sie verärgerte, engagierten sie mich nicht mehr. Und wenn ich keine Aufträge bekam, konnte ich die Miete nicht bezahlen und mir nichts zu essen kaufen.

Kevin war vom *American Health Journal*, für das ich drei- bis viermal im Jahr schrieb. Die Themen interessierten mich nicht besonders, aber der Verlag zahlte gut und pünktlich.

»Wir haben eine Idee für diese Mobilfunk-Story«, sagte er. »Wir wollen den Weg der Funkwellen durch das Gehirn anhand einer Grafik veranschaulichen.«

Wenn ein Redakteur »wir« sagt, meint

er »ich«.

Kevin erläuterte mir genau, wie er sich diese aufwändige, aber stark vereinfachende Illustration vorstellte. Sie sollte zeigen, wie die Funkwellen auf dem Weg vom Funkmast zum Empfänger, nämlich dem Handy am Ohr des Benutzers, durch die wichtigsten Bereiche des Gehirns wanderten.

Dann wechselte er abrupt das Thema.

»Wir brauchen den Artikel bis Freitag. Liegst du noch im Zeitplan?«

Ich warf einen Blick auf den unberührten Stapel Material, den ich bei meinen Recherchen gesammelt und auf dem Küchentisch deponiert hatte. Kevin erzählte ich, ich hätte die entsprechenden

Interviews geführt und die Fachliteratur studiert. Dann bemühte ich mich, seine Erwartungen zu dämpfen. Die vorherrschende Meinung ist, dass Funkwellen das Gehirn kaum oder gar nicht beeinträchtigen. Sensationelle Enthüllungen waren daher nicht zu erwarten. Trotzdem ist die Angst vor Mobiltelefonen verständlich. Nicht nur, weil es ein beunruhigender Gedanke ist, dass Funkwellen über den Stirnlappen unseres Gehirns hereinbrechen.

Wir trauen technischen Geräten generell nicht. Deswegen gibt es auch so viele Filme mit außer Kontrolle geratenen Computern. Früher waren Kommunisten, Außerirdische und Nazis an allem schuld, heute ist es die Technik.

Vielleicht reflektiert diese Angst unsere wachsende Abhängigkeit. Headset und Handy gehören zur Standardausstattung. Millionen von Geräten tauschen permanent Daten mit Millionen anderer Geräte, die die meisten von uns noch nicht einmal reparieren, geschweige denn konstruieren könnten. Trotzdem sind wir völlig auf sie angewiesen.

»Niemand weiß, wie sich Mobilfunk auf die Gesundheit auswirkt«, sagte Kevin. »Das muss deutlich werden. Ich stelle mir zirka zweitausend Wörter vor.«

Vielleicht hätte ich an sein Mitgefühl appellieren und mir so einen Aufschub

verschaffen sollen. Überall in den Nachrichten wurde von der Explosion berichtet. Ich hätte Kevin erzählen können, dass ich um ein Haar mit in die Luft geflogen wäre.

Aber ich wusste, was er gesagt hätte. »Das ist ja furchtbar. Geht es dir gut?« Im Klartext: »Ich brauche den Artikel bis Freitag.«

Ich versuchte, mich auf mein Recherchematerial zu konzentrieren, aber die Artikel waren für Wissenschaftler geschrieben und für normale Sterbliche todlangweilig. Besonders informativ schienen sie mir auch nicht.

Außerdem lockte der Laptop.

Wenn man zu Hause arbeitet, ist Fernsehen tabu, das weiß jeder. Ganz anders sieht es mit dem Internet aus. Fernsehen wird als reine Unterhaltung und Zeitverschwendung verteufelt, während es als Bagatelldelikt durchgeht, Yahoo! News zu lesen, die Aktienkurse zu verfolgen und alle zwei Minuten seine E-Mails abzurufen. Ablenkungsmanöver unter dem Deckmantel der Produktivität.

Auf der Homepage des *San Francisco Chronicle* fand ich drei Artikel zu der Detonation im Café. »Restaurant in San Francisco wird durch Explosion zerstört«, lautete die Hauptschlagzeile.

Dem Bericht zufolge ging die Polizei

allen Hinweisen nach, konnte im Augenblick aber weder einen Verdächtigen noch ein mögliches Motiv vorweisen. Es gab keine Anhaltspunkte für einen Terroranschlag. Fünf Menschen waren in dem Lokal ums Leben gekommen.

Dem *Chronicle* zufolge wäre die Zahl der Opfer bei schlechtem Wetter wohl höher gewesen. Ein halbes Dutzend Gäste, die sich sonst möglicherweise in dem Café aufgehalten hätten, hatten an den schweren Eichentischen draußen gesessen. Die anderen hatten nicht so viel Glück gehabt. Ich las die Nachrufe.

Simon Anderson, fünfunddreißig, war ein aufstrebender Schriftsteller gewesen. Er hinterließ eine Frau und zwei Kinder,

von denen eines adoptiert war und an Autismus litt. Andrea Knudson, fünfundzwanzig, hatte soeben ihr Jurastudium abgeschlossen und war mit der Vorbereitung auf die Anwaltsprüfung beschäftigt gewesen. Darby Station, regionaler Marketingmanager einer Firma mit Sitz in Texas, war in den Drei Bigern gewesen und Single. Und dann waren da noch Eileen und Terry Dujobe – Rentner, die sich einen gemütlichen Nachmittag im Café gönnten, ohne zu ahnen, dass es ihr letzter werden sollte. Alle stammten aus San Francisco.

Den Artikeln entnahm ich, dass mehrere Personen im Café die Explosion

unverletzt überstanden hatten. Eine davon wurde namentlich erwähnt. Der Polizei zufolge hatte eine Kellnerin namens Erin Coultran Sekundenbruchteile vor der Detonation die kleine Personaltoilette betreten. Der Raum war mit Beton verstärkt und daher nicht beschädigt worden, was ihr das Leben gerettet hatte.

Die Zeitung hatte ein Bild von Erin gedruckt, die verständlicherweise mitgenommen wirkte. Sie war dreiunddreißig und hübsch, vielleicht sogar schön. Selbst auf dem Papier wirkten ihre Augen freundlich und intelligent.

Ich spürte, wie mein Adrenalinspiegel anstieg. Es juckte mich in den Beinen,

und ich biss mir so fest in die Wange, dass ich zusammenzuckte. Mit zittrigem Finger malte ich einen imaginären Kreis um diese Erin.

Ich starrte auf ihre Augen. Hatte sie die Frau gesehen, die mir im Café die Nachricht zugesteckt hatte?

*Hoch qualifizierte Journalisten* wie ich haben gelernt, wie man Menschen aufspürt. Zum Beispiel im Telefonbuch oder im Internet. Deswegen werden wir so gut bezahlt.

Es stellte sich heraus, dass Erin Coultran zu einer Performance-Gruppe aus dem Mission District gehörte. Der Website der Truppe, die sich Heavenly Booties nannte, entnahm ich, dass sie sich der Tanzimprovisation für Frauen mit sozialem Bewusstsein verschrieben hatte. Darunter konnte ich mir nichts Konkretes vorstellen, außer dass Erin

wohl die Führung übernehmen würde, falls wir jemals miteinander eine flotte Sohle aufs Parkett legten.

Ich hielt es für unwahrscheinlich, dass das Büro der Gruppe ständig besetzt war. Falls doch, waren meine unternehmungslustigen Berufskollegen bestimmt schon da. Aber irgendwo musste ich ja anfangen.

Tatsächlich lungerte bereits eine Handvoll Journalisten auf dem Gehweg vor dem bescheidenen Gebäude herum. Es herrschte allgemeine Hektik. Das ist typisch für Reporter und liegt an der kurzen Aufmerksamkeitsspanne, die zu diesem Beruf gehört. Immer auf der Suche nach der nächsten Sensation.

Die cremefarbene Jalousie vor dem

Fenster des Büros war halb heruntergelassen. Ich kniete mich auf den Boden und spähte durch den Spalt darunter, konnte aber nur zwei Holztische und einen Linoleumfußboden erkennen. Als ich mich umdrehte, schien mir die Sonne direkt in die Augen. Mein Adrenalinrausch war einem dumpfen Kopfschmerz gewichen.

Zwei Monate zuvor hatte ich darüber berichtet, dass dieselben Firmen, die Sportprogramme für Jugendliche sponsern, die Verkaufsautomaten an San Franciscos Schulen mit dick machendem Junkfood bestücken. Investigativen Journalismus konnte man das beim

besten Willen nicht nennen. Wie meistens bei meiner Arbeit kam es nur darauf an, die richtigen Verbindungen zu erkennen.

Ich bin kein Geheimagent, sondern ein Reporter mit Notizbuch, gesunder Neugier und großem Respekt vor dem ersten Verfassungszusatz, der die Pressefreiheit garantiert. In diesem Fall würde das wohl nicht reichen.

Zwei Häuser von dem Tanzzentrum entfernt entdeckte ich ein mexikanisches Lebensmittelgeschäft. Auf einem Stand vor dem Laden warteten Jalapeños, Kochbananen und Tomatillos auf die lateinamerikanische Kundschaft, die das Viertel bevölkerte, aber drinnen roch es schwach nach gegrillter Ente. Viele der

Tante-Emma-Läden waren in der letzten Zeit von Chinesen übernommen worden. Zu dieser Bevölkerungsgruppe gehörte auch der junge Mann, der hinter der Theke saß und *Glücksrad* sah.

»Ich habe eine ungewöhnliche Frage.«

»Die Kondome sind da hinten«, sagte er, wobei er auf den dritten Gang deutete.

»Gut. Und die Gummipuppen?« Ich holte einen Zeitungsausschnitt mit Erin Coultrans Bild heraus. »Ich suche jemanden.«

»Sind Sie Bulle?«

»Reporter. Sie war gestern in einem Lokal, das in die Luft geflogen ist, und ich will sie fragen, wie es ihr geht.«

Das schien ihm zu reichen. Er nahm das Foto und pfiff anerkennend. »Beine bis hier.« Seine Hand zeigte eine Stelle etwa einen Meter über dem Boden.

»Also haben Sie die Frau schon einmal gesehen. War sie heute hier?«

Nein, aber er wusste, wer sie war. Sie kam häufig mit einer Gruppe Kinder von der Kindertagesstätte um die Ecke, wenn sich die Kleinen etwas zu essen kaufen wollten. Er zeigte mir die Richtung.

Einen Block weiter blieb ich vor einem Schaufenster stehen, das mit chaotischen bunten Wachsmalzeichnungen verziert war. »Guerrero Kinderbetreuung und

Vorschulerziehung« stand auf dem Schild darüber.

Drinnen wimmelte es nur so von Kleinkindern. Ich entdeckte Erin Coultran hinten im Raum mit einer Tasse Kaffee in der Hand. Als ich bis auf etwa drei Meter an sie heran war, blieb ich stehen. Genau in diesem Augenblick sah sie auf.

Ihre Augen weiteten sich. Ich bemerkte, dass sie nach links schaute. Ich folgte ihrem Blick – zur Hintertür. Darüber hing ein Spruchband, auf das jemand mit dicken Stiften in Lila, Grün und Gelb die Worte »Adios, Amigos« geschrieben hatte. Als ich mich wieder umdrehte, war sie schon auf dem Weg zum Ausgang. In der linken Hand hielt

sie einen Schlüsselbund.

»Miss Coultran!«

Sie drehte sich nicht einmal um.

*Ich sah von* Erin Coultran nur einen durch eine Baseballkappe gezogenen Pferdeschwanz, der entschlossen von mir wegstrebte. Für einen Augenblick dachte ich an meine gezerrte Sehne, aber dann nahm ich die Verfolgung auf. Sie stand in einer Seitenstraße vor einem betagten grünen Honda mit Skiträger und war gerade dabei, die Tür aufzuschließen.

Ich trat vor, streckte die Hand aus und hielt die Fahrertür zu. Normalerweise tat ich so etwas nicht, aber mir blieb keine Wahl.

»Lassen Sie mich bloß in Ruhe!« In ihrer Stimme lagen Angst und Wut, aber auch ein Hauch von Resignation. Darauf setzte ich.

»Ich war im Café und brauche Ihre Hilfe. Bitte!«

Sie trug ein Sweatshirt mit dem Logo von Tsingtao-Bier und war groß und dünn. Ihre Haut war hell und glatt. Das runde Gesicht wirkte unter anderen Umständen vielleicht fröhlich, aber im Augenblick kam es mir aufgedunsen vor.

Als sie wieder sprach, klang ihre Stimme nicht mehr ganz so verängstigt und aufgebracht. »Lassen Sie freiwillig los, oder muss ich um Hilfe schreien?« Offenbar hatte sie neuen Mut gefasst.

Ich nahm die Hand von der Tür.

»Ich weiß nicht, für wen Sie mich halten«, sagte ich. »Aber ich brauche wirklich nur Ihre Hilfe. Ich will Ihnen nichts tun.«

Noch während ich sprach, fragte ich mich, ob ich das wirklich meinte. Immerhin hatte sie eindeutig einen Fluchtversuch unternommen.

»Sie haben die Falsche.«

Ich schüttelte den Kopf. Die Falsche? War sie etwa nicht Erin Coultran, die Kellnerin aus dem Café? Dann wurde mir klar, dass sie etwas anderes meinen musste. Aber was? Ich hatte keine Ahnung. Wahrscheinlich brauchte ich einen Gerichtsbeschluss, wenn ich ihr

Fragen stellen wollte. Zu meiner Überraschung zog sie die Tür jedoch nicht zu. Stattdessen legte sie die Hand locker auf deren Oberkante, sodass ihre Finger auf der Fensterscheibe ruhten. Zum ersten Mal sah sie mich genauer an.

»Überall wimmelt es von Reportern«, sagte sie. »Ich wollte irgendwo in Ruhe nachdenken, damit ich wieder einen klaren Kopf bekomme.«

Litt sie vielleicht an einer milden Form von posttraumatischem Stress-Syndrom? Sie schien mir in hohem Maße angespannt und überreizt. Ihre Reaktionen wirkten überzogen.

»Ich brauche nur fünf Minuten.« Ich versuchte, so beruhigend wie möglich zu klingen. »Ihr Foto war in der Zeitung,

und ich wollte mit jemandem reden, der auch im Café war. Ich ... ich suche jemanden ...«

So knapp wie möglich schilderte ich den Zwischenfall im Café.

»Diese Frau hat mir das Leben gerettet. Ich dachte, Sie hätten sie vielleicht auch gesehen.« Annie erwähnte ich erst gar nicht. »Ich weiß, es klingt verrückt.«

Sie hörte mir zu und schloss die Augen, wie um sich besser zu konzentrieren, aber ich wurde den Verdacht nicht los, dass sie mir etwas vorspielte.

»Ich habe keine Frau aus dem Café gehen sehen. An Sie kann ich mich

erinnern, aber ich wüsste nicht, dass Ihnen jemand eine Nachricht zugesteckt hätte«, meinte sie schließlich. »Sie haben sich an der Theke einen Kaffee geholt und sich dann neben den Ständer mit den Illustrierten gesetzt. Sie sind mir aufgefallen, weil ich dachte, Sie wollen vielleicht noch etwas bestellen. Wenn sich diese Frau, von der Sie reden, gar nicht erst hingesetzt hat, habe ich sie wahrscheinlich überhaupt nicht wahrgenommen. Ich kümmere mich nur um die Tische.«

Ich biss die Zähne zusammen und wurde nachdrücklicher. »Sie hatte langes Haar. Sind Sie sicher, dass sie Ihnen nicht aufgefallen ist?«

»Ich hatte gerade Pause und habe

hinten im Lokal meine E-Mails abgerufen. Und direkt vor der Explosion bin ich auf die Toilette gegangen. Vielleicht ist sie da erst reingekommen.«

»Warum sind Sie ausgerechnet direkt vor der Explosion auf die Toilette gegangen?« Es klang provozierend, aber ich konnte die Frage einfach nicht für mich behalten.

»Das reicht.«

»Miss Coultran ...«

Sie öffnete die Autotür, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Was haben Sie getan?«

»Wie bitte?«

»Hören Sie, ich muss weg. Reden wir ein anderes Mal«, sagte sie.

Sie schrieb eine Handynummer auf einen Zettel und gab ihn mir. Erst als sie losfuhr, merkte ich, dass eine Ziffer fehlte. In diesem Augenblick klingelte mein Mobiltelefon. Am anderen Ende meldete sich eine Stimme, die ich nicht zuordnen konnte.

»Mr Idle, hier spricht Danny Weller.« Der Polizist.

»Sergeant.«

Im Hintergrund hörte ich Verkehrslärm. »Können wir uns irgendwo treffen? Es dauert nur ein paar Minuten«, sagte er. »Ich habe Informationen, die Sie interessieren dürften.«

Als ich in die Bus Stop Bar kam, war Sergeant Danny Weller schon da. Er saß in einer Nische im hinteren Teil des Lokals und wirkte mit seinem Button-down-Hemd eher wie ein Zahnarzt als wie ein Polizist. Die Nase hatte er in eine Zeitung gesteckt. Neben ihm saß ein dunkelhäutiger, breit gebauter Beamter in Uniform, der mindestens einen Kopf größer war als Weller. Er war mit irgendwelchem Papierkram beschäftigt.

»Japanische Richtung des Buddhismus mit drei Buchstaben«, hörte ich Weller

sagen, als ich mich den beiden näherte. Er antwortete sich selbst. »Zen«, murmelte er, ohne von dem zusammengefalten *Chronicle* aufzusehen.

Weller stellte seinen Kollegen als »Großen Samoaner alias Officer Edward Velarde« vor. Velardes Händedruck war schmerhaft fest, und er kam mir irgendwie bekannt vor. Am Haaransatz neben dem linken Ohr hatte er einen roten Ausschlag, der auf Schuppenflechte hindeutete. Vielleicht hatte ich ihn nach der Explosion gesehen, aber ich wusste es nicht mehr genau. Als Medizinstudent lernt man,

Menschen anhand ihrer Krankheiten zu identifizieren. Er ließ sich von Sergeant Weller die Papiere abzeichnen, an denen er gearbeitet hatte, und steckte sie in seine Aktentasche.

»Bye-bye, Süßer«, sagte er mit aufgesetztem Lispeln zu Weller und entschwand.

»Was ist los, Sergeant?«, fragte ich direkt.

»Als ich klein war, fuhren mein Vater und ich fast jedes Wochenende zum Angeln an den Sacramento River oder zum Wandern an den Lake Tahoe. Der Verkehr auf dem Highway 80 war immer mörderisch, deswegen musste ich meinem Vater unterwegs das Kreuzworträtsel vorlesen. Er war ganz

wild auf Rätsel«, erwiderte er. »Für Kreuzworträtsel braucht man in erster Linie ein gutes Gedächtnis. Analytisches Denken bringt einen nicht weiter. Ich habe schon mit zwölf angefangen, mir Schlüsselwörter zu merken. Wenn ich damals ein Wort falsch gebrauchte, ließ mich mein Vater den ganzen Tag mit dem Wörterbuch herumlaufen.«

Offenbar wollte er nach seinen Regeln spielen. Ich ließ mich darauf ein, obwohl ich vor Neugier brannte.

»Gehen Sie noch mit Ihrem Vater angeln?«

»Er lebt in einem Heim in Fremont und ist sehr krank. Ohne neue Leber wird das nichts mehr«, sagte Weller.

»Aber was rede ich von meinen Problemen! Wie geht es Ihnen, nach dem, was Sie gestern durchgemacht haben?«

Das wusste ich selbst nicht so recht. Mein Adrenalinrausch hatte ich mich nicht zur Ruhe kommen lassen, sodass ich die Ereignisse immer noch nicht einordnen konnte. »Ich bin müde.«

Verwirrt und frustriert war ich auch. Ich wollte wissen, was das für neue Informationen waren, von denen der Sergeant am Telefon gesprochen hatte, aber als Reporter hatte mich die Erfahrung gelehrt, dass man sich seine Ungeduld besser nicht anmerken lässt. Informanten erzählen ihre Geschichte gern so, dass sie selbst im Rampenlicht

stehen.

Wenn man Leute zum Reden bringen will, hilft es manchmal, selbst etwas preiszugeben. Also beschloss ich, Weller zu berichten, was ich wusste. Es war ein gewagtes Spiel. Auch wenn er über seine Kindheit plauderte, war und blieb er Polizist und hatte seine eigenen Verpflichtungen und Prioritäten.

Ich erzählte ihm das wenige, das ich wusste. Von der Nachricht, von Annie – und ihrer Handschrift -, von meinem Besuch bei Erin Coultran, ihrer Feindseligkeit und der kurzen Story, die sie mir aufgetischt hatte.

»Praktisch, dass sie genau im

richtigen Augenblick zur Toilette musste«, meinte er.

»Finden Sie das verdächtig?«

Er zuckte die Achseln.

»Mr Idle, glauben Sie, dass die Frau, die Ihnen die Nachricht zugesteckt hat, Ihre Freundin war?«

Das war genau die Frage, der ich bis dahin ausgewichen war.

»Ich glaube nicht, Sergeant. Wie sollte das möglich sein?«

Ich sprach nicht aus, was ich dachte: Annie konnte nicht am Leben sein, sonst hätte sie sich schon längst mit mir in Verbindung gesetzt.

Er sah mich prüfend an. Je länger er mich musterte, desto sicherer war ich mir. Annie war tot. Punkt. Trotzdem

hatte es jemand auf mich abgesehen. Jemand spielte mit mir, und zwar mit enormem Einsatz. Es war an der Zeit herauszufinden, warum mich der Sergeant hatte kommen lassen.

»Ich muss wissen, was los ist, Sergeant.«

Er hob sein Glas und kippte den letzten Rest Cola hinunter. »Der Bezirksstaatsanwalt hat die Ermittlungen gegen Lieutenant Aravelos Bruders wieder aufgenommen.«

»Was?«, entfuhr es mir. »Warum?«

Timothy Aravelo war ein Schläger, wie er im Buche stand. Erst hatte er ein zwanzigjähriges Mädchen halbtot geschlagen, dann hatte er sich mit

anderen Cops abgesprochen, um das Verbrechen zu vertuschen. Ich hegte den Verdacht, dass die Polizei bis in die höchsten Kreise korrupt war, hatte das aber nie beweisen können. Auf jeden Fall war ich mir hundertprozentig sicher, dass sich der Jüngere der beiden Aravelos nur durch seine Polizeimarke von einem Gangster unterschied.

»Teure Anwälte. Ein Berufungsrichter hat sich beschwatschen lassen, sich die Zeugenaussagen noch einmal vorzunehmen.«

Ich biss die Zähne zusammen.

»Wahrscheinlich keine große Sache«, meinte Weller, »aber Sie könnten eine harte Zeit vor sich haben. Wahrscheinlich müssen Sie noch einmal

mit den Ermittlern reden.«

Ein Summen in Wellers Hosentasche unterbrach uns. Er holte einen Pager heraus.

»Mist!« Damit stand er auf. »Für die Untersuchung der Explosion bin ich nicht zuständig. Das ist Lieutenant Aravelos Fall. Aber ich beobachte die Ermittlungen.«

Er erklärte mir, dass die Mordrate in San Francisco in den letzten Jahren einen neuen Höchststand erreicht hatte. Viele Verbrechen wurden nie aufgeklärt. Das galt vor allem für die armen Schwarzenviertel der Stadt, die von Gangs beherrscht wurden. Der Bürgermeister hatte es sich zum Ziel

gesetzt, die ungeklärten Fälle zu lösen. Dabei hatte er sich bei der Polizei Feinde gemacht, weil er die Fähigkeiten der Gesetzes Hüter öffentlich in Zweifel gezogen hatte. Zudem hatte er eine Verordnung erlassen, der zufolge spektakuläre Morde grundsätzlich von zwei Teams untersucht werden mussten. Zusätzlich zu den offiziellen Ermittlern wurden ein oder zwei Schattenermittler eingesetzt, die unabhängige Untersuchungen anstellten, selbstständig Hinweisen nachgingen und das Hauptteam mit Informationen versorgten. Soweit die Theorie. Manchmal heimsten diese Leute allerdings lieber selbst die Lorbeeren für eine Verhaftung ein.

Diese Konkurrenz schuf eine

## Atmosphäre des Misstrauens.

»Die Sache mit der Botschaft muss den richtigen Leuten zu Ohren kommen. Ich kenne einige der leitenden Ermittler in dem Fall. Wenn Sie nichts dagegen haben, sorge ich dafür, dass sich jemand mit Ihnen in Verbindung setzt«, meinte er. »Sie können natürlich auch direkt zu Aravelo gehen, wenn Ihnen das lieber ist.«

Darauf wollte ich es nicht beruhen lassen. Zu viele Fragen brannten mir auf der Zunge.

»Sergeant Weller, können Sie mir nicht mehr über die Sache im Café sagen? Wer steckt dahinter? Wieso bin ich gewarnt worden? War das ein

zufälliger Gewaltakt oder ein gezielter Anschlag, in den ich irgendwie hineingeraten bin?«

Er musterte mich eine Weile. Dann zuckte er die Achseln. »Ich glaube, Sie haben das gestern sehr treffend formuliert. Es ist eine ganz merkwürdige Sache.«

Er wandte sich zum Gehen, warf aber noch einen Blick über die Schulter. »Rufen Sie mich an, wenn Sie mit mir reden wollen. Jederzeit.«

Ich brauchte dringend ein Bier. Oder auch zwei. Also fuhr ich durch die ganze Stadt zu meiner Stammkneipe. Samantha und Bullseye saßen auf ihren üblichen

Plätzen und sahen sich das Spiel der Giants an. Ich nahm mir kaum Zeit, sie zu begrüßen, bevor ich mit meiner Geschichte herausplatzte.

»Dein Qi ist völlig aus dem Gleichgewicht.« Samantha nahm meine Hand und rieb energisch die Innenseite. »Ich kann dich massieren, das hilft aber nur teilweise. Du musst unbedingt in die Praxis kommen. Du brauchst Akupunktur, und dein Energiefluss ist auch nicht in Ordnung.«

»Mein Qi braucht eine Pizza und Schlaf«, erwiderte ich.

Aber sie hatte Recht. Trotz meiner ironischen Bemerkungen hatte ich Samanthas Hexenkunst in den vergangenen Jahren schätzen gelernt. Ich

ließ mir für den nächsten Tag einen Termin geben.

Draußen vor der Bar studierte ich den Zettel, auf den Erin Coultran die Telefonnummer mit der fehlenden Ziffer geschrieben hatte. Vielleicht war es ein Versehen gewesen. Ich probierte verschiedene Kombinationen aus, wobei ich am Schluss immer verschiedene Zahlen anhängte. Drei der Nummern existierten nicht. Bei meinem vierten Versuch nahm eine alte Dame mit undeutlicher Aussprache ab, die sich offenbar unbedingt unterhalten wollte.

Als ich nach Hause kam, war ich völlig

erschöpft, aber der Laptop lockte, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ich schickte meinem Anwalt eine E-Mail, in der ich ihn von der Wiederaufnahme des Aravelo-Verfahrens informierte und um seinen Rat bat.

Dann nahm ich mir die aktuellen Nachrichten vor. Das meiste wusste ich schon aus dem *Chronicle* und von Danny Weller. Beim Anblick des völlig zerstörten Cafés spürte ich, wie mir übel wurde.

Den Berichten zufolge gehörte das Lokal der Idelwild Corporation, einer Holding, zu der sich mehrere große Unternehmen zusammengeschlossen hatten, um vom Starbucks-Phänomen zu

profitieren. Mit ihrer Mischung aus zwischenmenschlicher und Hightech-Kommunikation sind Cafés wie Lagerfeuer mit drahtlosem Internet und Gebäck.

Stunde um Stunde ging ich einem Link nach dem anderen nach. Mein Körper verlangte nach Schlaf, aber ich konnte mich nicht überwinden, ins Bett zu gehen. Zu viele Fragen waren offen, und die Erinnerung an Annie ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Schließlich übermannte mich die Müdigkeit. Als ich am Morgen erwachte, war meine Entscheidung gefallen. Es war an der Zeit, den Toten einen Besuch abzustatten.

*Der Zeitung hatte* ich entnommen, dass der Trauergottesdienst für Simon Anderson am Grab in Colma stattfinden sollte. Die Stadt der Toten. Mehr als eine Million Menschen liegen auf den Friedhöfen an den grünen Hängen südlich von San Francisco begraben. In der Bay Area ist das Gedränge nach dem Tod noch größer als vorher.

Dem Nachruf zufolge war der Verstorbene ein auf Technologiewerte spezialisierter Investmentbanker gewesen, der mit seinen Anlagen so gut verdient hatte, dass er sich seinen

Traum, Schriftsteller zu werden, erfüllen wollte. Seine einzige Veröffentlichung war ein im Selbstverlag erschienenes Kinderbuch geblieben.

Allmählich wurde es voll. Neben mir zog eine Frau eine Mineralwasserflasche und eine Tüte gemischte Nüsse hervor. Wie sie ihrer Freundin anvertraute, hatte sie ihren eigenen Proviant dabei, für den Fall, dass beim Leichenschmaus keine Bioprodukte gereicht wurden.

Über dem Grab war ein Zeltdach errichtet worden, unter dem eine Frau mit einem Mädchen und einem Jungen saß. Vermutlich Andersons Ehefrau. Der autistische Junge hüpfte unbeeindruckt von dem feierlichen Anlass aufgeregt

durch die Gegend. Um uns herum erhoben sich Grabsteine in allen Größen und Preisklassen. Selbst im Tod waren keineswegs alle gleich. Das Mausoleum der Familie Silver hätte ohne Umbau als Apartment durchgehen können. Im Noe Valley wurden für Wohnungen in dieser Größe dreitausend Dollar im Monat gezahlt.

Ich war gekommen, weil ich irgendwo anfangen musste. Vielleicht traf ich jemanden aus dem Café, dem ich das Foto in meiner Brusttasche zeigen konnte. Ich holte das Bild heraus und sah es mir an. Annie.

Unser zweites Rendezvous hatte zwei Wochen nach dem ersten stattgefunden.

In der Zwischenzeit hatten wir wenig Kontakt gehabt, weil sie geschäftlich in New York war. Auf meine E-Mails hatte sie kaum reagiert. Aber als ich sie an ihrer Wohnung abholte, küsste sie mich im Gang so leidenschaftlich, dass ich alles um mich herum vergaß, bis ein kleines Mädchen aus der Tür gegenüber kam.

Offenbar hatte sich der Kater des Kindes hinter dem Ofen versteckt und saß schon seit Stunden dort. Annie versprach Hilfe. Sie verschwand kurz in ihrer Wohnung und kam mit einer Tüte Katzenminze zurück, die sie mir mit verschmitztem Blick zeigte. Dann begaben wir uns auf die Suche nach Edmund. Annie kniete sich neben den

Ofen und spielte großes Theater.

Nachdem sie dem Kater ausführlich erklärt hatte, wie viel besser es für alle Beteiligten wäre, wenn er hinter dem Ofen hervorkäme, erschien Edmund tatsächlich – zur großen Freude seiner Besitzerin. Annie, die das Tier von Spinnweben säuberte und hinter dem Ohr kraulte, war ebenfalls entzückt.

Annie, die Katzenflüsterin. Ich meinerseits hatte schon immer eine Schwäche für Frauen gehabt, die mit Tieren umgehen konnten. *Wer ein kleines Monster liebt, das regelmäßig auf den Teppich pinkelt, hält es auch mit mir aus*, dachte ich mir. Zu meinem Entsetzen hatte Annie offenbar meine

Gedanken gelesen.

»Ich hole dich nicht raus, wenn du dich hinter dem Ofen versteckst.« Sie lächelte.

»Ich bin ziemlich anspruchsvoll. Bis jetzt war ich erst mit drei Männern im Bett«, sagte Annie.

»Auf einmal?«

»Perversling.« Sie lächelte. »Das mit uns ist etwas ganz Besonderes.«

Sie zog mich in ihre Wohnung. Auf den ersten Blick wirkte alles ganz normal, bis auf die geradezu klinische Sauberkeit.

»Nat, die Sache ist mir unheimlich«, sagte Annie mit gesenkter Stimme, als

traute sie sich nicht, die Vorstellung bis zu Ende zu denken. »Gibt es das wirklich?«

Ich lachte. »Das frage ich mich auch.«

Als sie mich ins Schlafzimmer führte, fielen mir die fein säuberlich an der Decke befestigten, bunten Weihnachtslichter auf. Zumindest brannten die Lämpchen nicht.

»Die wollte ich schon vor einem halben Jahr abnehmen«, erklärte Annie. »Im Auspacken bin ich immer besser als im Wegräumen.«

»Ist doch klar. Wenn man die Wohnung schmückt, denkt man an Urlaub, Feiern und Geschenke. Mit dem Abnehmen ist alles zu Ende. Dann bleibt nur noch der Winterschlaf.«

»Sehr tiefschürfend«, meinte sie.  
»Eigentlich kann ich nur den Karton nicht finden.«

Wenn sie lachte, funkelten ihre Augen vor Glück und Verlangen. Ich verlor mich in ihnen.

Danach sah ich mir ihren Nachttisch genauer an. Er war leer, bis auf einen mechanischen Wecker mit schwarzen Metallzeigern und zwei Bücher mit festem Einband: *Herz der Finsternis* von Joseph Conrad und ein Kinderbuch.

»Nat, hast du schon einmal jemandem das Leben gerettet?«, fragte Annie. »Du weißt schon, in Erfüllung deiner Pflicht.«

Ich erzählte ihr, dass ich zwei Jahre

zuvor beobachtet hatte, wie ein Geländewagen vor einem Einkaufszentrum eine schwangere Frau überfuhr. Ich hatte kardiopulmonale Reanimation durchgeführt, wie es jeder mit Erste-Hilfe-Kenntnissen getan hätte. Die Frau starb, das Baby überlebte. Der Ehemann verklagte mich, weil ich die Wirbelsäule seiner Frau nicht stabilisiert hatte. Seine Klage wurde abgewiesen, aber es war eine schmerzliche Erfahrung gewesen.

»Dem hätte ich den Kragen umgedreht«, sagte Annie. »Was gibt es da zu lachen?«, fragte sie nach einer Pause.

Ich lächelte tatsächlich. Im Bruchteil einer Sekunde war meine Stimmung

vollständig umgeschlagen.

»Ich ärgere mich schon lange nicht mehr darüber«, erwiderte ich. »Im Grunde empfinde ich eigentlich gar nichts mehr.«

Ich griff nach dem Kinderbuch, das »Annie, einem wunderbaren Mädchen, das eines Tages die Welt regieren könnte«, gewidmet war.

»Wieso willst du wissen, ob ich schon mal jemandem das Leben gerettet habe?«

»Man weiß nie, wann man einen Retter braucht, Herr Doktor«, gab sie verschmitzt zurück.

Die folgenden beiden Tage verbrachten wir im Bett. Nicht dass wir

uns ausschließlich der fleischlichen Lust hingegeben hätten – wir redeten ununterbrochen. Trotzdem war ich ein wenig überrascht von ihrer Leidenschaft, vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass ich nach unserem ersten Treffen kaum von ihr gehört hatte. Angeblich war sie einfach zu beschäftigt gewesen. Ihr Vater hatte sie in den nördlichen Bundesstaat New York geschickt, wo sie ein kleines Technologieunternehmen bewerten sollte. Das hatte ihre gesamte Zeit in Anspruch genommen, aber sie sagte, sie habe ständig an mich gedacht.

Es waren zwei wunderbare Tage mit guten Gesprächen, Take-away-Mahlzeiten und Strawberry Two, Annies Labrador, der nach einem Hund benannt

war, den sie als Kind besessen hatte. Wir lernten uns im Schnellverfahren kennen. Annie mochte es nicht, wenn man ihren Hals anfasste, und beim Fernsehen ließ sie am liebsten das Licht an, um nicht die Verbindung zur Realität zu verlieren.

Sie hatte einmal eine Patenschaft für einen Jungen aus East Palo Alto übernommen und Spanisch gelernt, damit sie sich besser mit ihm verständigen konnte. Hochprozentiges vertrug sie gut, im Gegensatz zu Bier. Einmal im Monat schrieb sie mit der Hand einen Brief an ihre Mutter, die sich vor mehreren Jahren von ihrem Vater hatte scheiden lassen und in den Staat Washington

gezogen war. Sie korrespondierte gern. Angeblich sah ihre Handschrift immer ein wenig anders aus, je nachdem, an wen sie schrieb. Bei ihrer Mutter wurde ihre Schrift ein wenig runder, was von Zuneigung zeugte.

Es war kein konkreter Charakterzug, keine einzelne Fähigkeit, die mich an Annie faszinierte. So einfach ließ sich ihre Anziehungskraft nicht erklären. Sie war eine leidenschaftliche Frau mit klarem Verstand, die noch auf den Richtigen wartete, und sie gab mir das Gefühl, dass ich dieser Mensch sein konnte. Als ich am Montagmorgen aufwachte, war ich bis über beide Ohren verliebt. Bis zu unserem ersten Streit.

Einige Wochen später saß ich auf

einem antiken Stuhl in ihrem Wohnzimmer und genoss mein Glück. Ekstatisch legte ich den Kopf so weit in den Nacken, dass ich umkippte. Ein Stuhlbein brach ab. Annie eilte herbei. Ich interessierte sie gar nicht.

»Kannst du denn nicht aufpassen?«

»Mach dir um mich keine Sorgen«, sagte ich, während ich mir die blutende Hand hielt.

Ich ging in die Küche und ließ warmes Wasser über die Schnittwunde zwischen Handfläche und Daumen laufen. Da half nur ein Kreuzverband. Unterdessen hörte ich, wie Annie versuchte, das Bein an den Stuhl zu setzen. Schließlich sah sie sich meine

Wunde an, blieb aber distanziert.

»Das war das erste Möbelstück, das ich mir selbst gekauft habe«, stellte sie in eisigem Ton fest.

Ich antwortete nicht. Grimmig schweigend verließ ich ihre Wohnung. Während der Nacht ging ich den Zwischenfall immer wieder durch. Vielleicht lag es an unserer unterschiedlichen Erziehung. Annie trug Prada, ich Levi's. Am frühen Morgen brachte mir ein Bote ein Terrarium mit einer kleinen Schnappschildkröte.

»Es tut mir wahnsinnig leid, dass ich so bissig war«, lautete die dazugehörige Nachricht. »Kannst du mir verzeihen? A.«

Wenn in den folgenden Monaten einer

von uns halsstarrig war oder wegen einer Kleinigkeit in die Luft ging, titulierte ihn der andere als »Turtle« – Schildkröte. Im Laufe der Zeit wurde das zu unserem ganz privaten Kosenamen.

Aber ich ließ mich nicht sofort erweichen. Nach unserem Streit setzte ich die Beziehung auf Sparflamme. Ich war misstrauisch geworden.

Eines Abends wollten wir nach einem Kinobesuch in mein Auto steigen, als Annie mich um die Schlüssel bat. Ich musste mich auf den Beifahrersitz setzen, und sie legte mir den Finger auf die Lippen, damit ich nichts sagte. Dann band sie mir einen schwarzen Schal vor

die Augen. Ich musste lachen, als sie eine halbe Stunde lang kreuz und quer durch die Stadt fuhr. Offenbar durfte ich nicht wissen, was unser Ziel war. Ich sah mich schon nur mit einer Augenbinde bekleidet in einem Hotelbett landen.

Am Ende parkte sie den Wagen, führte mich in ein Gebäude, das mir bekannt vorkam, und eine Treppe hinauf. Ich erinnere mich noch, dass es nach Zimt und Keksen roch.

»Bitte vertrau mir wieder«, flüsterte sie mir ins Ohr.

Dann hörte ich sie eine Tür aufschließen. Sie nahm mir die Binde ab und sah mir in die Augen.

»Ich arbeite daran«, sagte ich.

Da merkte ich, dass wir in der Tür zu

meiner Wohnung standen.

»Überraschung!« Annie führte mich zu einem Berg von Geschenken: einem Füllfederhalter, Büttenpapier mit meinen Initialen und einem neuen Mac mit einem riesigen Bildschirm. Das Ganze thronte auf einem antiken Mahagonischreibtisch. Annies Vater hatte mit einem seiner Geschäfte Millionen verdient, daran wollte sie mich teilhaben lassen. Ich fuhr mit der Hand über das geschnitzte Holz des Schreibtischs.

»Auch ich bin käuflich«, erklärte ich. Es sollte ein Scherz sein, aber ich fragte mich, ob nicht ein Körnchen Wahrheit darin steckte.

»Nein, bist du nicht«, erwiderte sie

und nahm mein Gesicht in ihre Hände.  
»Das ist das Handwerkszeug des Schriftstellers. Und du bist Schriftsteller«, flüsterte sie mir ins Ohr.  
»Schreib weiter. Sei kreativ.«

Von da an verfasste ich Gedichte für Annie, sprach alberne Nachrichten auf ihren Anrufbeantworter und hinterließ Botschaften an ihrem Auto. Nie wieder zweifelte ich an ihr.

Die Stimme des Pastors riss mich aus meinen Erinnerungen. Die Grabrede klang wie aus dem Lehrbuch. Simon Anderson, ein liebender Vater und Ehemann, ein freundlicher, strebsamer Mensch, war zu früh von uns gegangen.

Danach sprach Andersons Bruder. Er sah auffällig gut aus, wie viele der Trauergäste. Selbst für San Francisco entdeckte ich erstaunlich viele attraktive Menschen. Viele Männer trugen Krawatten, die mittlerweile Hochzeiten und Beerdigungen vorbehalten zu sein scheinen. Andersons Bruder beschrieb ihn als hochintelligenten Menschen, der auch ohne den Dotcom-Boom erfolgreich gewesen wäre. Simon Anderson war ein Pilot mit Unternehmergeist und natürlichem Charisma gewesen, ein Ehemann und Vater, dem seine Familie über alles ging.

»Ich weiß, dass es zuletzt nicht immer einfach war«, sagte der Bruder mit

einem Blick auf die Witwe. »Aber Mitleid war ihm zuwider. Ihr wisst, wie Simon war. Er hätte sich eine rauschende Totenfeier gewünscht. Trinken wir auf ihn!«

Die Menge fing an, sich aufzulösen. Hunderte von Mobiltelefonen wurden gezückt. Es war wie am Flughafen, wenn die Maschine gerade gelandet ist. Ich sah mich nach jemandem um, mit dem ich persönlich sprechen konnte. Dabei fiel mir ein Mann im dunklen Anzug mit Gipsbein auf. Sein Gesicht war blutverkrustet. Bevor ich zu ihm gehen konnte, wurde er von zwei ernsthaft dreinblickenden Herren angesprochen, von denen einer einen Notizblock in der

Hand hielt. Polizei. Ich wandte mich ab und schlenderte über die endlose Rasenfläche. Die Trauerfeier für Annie hatte in ähnlicher Umgebung stattgefunden. Als jede Hoffnung geschwunden war, sie oder zumindest ihre Leiche jemals zu finden, obwohl ihr Vater keine Kosten gescheut hatte, hatten Hunderte ihren tragischen Tod auf dem Meer betrauert.

In geordneten Reihen rollten die Gäste vom Parkplatz. In einer der Sackgassen in der Nähe des riesigen Friedhofs fiel mir ein etwas abseits geparktes Auto auf, das sich nicht von der Stelle rührte – ein verbeulter grüner Honda mit Skiträger. Die Fahrerin duckte sich hinter das Lenkrad.

Erin Coultran.

*Ich dachte, Erin* würde bei meinem Anblick Gas geben, aber sie fing nur an, das Fenster hochzukurbeln. Dann überlegte sie es sich offenbar anders. Ihr Blick war nachdenklich, soweit ich das durch die dunklen Gläser ihrer lilafarbenen Sonnenbrille erkennen konnte.

»Steigen Sie ein«, sagte sie kurzentenschlossen.

Wir fuhren schweigend dahin, bis wir den Zug der Trauergäste hinter uns gelassen hatten. Offenbar hatte sie nicht viel für Menschenansammlungen übrig –

zumindest nicht für diese hier. Wir hielten an einem Grabstein, der an »Frisky« erinnerte, eine »ganz besondere Katze«.

»Sie trauern wohl lieber allein«, meinte ich.

»Wie haben Sie eigentlich herausgefunden, dass der Bulle die Malaysierin fast umgebracht hätte?«

Google. Was ich konnte, konnten andere auch.

Ich griff in meine Brusttasche, wo ich das kleine Foto spürte. Vielleicht half das Bild Erins Gedächtnis auf die Sprünge. Wenn ich mir Annies Auftritt eingebildet hatte, war das jedoch völlig sinnlos.

Ich ließ das Bild stecken. Die

Aravelo-Story war kein Geheimnis, es sprach also nichts dagegen, wenn ich Erin die Geschichte von Anfang an erzählte. Frühere Studienkollegen von mir arbeiteten am San Francisco General Hospital, einem Zentrum für Allgemeinmedizin, von dem aus die Patienten auf die verschiedenen Spezialkliniken verteilt wurden. Sie informierten mich häufig über interessante medizinische Themen, die für die großen Zeitungen entweder nicht von Interesse oder ohne medizinische Vorbildung nicht zu verstehen waren.

»Dann sind Sie Arzt?«, fragte Erin.

»Ich habe ein abgeschlossenes Medizinstudium, aber ich praktizierte

nicht, habe keine Erfahrung und bin nicht auf dem aktuellen Stand.«

»Also sind Sie Arzt.«

Sie schien zu neuem Leben zu erwachen. Es sah aus, als lächelte sie, ohne die Lippen zu bewegen. Sie hatte die Brille abgenommen, und ihre tiefbraunen Augen hielten mich in ihrem Bann.

Ich erklärte ihr, dass meine Freunde auffällig viele junge Asiatinnen mit HIV behandelt hatten. Es war klar, dass die Frauen als Prostituierte arbeiteten. Die Frage war nur, wo. Wie sich herausstellte, schalteten die Bordelle unter allen möglichen Tarnnamen Anzeigen in den lokalen Werbeblättern. Ich wandte mich an einen

»Begleitservice«, wo man mir eine Adresse im Sunset District nannte. Der Rest war journalistische Kleinarbeit. Ich lernte verschiedene Mädchen kennen, unter anderen Azlina Hathimar alias Daisy. Die Frauen kamen aus Malaysia und Vietnam und wollten sich ihre Freiheit erkaufen.

»Und warum sind die Mädchen nicht zur Polizei gegangen?«, fragte Erin.

»Weil einige der Freier Polizisten waren und sie nicht wussten, wem sie trauen konnten.«

»Verdammte Bullen.« Sie wandte den Blick ab.

Ich hatte mich selbst an die Polizei wenden wollen, aber dann überstürzten

sich die Ereignisse. Als ich zu weiteren Recherchen ins Bordell kam, fand ich Azlina, die von einem Streifenbeamten namens Aravelo zusammengeschlagen worden war. Ich weiß nicht, ob sie überlebt hätte, wenn ich nicht sofort mit der Behandlung begonnen hätte. Die Zuhälter hätten vielleicht nicht einmal einen Krankenwagen gerufen.

»Und jetzt untersuchen Sie den Anschlag auf das Café? Brauchen Sie ein neues Projekt?«

Sie ließ den Motor an.

»Wohin fahren wir?«

»Nach Cole Valley. Ich bringe Sie später zu Ihrem Auto zurück.«

Das war nicht die Erin, die in der Kindertagesstätte vor mir geflohen war.

Diese hier hielt in jeder Beziehung das Steuer in der Hand und machte einen enorm kompetenten Eindruck.

Erin zückte einen Kugelschreiber, der aussah, als hätte ihn jemand halb durchgebissen.

»Was halten Sie davon?«

»Sie haben Waschbären.«

»Das war Andy. Mit den Zähnen.«

Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Andy war und warum Erin mir von ihm erzählte.

»Andy hat vor zwei Wochen Selbstmord begangen«, erklärte sie. »Sie sagen, er hat sich von der Golden Gate Bridge gestürzt. Dabei passt das überhaupt nicht zu ihm.«

»Wer sind ›sie‹?«

Sie schüttelte nur den Kopf.

»War Andy Ihr Lebensgefährte?«

»Eigentlich nicht. Er war so lieb und so witzig. Er ... Vor zwei Monaten bekam er auf einmal schreckliche Kopfschmerzen.«

Ich drehte mich um, um mir eine Flasche mit Wasser vom Rücksitz zu nehmen, die ich beim Einsteigen dort gesehen hatte. Die Rückbank und der Fußraum davor waren mit Kleidung, Lebensmittelverpackungen und zusammengeknüllten Papieren bedeckt. Selbst eine abgegriffene Bibel war im Angebot. Im Gegensatz zu Annie war

Erin offenbar keine Ordnungsfanatikerin.

»Das ist zu vage«, sagte ich. »Ich brauche mehr Informationen.«

Nicht dass es mich besonders interessiert hätte, aber für mich konnte es nur günstig sein, wenn ich Erin zum Reden brachte. Vielleicht sagte sie etwas, das ein neues Licht auf die Verbindung zwischen Annie und dem Café warf – sofern es eine gab.

Auf jeden Fall würde ich so etwas über Erin erfahren.

Sie arbeitete seit zwei Jahren in dem Café, als sie Andy Goldstein kennenlernte. Er war ein großer, schlaksiger Mensch mit aschblondem

Lockenkopf, der an manchen Tagen aussah, als hätte er zu viel Dünger abbekommen. Andy unterrichtete die fünfte Klasse einer Privatschule. Während des Schuljahrs kam er gelegentlich nach dem Unterricht vorbei, um seine Arbeit – und die Kinder – zu vergessen. Die heilende Kraft des Gerstensaftes half ihm dabei, meinte er scherhaft.

Erin und Andy wurden gute Freunde. Sie gingen gemeinsam zum Skatepark, um zu reden, obwohl die Skateboards einen höllischen Lärm machten. Manchmal erzählte Andy den Kids allen Ernstes, er sei ein Talentscout von MTV, weil er herausfinden wollte, ob das die Jugendlichen eher beflügelte oder

verunsicherte. Andy hatte zu allem seine Theorie. So behauptete er steif und fest, man könne ein gutes chinesisches Restaurant am Reis erkennen. Außerdem teilte er die Welt in zwei Klassen ein: diejenigen, die im Aufzug den Knopf für das gewünschte Stockwerk nur einmal betätigten, und diejenigen, die ihn bei jedem Halt wieder drückten. Andy war stark und selbstbewusst, er brachte sie zum Lachen und gab ihr Geborgenheit.

»Für mich war er wie ein Sonntagnachmittag«, sagte Erin.

»Was heißt das?«

»Ich hatte das Gefühl, ich kann in aller Ruhe ein Nickerchen halten, ohne Angst zu haben.«

Eigentlich hatte Andy in den Sommerferien Vietnam und Thailand bereisen wollen. Stattdessen hatte er sich entschlossen, seine Abschlussarbeit für den Master-Titel zu schreiben. Die beiden kamen sich sehr nah. Dann fing Andy an, sich merkwürdig zu benehmen.

»Ein paar Wochen lang war er extrem nervös. Schließlich wurde er müde. Er war reizbar und gemein. Einmal rastete er völlig aus, weil auf seinem Caffè Latte nicht genug Schaum war.«

Er wusste, dass etwas nicht stimmte. Er schlief unruhig und hatte seltsam lebendige Träume.

»Als die Kopfschmerzen anfingen, war er geradezu erleichtert. Zum mindesten

war das ein Symptom, mit dem die Ärzte etwas anfangen konnten.«

Die ersten Tests ergaben keinen Hinweis auf Krebs, brachten aber keine Diagnose. Dann suchte er einen Neurologen auf, der komplizierte Untersuchungen durchführte und dabei auf eine Störung stieß. Eine genauere Erklärung bekam Erin nicht, aber zumindest bestand Hoffnung.

Zwei Tage später sprang er von der Golden Gate Bridge.

Ich versuchte, mich an meine Grundkenntnisse in Psychologie und Neurologie zu erinnern. Andy war reizbar gewesen und hatte lebhafte Träume gehabt. Offenkundig hatte eine Selbstmordneigung bestanden.

Anzeichen für eine psychotische oder schizophrene Episode? Ich wusste noch, dass solche Erkrankungen hauptsächlich bei Menschen in den Dreißigern zum Ausbruch kamen. Aber es passte nicht zum Rest der Geschichte.

Nicht weiter ungewöhnlich schienen mir die Umstände seines Todes. Die Golden Gate Bridge gehört zu den Orten mit der höchsten Selbstmordrate der Welt. Deswegen wird auch heftig darüber gestritten, ob die Stadt San Francisco eine Absperrung anbringen soll, die das Springen erschwert. Die Gegner dieser Maßnahme sind der Ansicht, das würde hässlich aussehen und wäre außerdem zu teuer – ein

Argument, das mich daran zweifeln lässt, ob San Francisco wirklich weniger oberflächlich ist als Los Angeles, wie hier gern behauptet wird.

Ich fragte Erin, ob sie der Polizei von Andy erzählt hatte.

»Bis auf die Befragung direkt nach der Explosion habe ich mit niemandem gesprochen.«

»Lieutenant Aravelo?«, fragte ich.

»Bei Ihnen auch?«

»Ja.« Ich verzog das Gesicht. »Es tut mir leid. Die Geschichte ist wirklich tragisch, aber ich kann keinen Zusammenhang mit der Explosion erkennen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist ein merkwürdiger Zufall.« Ihre Stimme kam

wie aus weiter Ferne, aber sie klang entschlossen. »Irgendwas ist da schiefgegangen. Im Café, meine ich.«

Ich ließ mir den Gedanken durch den Kopf gehen. Warum war sie so sicher? Das, was sie mir erzählt hatte, lieferte mir keine Anhaltspunkte dafür.

»Miss Coultran, als wir an der Kindertagesstätte miteinander gesprochen haben, haben Sie gesagt: ›Sie haben die Falsche.‹ Und dann haben Sie mich gefragt, was ich getan habe. Warum?«

Sie zuckte die Achseln.  
»Wahrscheinlich hatte ich Schuldgefühle.«

»Schuldgefühle?«

»Weil ich noch am Leben bin«, sagte sie leise. »Ich will Ihnen etwas zeigen«, setzte sie hinzu.

*Cole Valley* liegt direkt oberhalb von Haight-Ashbury, das in den Sechzigerjahren durch seine Love-ins berühmt wurde. Heute werden dort in erster Linie Batik-T-Shirts verkauft. Dagegen steht Cole Valley offen zu seinem Reichtum. Hier wimmelt es nur so von teuren Audis und Platin-Kreditkarten.

In Cole Valley befand sich auch Andys Wohnung, deren Einrichtung aus zu Bücherregalen umfunktionierten Obstkisten, zusammengewürfelten Möbelstücken in allen Farbtönen und

einer Hängematte bestand. An der Wand über dem Fernsehgerät, das offenbar aus den Siebzigerjahren stammte, hing ein Poster von Einstein. Flohmarktschick. Mathematiklehrer-Design. Erin reichte Tee in Plastikbechern, die dem Aufdruck zufolge vom jährlichen Stadtlauf stammten.

Sie erklärte mir, dass sie den Schlüssel zu Andys Wohnung besaß, es aber bis jetzt nicht über sich gebracht hatte, sie auszuräumen.

Sie zeigte mir ein Foto, auf dem er am Lagerfeuer saß. Sein naives Lächeln überstrahlte alles. Er hatte wirres blondes Haar, und seine Kleidung sah aus, als stammte sie aus der Kleiderkammer der Heilsarmee. Andy

war offenbar ein unkomplizierter Mensch gewesen.

»Ich bin kein Arzt«, sagte ich wieder.

»Aber Sie haben ein abgeschlossenes Medizinstudium. Und dumm sind Sie auch nicht. Ich will nur verstehen, wie das passieren konnte. Hören Sie mir zu.«

Plötzlich verlor ich die Geduld.

Ich holte das Foto aus meiner Brusttasche und legte es auf den Tisch. Es war eines dieser altmodischen Bilder mit weißem Rand im Format zehn mal fünfzehn. Annie stand auf einem Felsen. Im Hintergrund war der Lake Tahoe zu sehen.

»Eine schöne Frau«, stellte Erin fest.

»Ist das die mit der Nachricht?«

Ich wusste es nicht, und das sagte ich ihr auch. Sie griff nach dem Foto.

»Die habe ich noch nie gesehen.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Tut mir leid.«

Unsere Blicke begegneten sich, aber Erin sah sofort wieder weg. Ich ließ Annies Foto in meiner Tasche verschwinden, damit es mich nicht mehr an sie erinnerte. Dann sah ich mir den Kugelschreiber an.

»Es ist gar nicht so schwer, einen Stift durchzubeißen.«

Noch während ich sprach, hätte ich meine Worte am liebsten zurückgenommen. Was wollte ich damit sagen? Natürlich war es nicht schwer,

einen Stift durchzubeißen, aber warum tat jemand so etwas? Stress oder eine aggressive orale Fixierung?

»Andy war selten schlechter Laune. Er konnte auf dem Fußboden vor dem Fernseher einschlafen und erst am nächsten Morgen aufwachen. Aber vor ungefähr zwei Monaten kam er ins Café und sagte, er hätte die ganze Nacht nicht geschlafen. Offenbar hatte er von einem Shopping-Kanal zum anderen gezappt und war völlig überdreht. Er machte einen Typen nach, der Beruhigungsmusik für Hunde verkaufte. Das war ziemlich komisch.«

Aber als er die nächsten Nächte auch nicht schlafen konnte, fand er es nicht mehr so komisch.

»Hatte sich irgendwas in seinem Leben verändert? Nahm er mehr Koffein zu sich? War er aus irgendeinem Grund gestresst? Hatte er weniger Bewegung als früher?«

»Nein. Er suchte selbst nach einer wissenschaftlichen Erklärung. Wir lasen die Zutatenliste auf allem, was er aß.«

»Was war mit seinem Tagesablauf?«

»Er nahm alles viel ernster.«

»Ernster? Meinen Sie, er war reizbar, weil er so wenig schlief?«

Erin nippte an ihrem Tee. »Ich glaube, seine Recherchen beschäftigten ihn sehr.«

Mir fiel auf, dass Erin manchen Fragen geschickt auswich.

Andy schrieb seine Abschlussarbeit über die Auswirkungen des gemeinsamen Sorgerechts bei geschiedenen oder getrennt lebenden Eltern. Dabei befasste er sich in erster Linie mit Kindern, die im wöchentlichen Wechsel bei beiden Elternteilen lebten. Am Ende hatte er eine ansehnliche Gruppe von Schülern zusammen, mit denen er über das Internet korrespondierte.

»Ein Erwachsener, der E-Mails an Kinder schreibt? Hat er dabei irgendwelche Eltern verärgert? Wurde er vielleicht bedroht?«

Nein, meinte Erin. Andy habe die betroffenen Familien immer um

Erlaubnis gebeten. Außerdem sei das Projekt von der Universität betreut worden.

Und die Kopfschmerzen ließen sich mit meiner Theorie auch nicht erklären.

Das gab mir zu denken. Die Ursache für Andys Schlaflosigkeit war unklar. Seine Reizbarkeit und die Kopfschmerzen ließen sich dagegen durch die physiologische Tatsache erklären, dass der Körper ausreichend Ruhe benötigt, um sich zu erholen. Ist das nicht der Fall, wird vermehrt Adrenalin ausgeschüttet. Eine Verteidigungs- und Fluchtreaktion setzt ein, die den Körper aus dem Rhythmus bringt, was sich auch auf die

geistigen Funktionen auswirkt.

Als ich aufsah, hatte Erin einen Laptop auf den Tisch gestellt und drehte den Bildschirm in meine Richtung. Darauf stand in tausendfacher Wiederholung das Wort »Ping«.

»Einmal sahen wir uns zusammen einen Film an, weil er sich besonders schlecht fühlte. Ich verbrachte die Nacht auf der Couch. Als ich aufwachte, saß Andy auf der Treppe vor der Haustür und schrieb immer wieder das Wort ›Ping‹. Er sagte, das würde er schon seit Stunden machen, um sich die Zeit zu vertreiben.«

Mir fiel auf, dass die Leertaste eingedellt und gesprungen war.

»Ich habe Andy gefragt, wie das

passiert ist. Angeblich hat er zu fest auf die Taste gedrückt«, erklärte sie.

Ich erkundigte mich, ob Andy Tagebuch geführt hatte. Vielleicht gab es Einträge, die seinen Gemütszustand erklärten.

»Das wüsste ich auch gern.« Erin war plötzlich hellwach. »Ich habe eine Tagebuchdatei gefunden, aber ich kenne das Passwort nicht.«

Dazu brauchte sie mich also: um an Andys intimste Gedanken heranzukommen. Ich bin immer wieder überrascht, wenn ich sehe, wie sorglos Menschen mit Technik umgehen. Wir verbreiten geschmacklose Witze und radikale politische Ansichten über ein

Medium, das jegliche Korrespondenz bis in alle Ewigkeit speichert. Selbst wenn wir etwas löschen, hinterlassen wir Spuren. Wir reden in aller Öffentlichkeit am Handy über unsere intimsten Angelegenheiten. Vielleicht ist uns wirklich alles egal. Oder wir hoffen insgeheim darauf, dass uns jemand dabei ertappt, wie wir ganz wir selbst sind.

Ich spielte einen Augenblick mit dem Computer herum und versuchte, die Datei zu öffnen. Der Mann war tot, also konnte ich seine Privatsphäre nicht mehr verletzen. Wie sich herausstellte, waren meine Versuche ohnehin vergeblich. Ich konnte mich nicht gut genug aus, um das Passwort zu knacken.

Ich konnte mir beim besten Willen

nicht vorstellen, was Andy und sein Laptop mit der Explosion zu tun haben sollten, aber ich konnte Erins verzweifelte Neugier verstehen. Außerdem griff ich mittlerweile selbst nach jedem Strohhalm.

»Kann ich mir den Rechner für ein oder zwei Tage ausleihen?«, fragte ich.  
»Ich kenne einen Technikfreak, dem ich die Datei gern zeigen würde.«

Ich erzählte ihr von meinem Artikel über den Einfluss von Funkstrahlung auf das Gehirn. Im Rahmen meiner Recherchen hatte ich unter anderem mit Mike Thompson vom Stanford Technology Research Center gesprochen, der sich mit Technik im

Allgemeinen hervorragend auskannte.

»Muss ich sonst noch etwas wissen?«, fragte ich.

Erin schien davon überzeugt, dass etwas faul war. Gab es noch einen anderen Grund für ihre Intuition? Einen, den sie für sich behielt?

Ihr Blick verlor sich in der Ferne. Sie schüttelte den Kopf. »Mein Mann war Alkoholiker.«

»Ihr Mann?« Mir war nicht klar, was das mit diesem Andy zu tun hatte.

»Mein Exmann. Wenn er getrunken hatte, verwandelte er sich in einen anderen Menschen. Ein Unterschied wie Tag und Nacht. Mit Andy war es genauso.«

»Er war Trinker?«

»Nein, das meine ich nicht. Ich wollte nur sagen, dass er sich in den letzten sechs Wochen seines Lebens völlig verändert hatte. Ich kannte ihn. Er war nicht nur krank, er war ein völlig anderer Mensch. Als hätte ein anderer von seinem Körper Besitz ergriffen.«

»Ihre Intuition in allen Ehren, aber ein Tumor kann durchaus eine Persönlichkeitsveränderung auslösen. Störungen der chemischen Abläufe im Gehirn übrigens auch. Das ist für Depressionen bezeichnend.«

Ich bat sie um den Namen von Andys Neurologen. Sie gab mir die Visitenkarte eines gewissen Dr. Murray Bard, der Andy von Simon Anderson empfohlen

worden war. Andy hatte sich im Café mit Simon angefreundet und passte manchmal drüben in West Portal auf Simons Kinder auf.

»Für Simon taten die Leute alles«, sagte Erin. Ihre Stimme hatte sich verändert. So rede ich manchmal mit meinen Redakteuren, wenn ich nicht ganz aufrichtig bin.

»Und Simon war mit diesem Neurologen befreundet?«

»Simon kannte jeden.«

Ich bot an, mit dem Taxi zu meinem Auto zu fahren, aber Erin bestand darauf, mich zum Friedhof zu bringen. Mit dem Dell-Laptop unter dem Arm trat ich aus der

Tür, wäre aber schon nach zwei Schritten fast über ein Kabel gefallen. Müde und geistesabwesend, wie ich war, hatte ich den Handwerker übersehen, der die Beleuchtung im Gang reparierte. Das hätte mir eigentlich nicht passieren dürfen. Er war ein kräftiger Mann mit einem buschigen, lockigen Bart, der meine Unachtsamkeit mit einem verärgerten Knurren kommentierte.

»Gehen will gelernt sein«, meinte Erin.

Dann prustete sie los, und die Stimmung hob sich. Es war lange her, dass ich jemanden so fröhlich hatte lachen hören.

Aber ein solches Lachen kann täuschen. Als ich mein Gleichgewicht

wiedergefunden hatte, kam mir ein Gedanke. Erst würde ich den Laptop wegbringen, aber danach sollte mir ein kleiner Umweg helfen, Klarheit über Erin und das Café zu gewinnen.

*Erin beschloss, mich zum Stanford Technology Research Center zu begleiten, wo ich den Laptop abgeben wollte. Ich musste dort sowieso Unterlagen für meinen Artikel abholen, vor dem mir mehr und mehr graute. Der Termin war einfach zu knapp.*

Ich hatte mir angewöhnt, grundsätzlich pünktlich zu sein. Das war der Einfluss von Silicon Valley. Dort gibt es überall Chronometer. Nicht nur Uhren, auch Mobiltelefone, Pocket-PCs und Piepser liefern exakte digitale Zeitangaben. Einer meiner Freunde prahlte damit,

dass er keine Uhr trug, was er offenbar für ein Zeichen geistiger Unabhängigkeit hielt. Tatsächlich besaß er ein Dutzend andere Geräte, die dafür sorgten, dass er nie zu spät kam.

Mit dem Auto waren es vierzig Minuten bis nach Palo Alto, dem Herzen des Valley, das von uns aus südlich lag. Dort trifft man auf Menschen, die zwei scheinbar unvereinbare Eigenschaften miteinander verbinden: Sie verstehen sich sowohl auf Mathematik als auch auf Marketing. Dieser teuflischen Mischung ist es zu verdanken, dass ihre Erfindungen mittlerweile in jedem Industrieland der Welt Hosentaschen, Autos, Privathäuser und Firmen erobert haben.

Verglichen mit den Leuten von Silicon Valley waren die Raubritterkapitalisten des 19. Jahrhunderts die reinsten Waisenknaben. Sie waren vermögend, aber wenn sie eine neue Eisenbahn oder Fabrik bauen wollten, mussten sie investieren. Um Geld zu verdienen, mussten sie es erst ausgeben.

Das ist im Silicon Valley anders. Die erfolgreichsten Unternehmen haben praktisch keine Herstellungskosten. Ist ein Computerprogramm einmal geschrieben, lässt es sich auf Knopfdruck reproduzieren. Eine wahre Gelddruckerei.

Als wir auf den Highway fuhren, telefonierte ich bereits mit Leslie

Fernandez, einer Neurologin, die ich vom Studium her kannte. Ich hoffte, dass sie mich mit Andys Arzt, diesem Murray Bard, bekannt machen konnte. Wenn man von Ärzten etwas will, lässt man sich am besten von einem anderen Arzt einführen.

Ich hatte Glück, Leslie nahm sofort ab. Offenbar erinnerte sie sich noch gut daran, dass wir während des Medizinstudiums ein paar Nächte mit Doktorspielen verbracht hatten.

»Nat ... Das ist ja eine Ewigkeit her«, sagte sie. »Erste Frage: Ist alles in Ordnung? Zweite Frage: Kann ich dich zum Essen einladen?«

Ich hatte vergessen, wie direkt sie sein konnte.

»Mir geht es gut. Setzt du die Leute immer noch unter Strom, um sie zappeln zu lassen?«

»Ach, Nat. Ich liebe es, wenn du ordinär wirst.«

Selbst für Erin war der neckische Ton unüberhörbar.

Leslie und ich tauschten uns über die letzten Neuigkeiten aus. Dann kam ich zum Thema und fragte sie, ob sie Dr. Bard kenne und mich vorstellen könne – angeblich, weil ich gehört hatte, dass er sich mit der elektrischen Aktivität im Gehirn befasste. Leslie wusste, dass ich als Medizinjournalist arbeitete, und würde ihre eigenen Schlüsse ziehen.

»Da hast du aber Glück. Ich kenne

Murray gut.«

»Äh ... wie gut?«

»Du hast vielleicht eine schmutzige Fantasie. Ruf ihn heute Nachmittag in seiner Praxis an«, erwiderte Leslie.  
»Klingt, als würden wir dieses Wochenende nicht gemeinsam auf Sauftour gehen. Dabei hatte ich mich schon so darauf gefreut, mit dir im Golden Gate Park den Schlafsack zu teilen.«

»Ein anderes Mal.«

Sie lachte. »Okay. Ich muss Schluss machen.«

Ich lächelte Erin verlegen an. »Eine alte Flamme.«

»Wie lange ist das schon her?«

Die Frage war rein rhetorisch – ganz

im Gegensatz zur nächsten.

»Wer ist diese Frau, die Sie verloren haben?«

Wir passierten die Ausfahrt Atherton, wo Annies Eltern lebten. Im Gegensatz zu den Orten der Umgebung bezeichnete sich das elegante Atherton nicht als Stadt, sondern als Gemeinde.

Wenn Annies Vater und Stiefmutter wieder einmal unterwegs waren, durften wir ihre Villa hüten. Koch, Hausmädchen und der Mensch, der dafür sorgte, dass die Autos brav in der Garage standen, bekamen von uns grundsätzlich frei. Dann probierten wir aus, in wie vielen Zimmern wir uns

küssen konnten. Dabei durften wir in jedem Raum nur ein einziges Kleidungsstück ablegen und mussten mindestens zehn Minuten durchhalten. Eines Abends zog ich zum Spaß sechs Schichten Skibekleidung übereinander, die Annie mir schon im Eingangsflur vom Leib riss. Nachdem wir die ganze Nacht dort verbracht hatten, waren die Spielregeln ein für alle Mal vergessen.

Einmal hatten wir das Haus für eine ganze Woche. Damit wir uns nicht langweilten, nahmen wir uns für jeden Abend etwas anderes vor. Wir gingen kegeln und besuchten ein Lenny-Kravitz-Konzert, scheiterten allerdings bereits am Mittwoch mit unserem Plan. Da uns nichts Besseres eingefallen war, nahmen

wir an einer Sitzung des Stadtrats von Palo Alto teil. Während der Ausschuss für Stadtentwicklung einer Präsentation lauschte, kicherten wir in der letzten Reihe so laut, dass uns ein Beamter nach unserem Anliegen fragte. Ich stand auf und forderte engagiert einen nationalen Feiertag für Annie. Daraufhin wurden wir vor die Tür gesetzt.

Im Park vor dem Rathaus fand ein abendliches Schachturnier statt. Die ausgeschiedenen Teilnehmer spielten gegeneinander oder ließen sich gnädig auf eine Partie mit den Umstehenden ein. Annie und ich forderten einen Vierzehnjährigen mit Zahnspange heraus, der uns zweimal hintereinander in zehn

Minuten schachmatt setzte.

»Unseren Sohn lassen wir nicht Schach spielen«, verkündete Annie, als wir das Feld räumten. »Zu gefährlich. Football und Heliski reichen völlig.«

»Unsere Söhne, meinst du wohl.«

»Reicht dir einer nicht?«

»Auf keinen Fall.«

»Und was ist mit Töchtern?«

»Zwei von jeder Sorte und einen Zwitter aus Mensch und Schildkröte.«

»Sie sind aber schweigsam.«

Erins Stimme.

»Sie denken an diese Frau.«

Bevor ich antworten konnte, klingelte mein Telefon. Es war Sergeant Danny

Weller.

»Wie geht es Ihnen, Mr Idle?«, fragte er, wartete die Antwort aber gar nicht ab. »Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

»Selbstverständlich.«

»Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ein roter Saab gefunden wurde.«

»Wo?«, fragte ich unbeabsichtigt brüsk.

»Das Auto wurde aus einer einsamen Bucht in der Nähe von Half Moon Bay gezogen.« Das war eine kleine Küstenstadt. »Ein Angelhaken hat sich im Stoßfänger verfangen.«

Mir verschlug es die Sprache. Weller lachte.

»Mit meinem Vater hatte ich nie so viel Anglerglück.«

»Hat man eine Leiche gefunden? Im Wagen, meine ich?«

»Nein.«

Erneutes Schweigen. Diesmal sprach ich zuerst. »In den Morgenzeitungen habe ich nichts davon gelesen.«

Den *Chronicle* hatte ich mir bereits vorgenommen, aber kaum etwas Neues über die Ermittlungen gefunden. Es wurde heftig spekuliert, denn die Polizei hielte sich mit Äußerungen zurück. Entweder wussten die Journalisten deutlich weniger als ich, oder sie behielten es für sich.

»Das werden sie auch nicht«, erklärte Weller. »Die richtig interessanten Dinge behalten wir für uns.«

Und warum erzählte er mir das?

»Haben sich die Ermittler bei Ihnen gemeldet?«, fragte er.

»Nein.«

Er hustete und räusperte sich.

»Was ist mit Ihnen? Haben Sie etwas herausgefunden? Was ist mit dieser Kellnerin?«

Ich warf einen Seitenblick auf Erin.

»Sollen wir uns später treffen?«, fragte ich zurück. »Diese Bar vom letzten Mal hat mir gut gefallen. Schmuddelig, dunkel, und die Gläser sahen aus, als wären sie schon lange nicht mehr abgespült worden.«

»Um sechs«, erwiderte er. »Ich bringe Spülmittel mit.«

Als wir zum Stanford Technology Research Center kamen, war Mike außer Haus. Ich ließ den Laptop da und schrieb ihm eine Nachricht, in der ich ihn bat, sich den Rechner einmal anzusehen. Ganz ohne Zeitdruck.

Auf dem Rückweg schlug ich vor, am Haus von Simon Anderson vorbeizufahren. Vielleicht waren die Trauergäste noch dort, und wir konnten uns mit seiner Frau unterhalten. Erin schien keine Lust zu haben, ließ sich aber mit mehr oder weniger sanftem Druck überreden. Sie kannte die Adresse. Wir fuhren schweigend hin.

»Sie konnten Anderson nicht leiden«,

stellte ich fest, als wir das Haus fast erreicht hatten.

»Er war ein Abenteurer, zumindest dachte er das. Er hielt sich für einen großen Verführer.«

»Obwohl er verheiratet war?«

Dann fiel mir ein, dass Andersons Bruder gesagt hatte, zuletzt sei es nicht immer einfach gewesen. Ich fragte Erin, was das heißen sollte.

Sie zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Vielleicht hatte er Ärger mit seiner Frau oder war krank. Gerüchte gibt es immer. Vergessen Sie die Sache, da ist nichts dran.« Dann wechselte sie das Thema. »Seine große Leidenschaft waren Zauberer.«

»Damit stand er wohl nicht allein.«

»Er schrieb an einem Fantasy-Buch für Jugendliche.«

»Wie Harry Potter?«

»Mit dem Vergleich konnte man ihn zur Weißglut treiben«, erklärte Erin. »Im Café amüsierten sich alle darüber. Manchmal brachten wir das Gespräch absichtlich darauf, um ihn zu ärgern ... Die beiden waren gut befreundet«, sagte sie nachdenklich.

Ich konnte ihr nicht recht folgen.  
»Wer?«

»Andy und Simon. Andy hat auf Simons Kinder aufgepasst. Das war eine große Verantwortung. Simons Jüngster ist schwer gestört.« Nun war sie wieder bei der Sache. »Die Andersons haben

ein wunderschönes Haus.«  
Hatten.

Als wir um die Ecke bogen, stand das  
Haus des verstorbenen Möchtegern-  
Schriftstellers Simon Anderson in  
Flammen.

*Trotz der bizarren* Wiederholung der Ereignisse wirkte das Bild für einen Augenblick völlig harmlos. Wir erlebten das Geschehen sozusagen aus erster Hand mit. Das Haus musste gerade erst Feuer gefangen haben. Aus einem der vorderen Fenster züngelten Flammen. Das zweistöckige Gebäude mit dem cremefarbenen, schwarz abgesetzten Putz und der leuchtend roten Eingangstür wirkte solide und schien weitgehend unversehrt.

Dann hörte ich einen donnernden Knall, und eine Hitzewelle rollte durch

den Garten. Im Erdgeschoss schlügen Flammen aus den Fenstern. Auf dem Gehweg entdeckte ich einen Mann in Sportkleidung mit Tennistasche, der in sein Handy sprach. Ich rannte zu ihm und stellte fest, dass er gerade die Feuerwehr alarmierte.

»Gott sei Dank sind alle auf der Beerdigung«, murmelte er.

Ein Wunder, aber nur ein kleines. Kaum waren wir zu dem Schluss gekommen, dass die Familie nicht im Haus war, da riss im ersten Stock eine dicke Frau ein Fenster auf und schwenkte panisch die Arme.

»Zur Hintertür«, brüllte der Mann.

»Ich verbrenne!«

»Die Feuerwehr ist unterwegs«, rief

er zurück. »Bleiben Sie ganz ruhig.«

»Sie haben gut reden!«

Zwei Jungen mit Rädern schossen um die Ecke. »Die hintere Veranda brennt!«

Mir fiel auf, dass die Frau hektisch nach Luft rang und hyperventilierte. Das war die Angst, nicht das Feuer.

Wie bei vielen Häusern in San Francisco lag das Erdgeschoss teilweise unter der Erde. Vom ersten Stock bis zum Boden waren es daher kaum mehr als drei Meter.

»Machen Sie das Fenster ganz auf, und setzen Sie sich auf das Fensterbrett«, sagte ich. »Wenn Sie sich am Fallrohr festhalten, können Sie sich herunterlassen. Wir nehmen Ihre Füße.«

Keine Sorge, das ist ganz leicht. Ihnen passiert nichts.«

Sie atmete noch schneller. In ihrer Angst hörte sie mich gar nicht. Eine Panikattacke. Soweit ich sehen konnte, war die größte Gefahr, dass sie das Bewusstsein verlor und sich nicht mehr helfen konnte. Ich sah die physiologischen Abläufe bildhaft vor mir: Irgendwann mussten sich die Atemwege mit schwarzem Ruß füllen, was dazu führen würde, dass Blut, Herz und Gehirn nicht mehr ausreichend mit Sauerstoff versorgt wurden.

Ich war immer noch nicht darüber hinweg, dass ich nicht Arzt geworden war. Zum einen, weil ich immer wieder in die Defensive geriet, wenn jemand auf

meinem Lebenslauf herumhackte. Vor allem aber, weil ich mir eine Verantwortung aufgeladen hatte, der ich nicht gerecht werden konnte. Ich war in der Lage, medizinische Probleme zu erkennen, besaß aber nicht das Fachwissen, etwas dagegen zu unternehmen.

Was konnte ich tun? Die Frau musste beruhigt werden, das war auch für den Laien ersichtlich.

»Halten Sie den Kopf aus dem Fenster!«, rief ich. »Atmen Sie langsam und ruhig!«

Sie rührte sich nicht.

»Hallo!«

Keine Reaktion.

Ich trat einen Schritt auf das Haus zu. »Helfen Sie mir«, sagte ich zu dem Mann neben mir. Instinktiv packte er mich am Arm, offenbar, damit ich keine Dummheit beging. Er hatte keine Ahnung, zu was für Dummheiten ich fähig war. Wie zum Beispiel, meinen einundzwanzigsten Geburtstag mit der Besteigung des Aconcagua in Argentinien zu feiern – ein schwieriger Aufstieg in extremer Höhe, bei dem ich gefährlichen Winden ausgesetzt gewesen war.

Ich sah mir das Fallrohr neben dem Fenster an. Besonders riskant schien mir die Kletterpartie nicht. Zudem sank die Frau immer mehr in sich zusammen.

Wenn sie sich nicht beruhigte, würde sie ersticken und letzten Endes doch noch verbrennen.

Von den Nachbarn, die zusammengelaufen waren, schien keiner zu wissen, was er tun sollte. Die Türen und Fenster im Erdgeschoss waren vom Feuer versperrt. Ich stellte mich unter das Fenster.

Mit den Händen am Fallrohr setzte ich versuchsweise einen Fuß auf den Putz, rutschte aber sofort ab. Ich besah mir meine Füße. Die rutschigen schwarzen Lederschuhe, die ich zur Beerdigung getragen hatte, waren denkbar ungeeignet. Ich zog mich erneut am Fallrohr hoch. Der Mann, mit dem ich gesprochen hatte, und ein anderer

Nachbar stützten meine Füße. Wenn ich mich auf ihre Hände stellte, musste ich bis zur Fensterbank nur noch einen Meter aus eigener Kraft zurücklegen.

Ich stemmte die Füße gegen die Hauswand und klammerte mich an ein Metallband, mit dem das Rohr an der Mauer befestigt war. Als ich nach der nächsten Halterung greifen wollte, löste sich mein Griff, und ich rutschte am Rohr entlang nach unten. Ich kam mit den Füßen auf und landete schließlich auf dem Hintern.

Nachdem ich mich wieder aufgerappelt hatte, gaben mir die beiden Männer erneut Hilfestellung. Nun hing ich einen Meter unter der Fensterbank

und sah mit jedem Augenblick weniger aus wie Spiderman.

Wem wollte ich eigentlich imponieren? Ich schrieb für einen Dollar pro Wort medizinische Artikel und spielte an zwei Abenden in der Woche Freizeit-Basketball. Wenn ich besonders mutig aufgelegt war, aß ich Tunfisch-Sandwichs mit Majonäse, deren Haltbarkeitsdatum fast abgelaufen war. Ich spielte nicht einmal im Fernsehen den Arzt.

Aber das Adrenalin beflog mich zu ungewohntem Tatendrang. Vielleicht war es auch Annie, die mich inspirierte. Auf jeden Fall arbeitete ich mich bis auf einen halben Meter an das Fenster heran. Weiter schaffte ich es nicht. In der Ferne

heulten Sirenen, die sich rasch näherten. Über mir sah ich den Kopf der Frau. Ihr Doppelkinn war auf die Fensterbank gesunken, und sie atmete immer noch viel zu schnell.

»Hallo!«, rief ich ihr zu. »Haben Sie schon mal gesehen, wie sich jemand das Genick gebrochen hat?«

»Was?«

»Wie heißen Sie?«

»Agnes.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Agnes.«

Sie drehte sich zur Seite und übergab sich. Ihr Kopf fiel kraftlos nach hinten. Da sie stark übergewichtig war, konnte eine Panik leicht zum Herzstillstand

führen. Ihr Blutdruck musste mittlerweile schwindelnde Höhen erreicht haben. Ihre Augen starrten ins Leere. »Ich will nicht sterben.«

Plötzlich erschütterte eine Explosion das Haus. Meine Füße flatterten in der Luft, und ich konnte mich kaum halten. Verzweifelt klammerte ich mich fest. Aus dem Fenster schlug eine Hitzewelle. Die Flammen mussten schon ganz nah sein.

Sie fing wieder an, hektisch zu atmen. Die Tränen strömten ihr über das Gesicht, und sie zitterte. Ich musste sie ablenken. Dazu brauchte ich ihre Aufmerksamkeit.

»Was ist passiert, Agnes?«  
Keine Antwort.

»Agnes! Sie müssen mir sagen, was passiert ist.«

Ihre Augen belebten sich. »Ich bin nur die Haushälterin. Heute ist eigentlich gar nicht mein Tag«, sagte sie zögernd. »Ich habe ... ich war gerade beim Putzen. Dann ging alles ... so schnell.«

»Hat es irgendwie nach Gas gerochen? Ist Ihnen etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Mit dumpfem Knall schlug eine Leiter gegen das Fensterbrett. Ich war so beschäftigt gewesen, dass ich das Eintreffen der Feuerwehr gar nicht bemerkt hatte.

»Vielleicht war es Gas. Keine Ahnung. Als ich hergekommen bin, war

das Haus leer. Alle waren auf der Beerdigung. Nur so eine Elektrikerin war da, die hat gesagt, sie muss im Keller Kabel verlegen ...«

Eine weitere Explosion schnitt ihr das Wort ab, aber nun hatten die Feuerwehrleute sie erreicht. Einer der Männer legte den Arm um sie. Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter und wurde über eine zweite Leiter zurück zum Boden geleitet.

Unten angekommen, suchte ich in der wachsenden Menge nach Erin. Sie hatte das Auto nicht verlassen und schien völlig neben sich zu stehen.

»Oh.«

Das war ihr ganzer Kommentar. Offenbar war sie nicht in der Lage,

komplexeren Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

»Die Sache eskaliert«, sagte ich.

»Was?«

»Die Explosion. Andy, Simon. Und nun das Feuer. Irgendwie hat das mit dem Sunshine Café zu tun. Alles dreht sich um das Café.«

Zumindest für mich war das eine völlig neue Erkenntnis. Bis dahin hatte ich kein Muster erkennen können.

Sie berührte mein Gesicht mit der Hand. »Was ist passiert?«, fragte sie schließlich.

Ich erzählte ihr, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Vielleicht hatte jemand die elektrischen Leitungen sabotiert.

*Elektrik.*

Ich zuckte zusammen.

»Andys Wohnung«, entfuhr es mir.

Erin verstand gar nichts. »Was ist damit?«

»Vor seiner Wohnung. Der Handwerker im Gang hat sich an der Beleuchtung zu schaffen gemacht. Die versuchen, das Haus niederzubrennen!«

Ich ließ den Motor an.

»Wir müssen los«, sagte ich. »Und zwar sofort!«

*Während Erin die Notrufnummer wählte, raste ich durch Laguna Honda. Das war ein Schleichweg zu Andys Wohnung in Cole Valley.*

Ich schoss um einen Windstar-Minivan herum und löste damit ein Hupkonzert aus.

»Ich möchte einen möglichen Brand melden«, sagte Erin.

Ich hörte natürlich nur ihren Teil des Gesprächs.

»Nein, keine Flammen, kein Rauch.«

Die Zentrale hakte nach. Erin nannte Andys Adresse.

Ich gab Gas. Die Reifen quietschten, und der Tacho zeigte achtzig.

»Hören Sie, seine Wohnung ist möglicherweise Ziel eines Anschlags.«

Schließlich klappte sie ihr Telefon zu und teilte mir mit, dass ein Beamter vorbeikommen würde.

In Haight-Ashbury musste ich abrupt bremsen. Vor uns war die Straße blockiert. An einer Ecke hatte sich ein Dutzend junger Leute in den Zwanzigern versammelt, die wie übrig gebliebene Hippies aussahen. Einige schlügen Tamburine, andere schwenkten Transparente. Hier wurde demonstriert. Für etwas. Oder gegen etwas. Wenn man lange genug in San Francisco lebt, hört

man auf, die Plakate zu lesen. Ich wusste nur, dass sie zwischen uns und unserem Ziel standen.

Ich presste die Handfläche auf die Hupe. Schwerer Fehler. Jetzt hatte ich sie gegen mich. Die Demonstranten wirkten, als hätten sie sich voll gedröhnt die Nachrichten angesehen. Dabei mussten sie sich so geärgert haben, dass sie sich Transparente bastelten und ihre Pizza stehen ließen, um zu protestieren. Nun fehlte ihnen nur noch ein gemeinsamer Feind. Bis ich des Weges kam.

Ein Paar, das soeben die Straße überquerte, blieb vor meinem Fenster stehen. Die Frau trug einen wehenden weißen Rock im Stil der Sechzigerjahre

und eine modische Windjacke von North Face.

»Mit dieser Todesmaschine vergiften Sie unsere Umwelt«, sagte sie.

Ich fuhr das Fenster herunter. »Wissen Sie, was das Blöde an diesen schweren Geländewagen ist?«, fragte ich. »Man merkt es kaum, wenn man jemandem über den Fuß fährt.«

Dann riss ich das Lenkrad herum und bretterte über den Gehweg, wobei ich das Heck eines Saturn und die Demonstranten nur um Haarsbreite verfehlte.

»Was soll das?«, schrie Erin.

Mein neues Weltbild kannte weder

Stoppschilder noch  
Geschwindigkeitsbeschränkungen.

»Vorsicht!«

Ein Teenager auf einem Tretroller erschien in meinem Gesichtsfeld und beanspruchte völlig zu Recht den Zebrastreifen für sich.

Ich trat auf die Bremse. Erin und ich wurden nach vorn geschleudert.

»Mr Idle«, sagte Erin, als sie sich wieder aufgerichtet hatte. »Sehen Sie doch.«

Andys Haus lag um die Ecke. Mir fiel nichts Ungewöhnliches auf, und das sagte ich auch.

»Eben«, meinte sie.

Sie hatte Recht. Es war gar nichts zu sehen. Keine Feuerwehr, kein

Krankenwagen, kein Rauch. Kein Chaos.

Wir schwiegen einen Augenblick.

»Was jetzt?«, fragte ich.

Sie antwortete nicht sofort. Wahrscheinlich, weil es keine Antwort gab.

Oder weil die Frage zu viele Interpretationsmöglichkeiten zuließ. Wir waren soeben in einem fast drei Tonnen schweren Schiff durch San Francisco gerast. Warum? Weil ich überreagierte? Waren wir tatsächlich in Gefahr?

»Ihre Nerven sind ein wenig angespannt«, stellte Erin fest.

Vielleicht war es doch besser, wenn wir die Sache der Polizei überließen.

Tatsächlich stand hinter uns ein Streifenwagen, den ich wohl im Unterbewusstsein wahrgenommen hatte.

Die Hüter des Gesetzes würden nicht begeistert sein.

»Führerschein und Fahrzeugpapiere, bitte.«

»Officer«, sagte Erin, »wir haben eben wegen eines Feuers angerufen. Sie haben doch bestimmt von dem Notruf gehört.«

Ich holte meinen Führerschein hervor, wobei ich fieberhaft überlegte, wo die Papiere sein mochten. Weiß die Polizei denn nicht, dass Fahrzeugpapiere grundsätzlich nicht zu finden sind, wenn man sie braucht?

»Sie haben einen Brand gemeldet?«, fragte die Beamtin, auf deren

Namensschild Sampson stand. »Bei der Polizei?«

»Beim allgemeinen Notruf«, erwiderte Erin.

Ich reichte der Polizistin meinen Führerschein durch das offene Fenster. Sie studierte persönliche Angaben und Foto, als könnte sie ihnen meine intimsten Geheimnisse entnehmen.

»Würden Sie bitte aussteigen, Mr Idle«, sagte sie dann.

Ich überlegte, was ich mir hatte zuschulden kommen lassen, hatte aber nur eine vage Vorstellung. Officer Sampson half mir auf die Sprünge.

»Sie hätten fast einen Skateboarder überfahren«, teilte sie mir mit.

Ein Punkt für sie.

»Bei uns sind zwei Anrufe wegen eines Toyota-Geländewagens eingegangen, der mit überhöhter Geschwindigkeit durch Cole Valley rast«, stellte sie fest.

Es klang, als wäre schon allein die Wahl meines Autos ein Minuspunkt. Da würde es mir schwerfallen, mich herauszureden.

»Gesehen habe ich selbst zwar nichts«, fuhr sie fort, »aber Ihre Bremsen und Reifen konnte man bis nach Castro quietschen hören.«

Das klang nach einem Anflug von Humor. Trotz ihrer ernsten Miene schöpfte ich Hoffnung. Vielleicht kam ich ungeschoren davon, weil sie den

Vorfall nicht mit eigenen Augen beobachtet hatte. Ich beschloss, alles auf eine Karte zu setzen.

»Es tut mir furchtbar leid, Officer. Ich habe ein paar ganz üble Tage hinter mir«, sagte ich Mitleid heischend.

Sie wirkte unbeeindruckt. »Mal sehen, was der Computer zu sagen hat.«

Sie ging zu ihrem Streifenwagen, setzte sich hinter das Lenkrad und fing an, meine Daten in ihren Bordcomputer einzugeben.

»Unterwäsche«, sagte Erin.

Sie beugte sich zu mir.

»Das einzige Mal, wo ich mit dem Gesetz in Konflikt geraten bin. Mein

einiger Diebstahl.«

»Unterwäsche?«

»Ein rosa Slip. Sehr sexy«, erklärte sie. »Damals war ich vierzehn. Einige meiner Freundinnen fanden es cool, zu klauen. Eine Entwicklungsphase. Ich wollte zeigen, wie mutig ich war, hatte aber furchtbare Angst.«

»Da war Reizwäsche natürlich bestens geeignet.«

Sie strich sich eine Strähne hinter das rechte Ohr, fuhr mit dem Zeigefinger die Linie ihres Kiefers bis zum Kinn nach. Es war ein schöner Finger. Als Kletterer fällt es mir immer schwer zu entscheiden, welcher Felsvorsprung sicheren Halt bietet. Bis jetzt war ich mir noch nicht sicher, ob ich mich an

Erin klammern sollte.

»Nein, ich hatte ganz andere Motive«, erwiderte sie. »Ich dachte, so ein Slip lässt sich leicht verstecken. Mein Plan war, das Ding anzuprobieren und dann einfach damit zu verschwinden. Natürlich wurde ich erwischt. Am schlimmsten war, dass ich mich vor der Filialleiterin ausziehen musste. Das war eine nette ältere Frau, aber trotzdem ... Zum Glück trug ich unter dem Tanga noch zwei meiner eigenen Unterhosen und Shorts. Mein Vater hätte mich fast enterbt. Der hielt noch auf Zucht und Ordnung. Ein Jahr lang durfte ich nur zu kirchlichen Veranstaltungen aus dem Haus.«

Hinter uns stieg die Streifenbeamtin aus dem Auto und ging in unsere Richtung.

»Wenn Sie ohne Leibesvisitation davonkommen, können Sie sich glücklich schätzen«, sagte Erin.

»Mr Idle«, sagte die Beamtein. Die förmliche Anrede verhieß nichts Gutes.

»Schon mal von vorsätzlicher Gefährdung des Straßenverkehrs gehört?«, fragte sie. »Bei uns sind zwei Anrufe von möglichen Augenzeugen eingegangen, unter anderem von der Mutter eines Jungen, dem Sie fast über den Roller gefahren sind.«

»Was ist mit dem Notruf?« Erin gab

nicht auf.

Die Polizistin atmete tief durch. Sie wirkte wie ein geduldiger Mensch, aber als Streifenbeamtin wurde ihre Langmut wohl auf eine harte Probe gestellt. »Der Anruf ist eingegangen und wurde bearbeitet.«

Sie erklärte uns, ein Streifenbeamter sei zufällig in der Nähe gewesen. »Officer Eldridge konnte weder Feuer noch Rauch entdecken«, sagte sie mit einem Blick auf den Notizblock in ihrer Hand. Sie sah auf.

»Ganz hoffnungslos ist die Sache nicht, Mr Idle. Möglicherweise kann ich noch einmal ein Auge zudrücken, wenn Sie mit zur Polizeistation kommen. Lieutenant Aravelo möchte mit Ihnen

reden.«

Ich verabschiedete mich von Erin, und wir machten uns auf den Weg in die Innenstadt.

Ich hatte erst ein einziges Mal in einem Polizeiwagen gesessen. Das war bei der Berufsberatung an der Junior Highschool gewesen. Zusammen mit meinem Freund versuchte ich damals, dem phlegmatischen Beamten ein paar aufregende Geschichten zu entlocken, aber er ließ sich nicht darauf ein. Schließlich fuhr er uns zu einem Friedhof.

»Macht etwas aus eurem Leben«, sagte er. »Seht zu, dass ihr gute Noten

bekommt.«

Obwohl wir noch Jahre später darüber lachten, war uns mulmig zumute, wenn wir an den rätselhaften Vorfall dachten. Hatte er uns vor Augen führen wollen, wie kurz das Leben war? Oder wollte er uns umbringen, wenn wir nicht die besten Noten bekamen?

Andys Tod, sein Leben, Erin, ich selbst. Überall Ungewissheit, die nach Erklärungen schrie. Vielleicht war jedes Leben und jeder Tod ein ungelöstes Rätsel. Für Annie galt das auf jeden Fall.

Auf dem Weg zur Polizeistation schweiften meine Gedanken ab – zu einer Zeit, in der ich vor allem Wut und Verwirrung empfunden hatte. An ihrem

Ende hatte der Tod gestanden.

»Das Schweigen der Rammler.«

»Furchtbar«, sagte Annie.

Wir hatten uns ein Spiel ausgedacht, bei dem wir alberne Pornotitel für populäre Filme erfinden mussten, aber Annie war nicht recht bei der Sache.

»Was ist mit *Das große Fummeln?*«

Wir waren auf dem Weg zum Marin Boat Club. Annie legte ihren Kopf auf meine Schulter. Es war ein wichtiger Tag, der zum Wendepunkt in unserer Beziehung werden sollte. Wir wollten den Herbstempfang des Yachtclubs besuchen. Nach langem Drängen hatte

sie sich bereit erklärt, mir ihre Familie vorzustellen. In deren natürlichem Umfeld.

Annie sah sich um. »Teure Autos und Boote, Lobhudeleien in den Zeitungen, die allgegenwärtige Selbstzufriedenheit – das ist ansteckend.«

»So etwas ist doch keine Krankheit.«

»Falls du jemandem hier die Hand gibst, wäschst du dich am besten hinterher gründlich.«

Das Lokal war brechend voll. Wir steuerten gerade auf die Bar zu, als wir eine erfreute Stimme hörten, die den allgemeinen Lärm übertönte.

»Prinzessin!«

Die Gäste um uns herum gaben den Weg frei, und Annies Vater stand vor uns. Er sah jünger aus, als ich erwartet hatte. Sein Haar war noch nicht ergraut, und er trug eine khakifarbenen Hose und ein kurzärmeliges Button-down-Hemd. Die Uniform des Hightech-Titans.

»Daddy«, sagte Annie voller Wärme.

Er breitete die Arme aus. »Kann ich dich kurz allein sprechen?«

»Wir sind gleich wieder da, Turtle«, flüsterte sie.

Ich sah, wie sie ihn umarmte. Dann wurden sie von der Menge verschluckt. Ich ließ mich an der Bar nieder. Was Annie nur gegen diesen Lebensstil hatte? Alkoholische Getränke und Mini-Snacks

gab es kostenlos. Ich fühlte mich wie im Country Club. Fehlte nur die Gratismassage.

»Wie geht's, Doc?«

Als ich mich umdrehte, sah ich mich einem beunruhigend attraktiven Mann gegenüber. Vielleicht fand ich auch nur die Anrede beunruhigend, nachdem ich mich gerade erst entschlossen hatte, der Medizinerlaufbahn zu entsagen.

»Sie sind also mit Annie da«, stellte er fest.

»Ich halte an der Bar die Stellung.«

»Guter Geschmack«, sagte er. »Die Frau hat einen tollen Arsch.«

Als ich zusammenzuckte, brach er in Gelächter aus und streckte mir die Hand hin.

»Dave Elliott. Ich benehme mich grundsätzlich daneben.«

Elliott bezeichnete sich selbst als alten Freund der Familie Kindle. Er war viel gereist, in letzter Zeit vor allem in Asien. Nun wollte er sesshaft werden. Er besaß ein Haus im Marin County und arbeitete als Anwalt in San Francisco, unter anderem für Annies Vater. Am vergangenen Wochenende hatte er in Pebble Beach mit ihm Golf gespielt.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte ich.

»Ich zahle Ihnen hundert Dollar, wenn Sie meinen Golfschläger verbrennen und mit dem Auto über die Asche fahren.«

Wir alberten eine Weile herum, wie es zwei Männer tun, die noch nicht

wissen, was sie voneinander halten sollen. Schließlich fanden wir ein gemeinsames Interesse: Skifahren. Allerdings bevorzugte er im Gegensatz zu mir die exklusiven Wintersportorte in der Schweiz.

Ich gönnte mir einen kräftigen Schluck von meinem Tonic.

»Hat Annie was dagegen, wenn Sie sich besaufen?«

Ich zuckte die Achseln.

»Sie hat wieder mal die Hosen an, was?« Es klang, als wäre das allgemein bekannt. »Ihrem letzten Typen hat sie die Klamotten ausgesucht. Karos waren streng verboten.«

Ich sah, wie sich Annie mit entschlossener Miene den Weg durch die

Menge bahnte.

»Hast du was dagegen, wenn wir früher gehen?«, fragte sie betont ruhig. Bei ihrem drohenden Blick verbot sich jede Frage.

Elliott wurde nicht von derartigen Skrupeln geplagt. »Cool bleiben, Annie. Trink erst mal was.« Dann sah er mich an. »Männliche Solidarität.«

»Hast du gerade kein Flittchen zur Hand, das dich ausnimmt?«, lautete Annies Antwort.

Als wir draußen standen, fiel mir auf, wie erhitzt sie wirkte. Ohne mich anzusehen, fing sie an, mir von den Problemen zu erzählen, die die Familie mit ihrer Investition in ein Start-up-

Unternehmen im Staat New York hatte. Die Bewertung der Absatz- und Ertragsaussichten einer Internet-Start-up-Firma sei nicht einfach. Sie wolle konservativ agieren, aber ohne den Vorsprung vor der Konkurrenz einzubüßen. Ihr Vater habe ihr den Job übertragen, ließe sie aber nicht in Ruhe arbeiten. Ihr Blick war eisig.

»So lasse ich mich nicht behandeln. Der Mann ist ein Kontrollfreak.«

Ich wusste überhaupt nichts von einem solchen Projekt. Außerdem war ich überrascht, dass ihr Vater solche Stimmungsschwankungen auslösen konnte. Aber ich hatte andere Probleme. »Was ist mit Dave Elliott? Hattest du was mit ihm?«

Annie drehte sich zu mir um und lachte, als hätte ich schon lange nicht mehr so etwas Lustiges – und Absurdes – gesagt.

»Du lieber Himmel, bestimmt nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Obwohl er durchaus interessiert gewesen wäre.«

Wir saßen in meinem Auto, aber Annie griff vom Beifahrersitz aus nach dem Zündschlüssel, um unsere Abfahrt zu beschleunigen. »Ich war mit Dave eng befreundet. Er war nett und konnte gut zuhören. Ich vertraute ihm und erzählte ihm alles. Leider hegte er tiefere Gefühle für mich und dachte, ich würde sie erwidern. Mir war gar nicht der Gedanke an eine Beziehung gekommen.

Irgendwann machte er mir eine Liebeserklärung. Er hat mir die Sache nie verziehen.«

Zwei Tage später stand ich ein paar Blocks von meiner Wohnung entfernt vor Sam's Deli und biss gerade in mein Truthahn-Sandwich zum Mitnehmen, als ein schwarzer BMW vorfuhr. Ich erkannte den Wagen, der Annie bei unserem ersten Rendezvous abgeholt hatte. Die Tür ging auf.

»Annie?«

»Steigen Sie ein, Mr Idle«, erwiderete eine Männerstimme. »Ich bringe Sie nach Hause.«

Besonders beunruhigt war ich nicht. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass mich jemand entführen wollte. Erstens

stand ich am helllichten Tag an einer belebten Straßenecke mitten in San Francisco und zweitens besaßen weder ich noch meine Familie irgend etwas von Wert. Ich warf einen Blick in den Wagen.

»Glenn Kindle«, sagte der Unbekannte. »Annies Vater.«

Er saß im Fond, der durch eine dunkle Glasscheibe vom Chauffeur getrennt war. Auf seinem Schoß lag ein Magazin – der SkyMall-Katalog.

»Hier finden Sie den Weg zum Glück.« Er hielt den Katalog in die Höhe. »Sie denken wahrscheinlich, die Artikel sind Schrott. Das vibrierende Putting Green zum Beispiel, dessen

Frequenzen angeblich die natürlichen Selbstheilkräfte aktivieren. Schwachsinn! Aber Sie müssen das große Ganze sehen. SkyMall ist der kapitalistische Traum in Reinkultur. Die Menschen kaufen gern Dinge, von denen sie gar nicht wussten, dass es sie gibt. Die Verkäufer von diesem Zeug sind keine Betrüger, sie schenken uns Hoffnung. Der Verbraucher lässt sich sehenden Auges auf diese Illusion ein. So wird das Geschäft für beide Seiten zum emotionalen Erfolg.«

»Wollen Sie meine Philosophiekenntnisse erweitern oder mir bei meinen Weihnachtseinkäufen helfen?« Ich lächelte.

»Ich hatte gehofft, wir würden uns bei

der Party vom letzten Wochenende kennenlernen.« Er ließ das Magazin sinken. »Da ich gerade in Ihrer Nähe war, wollte ich das wiedergutmachen.«

Was wollte er wiedergutmachen? Und woher wusste er, wo ich wohnte?

Ich sah nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Also stieg ich ein und schüttelte ihm die Hand. Dann stellte ich fest, dass das halb gegessene Sandwich in meiner Hand die Serviette durchfeuchtete.

»Für alle wird es nicht reichen«, sagte ich.

Er lachte und drückte einen Knopf an seiner Tür. »Fahren Sie los«, wies er den Chauffeur an.

»Tut mir leid, dass wir nicht viel Zeit haben. Solche Treffen sind in der Theorie immer angenehmer als in Wirklichkeit.«

»Sie können ja mit raufkommen. Ich habe ein Sixpack Anchor Steam im Kühlschrank. Obwohl ... kann sein, dass nur noch fünf da sind.« Das meinte ich ernst. Zumindest halbwegs.

»Hören Sie, ich will offen mit Ihnen reden. Muss ich mir Sorgen machen?«

Während ich noch darüber nachdachte, blieb das Auto stehen. Ich sah durch die getönte Fensterscheibe. Wir standen bereits vor meinem Haus.

»Ich frage mich nur, was Sie mit Annie vorhaben.«

»Ehrlich gesagt, habe ich keine Ahnung, wovon Sie reden«, erwiderte ich. »Gar nichts. Ich gehöre keiner okkulten Sekte an, falls Sie das meinen. Wissen Sie, falls Sie wirklich mein Schwiegervater werden sollten, lachen wir bestimmt eines Tages über dieses Gespräch.«

Sein Lächeln wirkte gezwungen.

»Entschuldigen Sie. Die Erfahrung hat mich Vorsicht gelehrt. Vielleicht will ich sie zu sehr behüten.«

»Keine Ursache.«

»Sie sind bis über beide Ohren verschuldet und haben sich im Krankenhaus mit Ihrem Vorgesetzten angelegt. Jetzt brechen Sie Ihr Studium

ab und wollen Journalist werden. Klingt nicht sehr vertrauenerweckend.«

»Nicht jeder braucht das Bruttonsozialprodukt eines kleineren afrikanischen Landes für sein Auto«, parierte ich.

Er lachte.

»Annie hat Recht. Sie sind wirklich witzig. Tut mir leid. Haken wir die Sache als Missverständnis ab. Beim nächsten Mal fangen wir am besten wieder bei null an.«

In diesem Augenblick öffnete mir der Fahrer die Tür. Kindles letzte Bemerkung hatte nicht nach einer aufrichtigen Entschuldigung geklungen. Ich zögerte.

»Glauben Sie mir, ich weiß, was für

ein fabelhafter Mensch Annie ist.«

Er nickte mit ausdrucksloser Miene, und der Wagen rollte davon.

Ich rief sofort Annie an und erzählte ihr von dem Vorfall. Am liebsten wäre ich umgehend nach Palo Alto gefahren, um das Gespräch zu Ende zu bringen.

»Bitte nicht«, sagte sie. »Wenn du mit ihm redest, wird alles nur noch schlimmer.«

»Dann kannst du mich vielleicht aufklären. Was wird hier gespielt? Für wen hält dein Vater sich? Und für wen hält er mich?«

Sie sagte, ihr Vater sei ein überbesorgter Egomane, der sich durch unsere Beziehung bedroht fühle.

Außerdem habe er Angst vor einem Abflauen des Dotcom-Booms und stehe daher unter Entscheidungsdruck.

Anstatt mich mit ihm anzulegen, solle ich sie lieber auf ihrer bevorstehenden Geschäftsreise nach New York begleiten. Dort werde sie mir ihre Welt aus erster Hand zeigen, mir von ihrer Familie erzählen, mich bei Kindle Investment Partners einführen.

Ich hoffte verzweifelt, dass die nächsten Wochen Klarheit bringen würden.

Das Gegenteil war der Fall.

»Küss mich.«

Ich stand mit Annie auf der Aussichtsplattform des Empire State Building und musste unwillkürlich daran denken, dass mein Vater als Kind von einem Vogel angegriffen worden war. Die Attacke hatte sich auf einer Hängebrücke ereignet, was nach Ansicht meines Vaters seine Höhenangst ebenso erklärte wie seine Vogelphobie. Wenn wir mit ihm als Kinder Skifahren gingen, drückte er uns so fest in den Sessellift, dass wir selbst Angst bekamen.

Aber als ich mit Annie auf der

Aussichtsplattform stand, fühlte ich keine Furcht. Das lag wohl daran, dass ich sie im Arm hielt und mir einbildete, ich wäre ihr Beschützer. Das Zusammensein mit ihr berauschte mich derart, dass ich alles andere vergaß. Es war ein weitgehend perfekter Tag. Wir erwachten in einem Hotel in Midtown, frühstückten im Bett und verbrachten den Vormittag im Bronx Zoo. Annie schien entzückt von den Affen, dem kleinen Elefanten und den Tigern, und ich freute mich über Annies Begeisterung.

Meine Erziehung begann bereits auf dem Flug – in der ersten Klasse. Unterwegs zeigte sie mir einen Stapel Dokumente, die mit ihrer Arbeit als Investmentmanagerin zu tun hatten und

für mich etwa so fesselnd waren wie organische Chemie.

»Woher weißt du überhaupt, was das bedeutet?«, fragte ich.

»Weißt *du* es denn nicht?«, fragte sie zurück.

Sie erklärte mir, wie sie sich mit ihrem Vater arrangiert hatte, der ihr vorschreiben wollte, wie sie ihre Arbeit zu tun hatte. Hielt sie sich nicht daran, riskierte sie seinen Unwillen – außer es gelang ihr, seine Erwartungen zu übertreffen. Sie brauchte diese Herausforderung, um sich selbst zu respektieren.

Das Unternehmen, das wir besuchen wollten, nannte sich Vestige

Technologies und schrieb Software für das Lieferkettenmanagement. Annie sprach von »automatisierter Verwaltung des Lagerbestands«.

Sie erklärte mir überzeugend, warum Kleinanleger ihr sauer Erspartes in Internetfirmen investierten und dabei schwere Fehler machten. Die meisten Anleger konnten sich am ehesten etwas unter Firmen vorstellen, deren Zielgruppe Endverbraucher waren. Online-Buchhändler oder -Supermärkte zum Beispiel. Manche dieser Unternehmen würden sich durchsetzen, die meisten nicht.

Tatsächlich ließ sich jedoch vor allem mit Infrastrukturprodukten für Firmenkunden Geld verdienen und

Marktmacht gewinnen. Der Erfolg eines Unternehmens hing davon ab, wie kostengünstig es arbeitete. Die Firmen mussten also ihre Kosten senken, wobei der größte Posten häufig die menschliche Arbeitskraft war. Der nächste Quantensprung im Kapitalismus hieß folgerichtig Computerautomation. Wirtschaftlichkeitsrechnungen zeigten, dass durch die Automatisierung der Abläufe nicht nur das Unternehmen insgesamt effizienter wurde, sondern auch die Produktivität des einzelnen Beschäftigten wuchs. Bisher allgemein akzeptierte wirtschaftliche Prinzipien standen auf dem Prüfstand. Mit weniger Beschäftigten ließen sich signifikant

höhere Gewinne erzielen.

Eine wichtige Rolle bei dieser Kostensenkung spielten Softwareprogramme für das Lieferkettenmanagement. Die Automatisierung von Teilebeschaffung, Hersteller-Kunden-Beziehung und interner Personalverwaltung stand noch ganz am Anfang.

Das klang nicht gerade aufregend, aber mit Firmen wie Vestige ließen sich Milliarden verdienen. Wer davon profitieren wollte, musste zu einem möglichst frühen Zeitpunkt investieren. Genau das taten Risikokapitalanleger wie Kindle Investment Partners und seine Kommanditisten in Erwartung eines spektakulären Wachstums.

Was Investitionen in der Frühphase eines Unternehmens anging, war Annies Vater ein Meister.

»Und jetzt sollst du in seine Fußstapfen treten«, meinte ich.

»Wenn ich dir nicht begegnet wäre«, erwiderte sie kokett, »wäre daraus vielleicht sogar etwas geworden.«

Am folgenden Tag aßen wir im Central Park zu Mittag und nahmen dann ein Taxi zum dritthöchsten Gebäude New Yorks, dem Empire State Building. Dann standen wir oben auf der Aussichtsplattform

»Wieso tust du das?«, fragte ich ganz dicht an ihrem Mund.

Sie küsste mich. »Weil du nach Pizza

und Kaugummi schmeckst.«

»Diese Arbeit«, sagte ich. »Für mich klingt es, als wärst du damit unglücklich. Du hattest so viel Spaß im Zoo. Warum entscheidest du dich nicht für ein ruhigeres Leben, ganz gleich, wie das aussieht?«

Eine Böe packte uns, und ich schlug den Kragen ihrer Jacke hoch, damit sie keine kalten Ohren bekam.

»Nat, kannst du schnattern wie ein Affe?«, fragte sie, offenbar zu Späßen aufgelegt.

Ich tat ihr den Gefallen.

»Ich bewundere dich dafür, dass du deine Karriere als Mediziner aufgegeben hast und deinen eigenen Weg gehst. Und dass du dir regelmäßig Zeit für ein

Nickerchen nimmst. Dafür liebe ich dich.« Nun wurde sie ernst. »Aber nur weil mein Leben nicht deiner Vorstellung von friedvoller Gelassenheit entspricht, ist es noch lange nicht falsch. Dieses Umfeld ist mein Lebenselixier. Ich will erfolgreiche Firmen aufbauen, neue Geschäftsfelder erschließen und viel Geld verdienen. Und danach gehe ich nach Hause und verbringe meine Freizeit im Streichelzoo.«

Wir schafften es nicht bis zum Abendessen. Ich hatte bereits geduscht und mich dem Anlass entsprechend angezogen, aber Annie kam einfach nicht aus dem Bad. Schließlich klopfte ich.

»Komm rein.«

Sie saß voll angezogen in Minirock und schwarzen Strümpfen auf der Toilette – ein umwerfender Anblick, wäre da nicht der verschmierte rote Lippenstift in ihrem Mundwinkel gewesen. Es sah aus, als hätte sie sich absichtlich mit diesem Clowns mund verunstaltet.

»Kannst du noch mal schnattern wie ein Affe?«, fragte sie mit gekünstelter Fröhlichkeit.

»Was ist los?«

»Du liebst mich nicht wirklich«, behauptete sie.

»Was?«

»Das hier ist alles nicht echt.«

Ich griff nach einem Kosmetiktuch. »Der Lippenstift muss dir zu Kopf gestiegen sein.« Ich wischte ihr Mund und Kinn ab. »Ich liebe dich von ganzem Herzen. So habe ich noch nie jemanden geliebt.«

Dann erzählte sie mir eine Geschichte. Als sie sechzehn war, hatte ihr Vater ihr einen Ferienjob bei einem Republikaner besorgt, der sich um einen Sitz im Kongress bewarb. Sie ging lieber zu dem demokratischen Gegenkandidaten. Daraufhin erschien ihr Vater im Wahlkampfzentrum der Demokraten und brüllte sie in aller Öffentlichkeit nieder. Für sie war das eine furchtbare Demütigung. Später zeigte er ihr einen

Zeitungsausschnitt, in dem der demokratische Kandidat beschuldigt wurde, Jahre zuvor eine Affäre mit seinem ausländischen Kindermädchen gehabt zu haben, das sich illegal in den Vereinigten Staaten aufhielt. Annie verdächtigte ihren Vater, die Zeitung selbst informiert zu haben.

»Der Mann ist ja wahnsinnig«, sagte ich.

Für Annie lagen die Dinge nicht so einfach. »Als ich klein war, haben wir viel gemeinsam unternommen. Wir waren im Zoo, wir gingen auf Reisen. Aber am schönsten fand ich unsere Skiurlaube. Nicht das Skifahren selbst, sondern den Sessellift. Ganz allein mit Daddy schwebte ich durch die Luft. Er

fragte mir Löcher in den Bauch und wollte wissen, was ich zu den verschiedensten Themen dachte. Wenn die Fahrt zu Ende war, war ich so traurig, dass ich so schnell wie möglich ins Tal fuhr, damit wir wieder den Lift nehmen konnten. Dann wurde ich älter und unabhängiger.«

Sie wischte sich das Make-up vom Kinn.

»Hat er das Gefühl, dich zu verlieren?«

»Vielleicht. Mein Vater ist Pragmatiker. Beziehungen sind ihm wichtig, aber für ihn sind sie Verbrauchsgüter. Wenn er sein Ziel erreicht hat, werden sie abgehakt. Auf

keinen Fall dürfen sie ihn aus dem Gleichgewicht bringen. Er hat seine eigene Definition von ... Liebe. Emotionen stehen für ihn auf derselben Stufe wie materieller Besitz. Er findet sie angenehm unterhaltsam, solange sie nicht außer Kontrolle geraten.«

Alles Weiche war von ihr abgefallen.

Ich berichtete ihr, was er über den SkyMall-Katalog gesagt hatte, und sie quittierte es mit einem schwachen Lächeln. Dann erzählte sie mir, sein Keller sei voll von Spielereien, die er über Katalog bestellt hatte. Zu seinen Erwerbungen gehörten unter anderem eine Katzentränke, die stets für frisches, mit Sauerstoff angereichertes Wasser sorgte, Koffer mit ergonomischen

Griffen und ein ferngesteuerter Hai. Ihr Vater erlag immer wieder den Versuchungen des Kapitalismus.

Ich brach in Gelächter aus.  
»Hoffentlich findet er nicht heraus, dass es im Fernsehen einen Shopping-Kanal gibt. Das könnte unabsehbare Folgen haben.«

»Deswegen hat meine Mutter ihn auch verlassen. Für ihn steht die Liebe auf derselben Stufe wie sein Safarihut mit solarbetriebener Kühlung – eine erstrebenswerte Illusion, für die er Opfer bringt, sofern sich der Aufwand im Rahmen hält.«

Sie drehte mir den Rücken zu und sah mich im Spiegel an. Ich wartete, dass sie

weitersprach, aber sie ließ sich auch durch mein sanftes Drängen nicht dazu bewegen.

Da ich den Eindruck hatte, dass sie allein sein wollte, ging ich ins Schlafzimmer, setzte mich aufs Bett und wartete. Als Annie schließlich aus dem Bad kam, war sie splinternackt. Wir liebten uns mit einer Leidenschaft, die ich bisher nicht gekannt hatte. Zum ersten Mal hörte ich von Annie obszöne Ausdrücke. Sie gab mir detaillierte Anweisungen, die mich noch mehr in Fahrt brachten. Doch irgendwann schlug die Stimmung um. Annie musste kichern, und dann prusteten wir beide los.

Für den nächsten Tag war eine wichtige Besprechung angesetzt. Annie sollte eine Reihe von Investmentbankern überreden, mit dem Unternehmen an die Börse zu gehen, was Kindle Investment Partners enormen Profit einbringen würde. Der Termin fand in einem Konferenzraum in unserem Hotel statt. Annie war kaum zur Tür hinaus, als ich merkte, dass sie die Mappe mit ihren Unterlagen hatte liegen lassen. Der Raum war leicht zu finden. Durch die Glaswand sah ich Annie Hof halten. Fünf Männer in Anzügen lauschten gebannt. Einer von ihnen war Dave Elliott, der Anwalt von Annies Vater. Ich klopfte ans Fenster, und Annie winkte mich herein. Ich reichte ihr die

Mappe.

»Darf ich vorstellen: Nathaniel Idle«, sagte sie, was die Anwesenden mit einem gelangweilten Nicken quittierten. Sie sah kurz in die Mappe. Ihr Ton blieb professionell. »Danke, scheint alles da zu sein.«

Ich versuchte, Blickkontakt mit ihr aufzunehmen, aber sie hatte sich schon wieder der Gruppe zugewandt. Mir blieb nur der ungeordnete Rückzug.

Zwei Monate nach diesem Vorfall erlebte ich aus nächster Nähe mit, wie spannungsgeladen die Beziehung zwischen Annie und ihrem Vater war.

Der Zwischenfall ereignete sich in

seinem Haus in Atherton. Annies Vater und seine dritte Frau – eine Blondine in den Dreißigern, die trotz aller Klischees über die Gespielinnen reicher alter Männer ein kluger und freundlicher Mensch war – waren unterwegs. Annie und ich brieten in der Küche Fisch in Kräuterkruste, als wir hörten, wie sich das Garagentor öffnete.

Glenn Kindle war bester Stimmung und schleppte uns sofort in die Garage, um uns den Grund dafür zu zeigen. Statt über das Wochenende zu verreisen, wie er es ursprünglich vorgehabt hatte, war er zum Mercedes-Händler gefahren und hatte ein Cabrio erstanden. Die Schlüssel drückte er Annie in die Hand.

»NotesMail geht nächste Woche an

die Börse, und das haben wir unserer neuen Juniorpartnerin zu verdanken.« Er grinste.

Annie schien es die Sprache verschlagen zu haben. Sie hielt die Schlüssel in der offenen Hand und sagte kein Wort, während ihr Vater mit der Hand über den blauen Metallic-Lack des Prachtstücks strich und mir zuzwinkerte. Dann wandte er sich ab und ging in Richtung Haus.

»Ich sitze vorn!«, verkündete ich.

Als ich aufsah, war Annie ihrem Vater nachgegangen. Er drehte sich um und lächelte sie an.

»Ted wird der Schlag treffen«, stellte er beiläufig fest.

»Was hast du getan?«, wollte sie wissen.

»Ihn abserviert«, erwiderte er nüchtern. »Das hat er verdient. Nachdem wir die ganze Arbeit getan haben, nennt mich der Kerl ein rücksichtsloses Arschloch. Das ist mir noch nie passiert.«

Annie lächelte zynisch. »Du bist wirklich eiskalt.«

»Große Fische fressen kleine Fische«, meinte er, hob sein Limoglas, als wollte er ihr zuprosten, und ging ins Haus.

Annie drehte sich zu mir um und warf mir in hohem Bogen die Schlüssel zu, die ich nur mit einem Hechtsprung zur Seite erwischte.

»Das ist ja verrückt«, sagte ich, als ich mich wieder gefasst hatte.

»Er will mir den Mund stopfen.«

»Wegen der Sache mit Ted?«

»Juniorpartnerin ist ein hübsches Wort für Lakaiin.« Ihre Unterlippe bebte. »Den Deal verdankt er mir. Ich habe NotesMail davon überzeugt, dass sie mit uns als führendem Investor am besten bedient sind. Die Berechnungen, mit denen wir die Firmengründer für uns gewonnen haben, stammen von mir. Er hat kein Recht, mich wie einen Menschen zweiter Klasse zu behandeln.«

Ich packte sie an den Schultern, wie um sie zu schütteln, und flüsterte: »Hör

auf!«

Sie sah mich an und wich einen Schritt zurück.

»Annie Leigh Kindle, ich liebe dich. Eines Tages werde ich dich heiraten. Wir werden Kinder, Hunde und Fische haben. *Ich* werde die Brötchen verdienen. Wenn du willst, kannst du die Tierärztin der Familie sein. Solange wir zusammen sind, ist es völlig egal, was du tust.«

Zuerst lächelte sie schwach. Dann weinte sie zum ersten Mal seit langer, langer Zeit. Die Tränen strömten ihr über das Gesicht.

»Ich will weg«, flüsterte sie

schließlich.

»Gute Idee. Kündige. Wir fahren weit weg – nach Italien oder Brasilien oder so – und ziehen in ein Landhaus.«

Annie trocknete sich die Augen, löste sich von mir und wandte den Blick ab.  
»Weg von dir.«

Das konnte nur ein Missverständnis sein. »Wovon redest du?«

»Weg«, flüsterte sie und schien mir plötzlich unerreichbar fern.

»Wieso das auf einmal?«

Annie sah mir direkt in die Augen. Dann senkte sie den Kopf und presste Daumen und Zeigefinger gegen ihren Nasenrücken. Nach einer Zeit, die mir endlos vorkam, legte sie die Hand an die Stirn und lachte.

»Annie?«

Das Lachen wollte nicht aufhören.

»Nur ein Witz. Das nimmt mir doch sowieso niemand ab«, sagte sie.

Sie nahm meine Hand.

»Was rede ich denn da?«

Sie schüttelte den Kopf, als wäre ein Zauber von ihr abgefallen.

»Annie, hast du gerade versucht, dich von mir zu trennen?«

»Erzähl mir von dem Landhaus«, sagte sie. »Bitte.«

»Warum hast du das gesagt? Wie kommst du auf so etwas?«

Annie nahm mir die Schlüssel aus der Hand und küsste mich auf die Wange.

»Ich weiß, was du für mich

empfindest. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was das für mich bedeutet. Deine Liebe ist so unglaublich stark«, sagte sie lächelnd. »Ich bin eine Frau, und Frauen sind launisch. Können wir es für heute dabei belassen?«

Mir war nicht nach Scherzen. Ich konnte darüber nicht lachen.

»Ich verspreche es«, sagte Annie.

»Was versprichst du?«

»Dass ich mich nie von dir trennen werde, solange ich lebe.«

*Annie war eine erfahrene Seglerin – und sie war nicht allein gewesen. Wir waren zu fünf mit der Yacht hinausgefahren, gemeinsam mit Freunden von Annie, die auch meine geworden waren. Zu ihnen gehörte unter anderen Sarah, die ich von meiner ersten Begegnung mit Annie kannte.*

Der Regen war gar nicht besonders stark. Es war relativ warm, aber das Deck war schlüpfrig. Wir waren mit dem Boot der Kindles eine Meile vor der Küste von Santa Cruz unterwegs.

Annie befestigte am Heck eine Leine,

als plötzlich eine Welle über das Deck schwappte. Ich hörte nur, wie sie meinen Namen rief. Als ich nach achtern ging, traf uns eine weitere Welle. Ich begegnete ihrem Blick, als sie über Bord ging. Im ersten Augenblick schien es gar nicht so eine Katastrophe zu sein. So stark war der Seegang auch wieder nicht. Wir nahmen die Sache nicht auf die leichte Schulter, gerieten jedoch nicht in Panik. Ich griff nach einem Rettungsring und rannte zur Reling, aber im Wasser unter mir war keine Annie zu sehen. Ich rief nach ihr. Nichts. Dann sprang ich.

Die Wellen waren unangenehm, aber zu bewältigen. Wo konnte sie nur sein? Hatte sie sich den Kopf an der

Bordwand angeschlagen und war untergegangen? Ich schwamm in Kreisen um das Boot und tauchte so tief, wie ich konnte. Dabei hielt ich mich an einer Leine fest, die mir die anderen zugeworfen hatten, damit ich nicht selbst ertrank.

Trotzdem wäre ich fast ums Leben gekommen. Ich schwamm bis zur völligen Erschöpfung und musste schließlich verzweifelt und untröstlich aus dem Wasser gezogen werden.

Wir warfen natürlich Anker. Dann ließen wir ein Schlauchboot zu Wasser. Stundenlang suchten wir, unterstützt von der Küstenwache. Annies Vater engagierte eine ganze Armada, die

tagelang das Wasser absuchte.

Ohne Erfolg.

*In Gedanken war* ich immer noch bei der Vergangenheit, als mich Officer Sampson am San Francisco Police Department ablieferte, ein paar Formulare ausfüllte und mich auf eine Bank setzte, wo ich auf Lieutenant Aravelo warten sollte. Ich versuchte, jeden Blickkontakt mit den vorübergehenden Beamten zu vermeiden. Vielleicht wusste jemand von der Sache mit Aravelos Bruder. Auf boshaft Kommentare und giftige Blicke konnte ich gut verzichten.

Was konnte für mich bei diesem

Gespräch herausspringen? Aravelo wollte mich mit Sicherheit nach Strich und Faden ausquetschen. Dass er mir im Gegenzug Informationen lieferte, war unwahrscheinlich. Zumdest nicht absichtlich. Oder ließ er sich vielleicht doch auf einen Handel ein?

Während ich wartete, hörte ich meinen Anrufbeantworter ab. Zwei Nachrichten. »Wollte nur wissen, wie es mit dem Artikel läuft.« Das war Kevin, mein Redakteur. »Ruf mich an, wenn du Zeit hast.« Er hatte aufgehängt, ohne sich zu verabschieden. Typisch.

Die zweite Nachricht war von Samantha, die mich an meinen Akupunkturtermin für den nächsten Tag erinnern wollte. »Wir müssen intensiv

an deinem Gallenblasenmeridian arbeiten, das habe ich im Gefühl.«

Auf der Suche nach Ablenkung blätterte ich in den gespeicherten Nummern. Eine davon hatte ich seit Jahren nicht mehr gewählt und wusste gar nicht, ob sie noch aktuell war: Louise Elpers, Ehe- und Familienberaterin. Ich hatte sie unter »Gehirndoktor« verzeichnet. Nach Annies Tod hatte ich ein paar Sitzungen bei ihr gehabt, um wenigstens in Grundzügen zu lernen, wie ich mit meinem Kummer umgehen sollte. Ich wusste noch, dass sie gesagt hatte, ich würde Annie verständlicherweise idealisieren. Das half mir auch nicht

weiter.

In der Woche nach Annies Tod hatte ich nur einmal einen Anfall von Realitätsbewusstsein: als ich mich in einem Costco-Großmarkt mit industriellen Mengen Trockenfleischsnacks, zwei Kilo Erdnüssen und einer Kiste Limo eindeckte. Ich wollte keinen Zwischenstopp einlegen müssen. Neun Stunden lang fuhr ich direkt nach Osten, weg vom Meer. Schließlich landete ich in Litham, einem Ort mit achthundertvierzehn Einwohnern irgendwo in Nevada. Gleich neben der Tankstelle lag ein Restaurant mit dem Namen »Gas and Steak«. Wahrscheinlich hatten beide denselben

Eigentümer.

Ein Teenagerpärchen balgte sich spielerisch. Plötzlich zog der Junge eine knallgrüne Wasserpistole aus dem Gürtel, zielte und schoss. Seine Freundin hielt sich die Augen zu und quietschte vor Entzücken. Dann fiel sie ihm um den Hals und fing an, sein Gesicht zu küssen. Ich brach in Tränen aus und hörte nicht einmal, dass mich der Tankwart bat, die Zapfsäule freizugeben. Ein Beamter sprach mich an. »Lieutenant Aravelo erwartet Sie.«

Als Journalist war ich bei meinen Interviews immer in der stärkeren Position gewesen. Ich war derjenige, der die Fragen stellte. Auch wenn mein

Gegenüber mehr Geld oder Einfluss besaß als ich, verlieh mir die Tatsache, dass ich über diese Person schreiben würde, eine gewisse Autorität. Bei Lieutenant Aravelo war das anders.

Er trug Uniform und hatte das blütenweiße Hemd in die Hose gesteckt. Während er mich aufforderte, Platz zu nehmen, summte ein Wecker auf seinem Schreibtisch. Er stellte ihn ab, öffnete eine Schublade und holte eine Tüte Mandeln und eine Banane heraus.

»Regelmäßige, leichte Mahlzeiten«, erklärte er mir.

Auf der Tischfläche vor ihm lag ein grobkörniges Farbfoto, das aussah, als sei es mit einer Einwegkamera aufgenommen.

»Wer ist das?«, fragte Aravelo.

Sie war blond, hatte hohe Wangenknochen und trug eine hochgeschlossene Bluse. Ich spürte, wie mein Adrenalinspiegel stieg, wusste aber nicht recht, warum.

Lieutenant Aravelo war mein Zögern nicht entgangen.

»Was können Sie mir über die Frau sagen?«, fragte er. »Ich will alles wissen, was Sie wissen, Dodo.«

Die Bildqualität war derartig schlecht, dass ich die Frau auch dann nicht hätte identifizieren können, wenn ich sie gekannt hätte. Die Augen wirkten abwesend und verschwommen.

»Wie wär's, wenn Sie aufhören, mich

zu beleidigen, indem Sie mich mit diesem albernen Namen anreden?«

»Sagen Sie mir, was Sie wissen, Mr Idle.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen. Ich habe keine Ahnung, wer die Frau ist.«

Offenbar klang das überzeugend. Aravelo sagte erst einmal gar nichts mehr. Stattdessen biss er genüsslich von seiner Banane ab. Er kaute geradezu absurd langsam. Vielleicht gehörte das zu seiner Diät.

»Was ist mit der hier?« Der Lieutenant hielt ein weiteres Foto in die Höhe.

Diesmal war der Adrenalinstoß gerechtfertigt, aber ich ließ mir nichts anmerken. Er legte ein Foto auf den

Tisch. Es musste etwa zehn Jahre alt sein, denn die Haut um die Augen zeigte noch keine Fältchen.

»Das ist Erin Coultran«, erklärte Aravelo. »Kellnerin im Sunshine Café.«

Ich hielt die Luft an. »Die erkenne ich wieder.«

Er setzte sich lässig auf die Tischkante und wartete. Ich tat so, als müsste ich überlegen. »In der Zeitung stand, sie hätte nur überlebt, weil sie gerade auf der Toilette war, stimmt's?«

Als ich aufsah, merkte ich, dass mich der Lieutenant prüfend ansah. Falls er wusste, dass ich Erin kannte, ließ er sich nichts anmerken. Hatte Weller ihm das nicht erzählt?

»Haben Sie gesehen, wie sie auf die Toilette gegangen ist?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Haben Sie Ihren Kaffee bei ihr bestellt?«

»Ich habe ein Wasser getrunken.«

Das fand er nicht witzig.

»Nein.«

»Erinnern Sie sich, sie im Café gesehen zu haben?«

»Steht sie unter Verdacht, Lieutenant?«, fragte ich übertrieben respektvoll.

Aravelo ignorierte mich. »Erzählen Sie mir von dem Saab.«

Mir fiel ein, was Sergeant Weller mir gesagt hatte. Die Polizei hatte in der

Nähe von Half Moon Bay einen roten Saab aus dem Wasser gezogen. Vielleicht genoss ich deswegen Lieutenant Aravelos Gastfreundschaft. Die Polizei hatte den Saab gefunden und wollte mehr darüber wissen. Immerhin hatte ich den Tipp gegeben. Jetzt wollten sie weitere Einzelheiten hören.

»Hat die Frau auf dem Foto den roten Saab gefahren?«, erkundigte ich mich.

Der Lieutenant ignorierte meine Frage. »Wissen Sie noch, wie das Auto genau aussah? Was für eine Innenausstattung? Leder? Was ist mit dem Kennzeichen? Irgendwelche Auffälligkeiten?«

Das musste die Polizei doch besser wissen als ich. Vielleicht wollten sie nur

sichergehen, dass es das richtige Auto war.

Es konnte schließlich nichts schaden, wenn ich seine Fragen beantwortete. Das meiste hatte ich ja bereits direkt nach dem Anschlag gesagt. Also wiederholte ich meine Aussage.

»Ich habe nicht besonders auf das Auto geachtet.«

Das schien ihm einzuleuchten.

»Warum fragen Sie nach dem Saab?«, erkundigte ich mich.

Keine Antwort. Ich legte nach.  
»Haben Sie ihn gefunden?«

Lieutenant Aravelo verzog die Lippen zu einem schmalen, kontrollierten Lächeln, das alles bedeuten konnte. Ich

legte es als Bewunderung für meine Taktik aus. »Woher wissen Sie das?«, fragte er.

Das war eine verständliche Frage, nur war ich leider nicht darauf vorbereitet. Auf keinen Fall wollte ich Sergeant Weller und meine Beziehung zu ihm gefährden. Vielleicht spielten Weller und Aravelo im selben Team, vielleicht auch nicht.

Als ich mich von Erin verabschiedete, hatte sie gesagt, ich würde schon wissen, was ich sagen musste, wenn ich Aravelo gegenüberstünde. Ganz allmählich dämmerte mir, was hier lief.

»Die Explosion ist nur die Spitze des Eisbergs«, sagte ich. »Mit dem Café stimmte etwas nicht, und zwar lange,

bevor es in Flammen aufging. Sie wissen das. Ich weiß es. Hören Sie bitte auf, mich wie einen Vollidioten zu behandeln.«

»Ich lese in Ihnen wie in einem offenen Buch.«

Auf diese Reaktion war ich nun wirklich nicht gefasst gewesen. Aus zusammengekniffenen Augen sah ich ihn an.

»Wissen Sie, warum Frauen nicht wollen, dass Männer in Striplokale gehen?«

Ich verstand immer noch nichts.

»Es geht nicht um Titten und Ärsche, bei denen es manchen schon von selber

kommt. Die Männer verlieben sich. Ein paar Minuten lang glauben wir, dass zwischen uns eine Beziehung besteht. Und die gibt es tatsächlich. Eine gute Stripperin öffnet sich ihrem Publikum. Weil wir wissen, dass es nicht von Dauer sein wird, öffnen wir uns ebenfalls. Wenn es klappt, geht es nicht mehr um Sex. Es geht um Liebe.«

Er öffnete einen durchsichtigen Plastikbehälter mit dickflüssigem, erdbeerfarbenem Saft und trank.

»Ein guter Polizist versteht sich auf Gefühle. Ich gebe meinem Gegenüber Einblick in meine Motive. Im Augenblick lese ich in Ihnen wie in einem offenen Buch. Ihre Angst stinkt, und nicht nur, weil es hier so warm ist.

Ich sehe, dass Sie kurz vor dem Zusammenbruch stehen.«

Er verschränkte die Hände.

»Was haben Sie mit der Explosion zu tun?«, fragte er.

»Lassen Sie mich doch in Ruhe.«

Aravelo holte ein Notizbuch aus seiner hinteren Hosentasche und schlug es auf. Während er sprach, warf er immer wieder einen Blick auf seine Aufzeichnungen.

»Sie haben das Café direkt vor der Explosion verlassen«, stellte er fest.

Dann listete er alle übrigen Indizien auf. Ich wusste, dass der rote Saab gefunden worden war, obwohl das nicht

allgemein bekannt war.

»Und jetzt erzählen Sie mir, dass mit dem Café schon länger etwas nicht stimmt. Möchten Sie mir das vielleicht genauer erklären?«

Seinen Fragen konnte ich nicht entnehmen, ob er von Andy Goldstein und Simon Anderson gehört hatte.

»Ich will mit meinem Anwalt reden«, sagte ich. Warum war mir das eigentlich nicht eher eingefallen? Wahrscheinlich, weil ich mich nie als potenziellen Verdächtigen gesehen hatte. »Sie sind nicht der Einzige, der wissen will, was hier läuft«, erklärte ich und stand auf. »Der Unterschied ist nur, dass ich effizienter arbeite als Sie.« Frustration, Verwirrung, Adrenalin und Sehnsucht

sind eine explosive Mischung, und ich war mit meiner Geduld am Ende.

Aravelo schlug mit der Faust auf den Tisch. »Lassen Sie bloß die Finger von meinem Fall!«

Vor Wut kochend verließ ich das Gebäude. Dabei stellte ich mir vor, wie ich Aravelo grün und blau schlug. Eine Teenagerfantasie.

Ich hatte seit zwei Tagen nicht mehr richtig geschlafen. Mein Nacken war völlig verspannt – eine deutliche Botschaft der Muskeln an das Gehirn. Wenn ich mir keine Ruhe gönnnte, würden sie den Dienst versagen und mich ins Bett zwingen. Ich lehnte meinen

Kopf an die Fassade und versuchte, mich zu beruhigen, indem ich mir die medizinischen Ursachen für diese Stressreaktion vor Augen führte. Alles Biochemie. Ich litt unter einer akuten Belastungsstörung, die durch die Konfrontation mit dem Tod ausgelöst worden war. Die Symptome konnten sehr ernst sein: Angstzustände, Wahrnehmungsstörungen, ja sogar dissoziative Amnesie. Konnte ich mich überhaupt noch richtig an die Ereignisse im Café erinnern?

Ich schloss die Augen und holte tief Luft. In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

»Wir müssen hier weg«, sagte Erin.

*Erin sammelte mich* zwei Straßen weiter auf. Das Auto roch nach Lebensmitteln, und im Fond stapelten sich die Einkaufstüten.

»Lieutenant Aravelo ist ein gefährlicher Mensch«, sagte ich.

»Den Eindruck habe ich auch.«

»Für ihn ist das Gehirn ein Werkzeug, das er einsetzt wie sein Bruder eine Taschenlampe.«

»Und wie ist das?«

»Wie einen Vorschlaghammer.«

»Können Sie sich bitte genauer ausdrücken?« Erin verlor allmählich die

Geduld. »Was haben Sie in Erfahrung gebracht?«

In meinem Kopf hämmerte es.

Ich rieb mir die Schläfen. »Er hat mich nach Ihnen gefragt.«

»Wieso das?«, fragte sie, offenkundig verstört.

»Er hat mir Ihr Bild gezeigt und wollte wissen, ob ich Sie im Café gesehen habe.«

Erin nahm die Hand vom Lenkrad, steckte den Daumen in den Mund und kaute darauf herum. »Warum tut er so etwas?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Hat er Ihnen auch erklärt, warum er das wissen wollte?«

»Ich glaube nicht, dass Sie sich

Sorgen machen müssen«, erwiderte ich.  
»Er hat gesagt, er interessiert sich für alle Überlebenden des Anschlags.«

Noch während ich sprach, wurde mir klar, wie wenig plausibel das selbst für meine eigenen Ohren klang. Es hatte eine Handvoll Überlebende gegeben. Warum also wurde ich nur nach einer davon gefragt?

Aus dem Medizinstudium wusste ich, warum bei Operationen ein Vorhang zwischen Kopf und Körper des Patienten angebracht wird. Angeblich, um die Privatsphäre des Patienten zu schützen und zu verhindern, dass er etwas sieht, das ihn beunruhigt. Tatsächlich soll dem Chirurgen nicht vor Augen geführt

werden, dass das Fleisch, in dem er herumschneidet, zu einem echten Menschen gehört, damit er nicht die Nerven verliert. Es gewährleistet die nötige Distanz. Im Augenblick hätte ich mir Erin gern mit dieser professionellen Distanz angesehen, um mir ein objektives Bild zu verschaffen. Von ihr, Aravelo, Danny Weller, den anderen Beteiligten.

»Ich habe denen alles gesagt, was ich weiß«, sagte Erin. »Ich habe nichts gesehen.«

»Weil Sie auf der Toilette waren.«

»Ich hasse Bullen«, verkündete sie.

Die Worte hingen in der Luft.

»Was für ein Bild hatten die von mir?«, fragte sie etwas ruhiger.

»Ein Porträt. Sie sehen aus, als ... etwas jünger eben. Vielleicht zehn Jahre. Ich glaube, Sie hatten einen Pulli an.« Erins Ziel war ein einsam gelegenes Haus in der Gegend von Santa Rosa, das einer Freundin von ihr gehörte. Sie lud mich ein mitzukommen und versprach mir, für mich zu kochen, während ich mich ausschliefe. Genau das, was ich brauchte. Wir fuhren bei mir zu Hause vorbei, damit ich die Katze füttern und Kleidung zum Wechseln, meinen Laptop und meine Arbeitsunterlagen mitnehmen konnte. Ich hegte die vage Hoffnung, an meinem nur allzu bald fälligen Artikel arbeiten zu können.

Erin erzählte mir, wie sie die letzten

Stunden verbracht hatte. Zuerst hatte sie Andys Wohnung überprüft, die unberührt schien. Dann hatte sie seinen Vermieter angerufen. Der hatte zwar keinen Elektriker beauftragt, aber dafür Leute vom Kabelfernsehen, die seit ein paar Wochen in dem Gebäude arbeiteten.

Als wir über die Golden Gate Bridge fuhren, fiel mir ein, dass ich in wenigen Stunden Sergeant Weller treffen sollte und wollte. Er versorgte mich mit Informationen, an die ich auf offiziellem Weg nicht herankam, und ich hatte eine Menge Fragen. Ich fing an, seine Nummer zu wählen.

»Ich habe eine Idee«, sagte Erin.  
»Warum schalten Sie das Ding nicht für eine Stunde aus?«

Ich schlief nicht richtig, schaffte es aber zumindest, einen gewissen Ruhezustand zu erreichen. Dazu entspannte ich die Kiefermuskeln und ließ meinen Blick verschwimmen, wie ich es von Samantha gelernt hatte. Ich konzentrierte mich nur noch auf das Bild vor mir. Hokuspokus vielleicht, aber ohne Tequila und Limetten fiel mir nichts Besseres ein. Während ich im Geiste die Kennzeichen der Wagen vor uns herunterbetete, spürte ich, wie die Anspannung aus meinem Kiefer wich. Dennoch zuckte mein Augenlid unwillkürlich. Die elektrische Aktivität in meinem Gehirn entlud sich in einem

Blepharospasmus, einem Lidkrampf. Ich zwinkerte energisch, aber es gelang mir nicht, meine Gedanken auszublenden. Annie verfolgte mich.

In den vergangenen vierundzwanzig Stunden hatte ich erfahren, dass es einen Andy Goldstein und eine Familie Anderson gab, und hatte im Polizeipräsidium auf einem grobkörnigen Foto eine Blondine in einer gelben Bluse identifizieren sollen. Stets sah ich im Hintergrund Annie, und ihr Bild vermischt sich mit der Landschaft draußen vor dem Fenster.

Im Handumdrehen hatten wir die Städte und Dörfer hinter uns gelassen. Vor uns erhoben sich grüne Berge.

Die Schweizer Alpen, die italienische

Küste, Aspen – das nördliche Kalifornien ist ihnen allen über. Fahren Sie von San Francisco aus ein paar hundert Kilometer, ganz gleich in welche Richtung: Sie landen unweigerlich im Paradies. Santa Cruz. Lake Tahoe. Das Napa Valley. Berge, die bis zum Himmel reichen. Eine atemberaubend schöne Küste mit wilden Steilhängen.

»Sarah.«

Plötzlich war ich hellwach.

Wir hatten auf die rechte Spur gewechselt, um vom Highway abzufahren.

»Erklären Sie mir, was das heißen soll«, sagte Erin. »Aber erst geben Sie mir die Landkarte.«

Ich suchte im Handschuhfach nach einem Atlas. Dann kam ich auf den Punkt.

»Lieutenant Aravelo hat mir ein Bild von einer Frau gezeigt.«

»Noch ein Foto?« Erin klang überrascht.

Ich hatte die Person nicht erkannt, aber mir war jemand eingefallen, der sie vielleicht kannte – Annies beste Freundin. Vielleicht hatte Sarah eine Ahnung, warum ich eine Nachricht in Annies Handschrift erhalten hatte.

Mir war immer etwas unbehaglich zumute, wenn ich mit Sarah zusammen war, aber ich hatte trotzdem eine Schwäche für sie. Vor allem nach der

Rede, die sie bei Annies Beerdigung gehalten hatte. Sie begann mit einer Anekdote. Als Annie elf war, fand am See ein Zehn-Kilometer-Lauf statt. Es war ein heißer Augusttag, und ihr Vater witterte das große Geschäft. Er setzte sie mit einer Familienpackung Erdbeereis in einer mit Eiswürfeln gefüllten Kühlertasche und einem Schild mit der Aufschrift »Kugel ein Dollar« an die Rennstrecke.

Annie hatte keine Lust, Eis zu verkaufen, aber ihr Vater hielt das Unternehmen für eine lehrreiche Erfahrung. Als er am Nachmittag wiederkam, war das Eis weg. Annies gesamte Einnahmen beliefen sich auf einen Dollar. Auf seine Frage erklärte

sie ihm, sie habe eine Stiftung gegründet.

Die Trauergemeinde brüllte vor Lachen. Aber es gab noch eine zweite Pointe. Ein wohlmeinender Passant hatte sie dabei beobachtet, wie sie ihr Eis verschenkte, und revanchierte sich. Er selbst hatte einen Wurf Labradorwelpen in einem Korb dabei, die er eigentlich verkaufen wollte. Annie bekam einen davon umsonst.

»Bitte um Erlaubnis, mein Handy zu benutzen«, sagte ich zu Erin.

Sie lächelte mütterlich und schüttelte weise den Kopf. »Sie haben ein Problem mit dem Ding.«

Ich wählte Sarahs alte Nummer und hinterließ eine lange, wirre Nachricht,

die damit endete, dass ich sie etwas zu unserer verstorbenen gemeinsamen Freundin fragen wollte.

Erin legte mir die Hand aufs Knie und lächelte. »Tun Sie das Ding weg, bevor jemand zu Schaden kommt.«

»Schuhe aus«, sagte Erin.

Sie trug eine Tüte mit Einkäufen in die Küche. Als Gentleman hätte ich ihr eigentlich meine Hilfe anbieten müssen, aber die Couch sah zu verlockend aus.

Ich ließ mich in die Polster sinken. Noch hatte ich etwas zu erledigen. Als ich Sarah anrief, war mir aufgefallen, dass ich zwei Nachrichten hatte. Eine stammte von meinem Anwalt, Eric

Rugger. Ein guter Mann, enorm clever und ein großer Fan von Bloody Marys. Allerdings nicht bei der Arbeit, soweit ich das beurteilen konnte. Außerdem war sein Honorar erschwinglich, und wir waren per Du.

»Ich habe deine E-Mail bekommen und deine Nachricht abgehört«, lautete seine Botschaft. »Ich wusste gar nicht, dass das Verfahren gegen Aravelo wieder aufgerollt wird. Ich kümmere mich darum. Aber keine Panik, so etwas ist nicht ungewöhnlich. Ruf mich an, wenn du Fragen hast. Ansonsten melde ich mich, sobald ich mehr weiß.«

Die zweite Nachricht stammte von Mike Thompson. Er verlor keine überflüssigen Worte. »Hier Mike. Habe

mir den Laptop angesehen. Melde dich.« Ende.

Als ich ihn in der Leitung hatte, begann er mit einem Computerwitz, den ich nicht verstand. In der Hoffnung, dass er schnell zum Thema kommen würde, sagte ich gar nichts.

»Ich habe das Tagebuch geöffnet. Ein Kinderspiel. Ich war mir nicht ganz sicher, was ich sonst noch tun sollte, deswegen habe ich mir den Rechner kurz angesehen. Betriebssystem und Anwendungen. Scheint alles zu funktionieren.«

Ich legte die Füße auf den Holztisch.  
»Danke, Mike.«

»Das soll nicht heißen, dass mir

nichts Ungewöhnliches aufgefallen wäre.«

Ich setzte mich auf. »Kannst du das noch mal sagen – ohne doppelte Verneinung?«

Seine Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Ein Verschlüsselungssystem.«

»Ich dachte, du wärst an das Tagebuch rangekommen.«

»Nicht das. Weißt du, was GNet ist?« Wusste ich nicht.

»Ein Programm, das ich noch nie gesehen habe. Hing am Betriebssystem dran.«

»Wozu ist das Zeug gut?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Mike.  
»Das Ding ist nicht aktiv.«

»Aber es ist dir aufgefallen?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber du hast doch gerade gesagt ...«

Mike schnitt mir das Wort ab. »Das

Programm selbst ist mir völlig egal. Interessant ist nur, dass es von dem raffiniertesten Verschlüsselungssystem geschützt wird, das mir je untergekommen ist.«

»*Klartext, bitte*«, sagte ich.

»Was?« Mike war verwirrt.

»Erzähl mir im Klartext, was mit dem Computer los ist, und zwar langsam. Stell dir vor, du redest mit dem Dorftrottel.«

Jetzt saß ich kerzengerade. Meine Neugier war geweckt. Erin, der dieser Stimmungsumschwung nicht entgangen war, setzte sich neben mich.

»Auf deinem Computer ist eine Software installiert ...«

»Der gehört mir nicht.«

Mike ignorierte meinen Einwurf.

»Wie auch immer, auf diesem Rechner ist ein Programm installiert, das ich noch nie gesehen habe. Im Betriebssystem wird es als GNet bezeichnet.«

»Der Buchstabe G und dann ›Net‹?«

»Ja. Vielleicht hat es nichts zu bedeuten. Kann ich so nicht sagen.«

Erin hielt ihr Ohr so dicht wie möglich an den Hörer. Leider hatte das Telefon keine Freisprecheinrichtung.

»Wenn es nichts zu bedeuten hat, wieso erwähnst du ...«

Er unterbrach mich erneut. Wenn es um Technik ging, war er nicht zu stoppen. »Das Programm selbst ist mir ja auch nicht aufgefallen. Ich rede von der Verschlüsselung. Ein höchst komplexes System mit mehreren

Schichten und Chiffrierschlüsseln, was völlig unnötig scheint. Das ist ungefähr so, als würde man sein Tagebuch in einem Tresorgewölbe einschließen und bewaffnete Wachen davor postieren.«

Ich bemühte mich, diese Information zu verarbeiten. Schließlich griff ich zu einem alten Reporterkniff. Ich wiederholte mit meinen eigenen Worten, was er mir gesagt hatte. Damit schlug ich zwei Fliegen mit einer Klappe. Zum einen klärte ich für mich selbst den Sachverhalt, zum anderen war er gezwungen, sein Tempo zu drosseln.

»Du meinst, auf dem Rechner ist ein merkwürdiges Programm installiert?«

»Korrekt.«

»Und dieses Programm wird durch eine andere, hoch komplexe Software geschützt, die definitiv nicht Standard ist und sich nur mit einem Superrechner knacken ließe?«

»Du hast es erfasst«, bestätigte Mike.

»Kannst du mir noch etwas dazu sagen?«

Mike hatte eine bessere Idee. »Am besten zeige ich es dir.«

Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen zum Kaffee in Palo Alto.

Die Aussicht, sich näher mit der Sache zu befassen, schien ihm zu gefallen, aber er stellte keinerlei Fragen. Das überraschte mich ein wenig. Anders

als viele Computerfreaks besaß Mike durchaus soziale Kompetenz. Er interessierte sich für den größeren Zusammenhang und nicht nur für Bits und Bytes. Allerdings hatte er keine Ahnung, welche Bedeutung dieser Rechner möglicherweise besaß. *Möglicherweise.* Vielleicht steckte gar nichts dahinter.

»Auf Andys Computer ist also ein merkwürdiges Programm installiert?«, fragte Erin.

»Hört sich ganz danach an.«

»Was bedeutet das?«

Vielleicht war das Programm harmlos. Vielleicht war es ein Videospiel, das Andy durch ein Passwort geschützt hatte. Ungewissheit über Ungewissheit. Ich hatte keinen

blassen Schimmer, und das sah man mir offenbar an. Erin lachte.

Als sie davonging, warf ich einen verstohlenen Blick in ihre Richtung. Sie trug Jeans, und auf der rechten hinteren Hosentasche war eine rote Blume eingestickt. Ich wollte ihr vertrauen, und es gelang mir zunehmend, aber ich wusste so gut wie nichts über Erin Coultran. Nichts über ihre Geschichte, ihre Herkunft, ihre Bildung. Wir hatten einen Tag miteinander verbracht, aber bisher hatte ich nur in Erfahrung gebracht, dass sie in kritischen Situationen nicht die Nerven verlor.

Der Punkt kam auf meine Liste von Dingen, die ich herausfinden musste.

Ich streckte mich auf der Couch aus und schaltete mein Handy aus – in unseren Zeiten unbedingte Voraussetzung für ungestörten Schlaf. Aber es klappte nicht. Ich schaltete das Gerät sofort wieder ein, weil ich noch etwas zu erledigen hatte.

Während ich die Nummer wählte, fragte ich mich, auf welcher Seite Sergeant Weller stand. Wie immer traf er sofort den richtigen Ton.

»Ich suche ein Wort mit vierzehn Buchstaben. Hat was mit mangelnder Courage und Wirbelsäulenfortsatz zu tun.«

»Werden Sie nicht aus Steuergeldern bezahlt?«

»Deswegen brauche ich ja dringend eine Antwort. Sonst kann ich meine Pflicht nicht erfüllen und Donuts essen. Moment mal, ich suche mir eine ruhige Ecke.«

Es wurde ein ziemlich langer Moment.

»Schlappschwanz«, sagte ich, nachdem ich die Buchstaben an den Fingern abgezählt hatte. Vierzehn.

»Wir werden noch gute Freunde.«

Weller fragte mich, ob es bei dem Treffen um sechs Uhr blieb, aber ich bat ihn, unseren Termin auf den nächsten Vormittag zu verschieben. Dann erzählte ich ihm, wo ich war und mit wem.

»Mit der Kellnerin?« Er klang

überrascht.

Ich erklärte ihm, dass wir beide Ruhe brauchten. Er sagte gar nichts. Aus seiner Sicht musste es höchst merkwürdig wirken, dass ich mich mit Erin herumtrieb – um nicht zu sagen verdächtig. Zwei Überlebende der Explosion, die sich gemeinsam an einen einsamen Ort zurückzogen. Um ihn zu beruhigen, versprach ich ihm interessante Informationen. Zum Beispiel, dass Aravelo mich einbestellt hatte, um mir eine Standpauke zu halten. Wieder wirkte er aufrichtig überrascht. Sein Kommentar kam nicht unerwartet.

»Er ist kein guter Mensch.«

Sergeant Weller erzählte mir von der langjährigen Rivalität zwischen den

beiden. Zweimal hatte Aravelo seine Beförderung verhindert. Seit Weller vom Morddezernat einem der Schattenteams zugeordnet worden war, die die eigentlichen Ermittler überwachten, hatte sich der Konkurrenzkampf noch verschärft.

»Er hat sich sein eigenes kleines Reich geschaffen. Alles harte Burschen, die sich nur an ihre eigenen Regeln halten. Für Intellektuelle haben die nichts übrig.«

Eigentlich war mir der Konflikt zwischen den beiden ziemlich egal. Ich fragte Weller, was er über das Café in Erfahrung gebracht hatte. Das wollte er mir lieber persönlich erzählen. Dafür

berichtete ich ihm meinerseits von dem Laptop und Andys Erkrankung. Auch das schien ihm zu denken zu geben.

»Morgen«, sagte er dann. »So früh wie möglich. Am besten zum Frühstück.«

Ich war einverstanden.

»Noch etwas, Mr Idle. Trauen Sie niemanden.«

»Wissen Sie, was Sie brauchen?«, fragte Erin.

»Menschliche Wärme?«

»Ich dachte eher an Tee.«

Sie setzte sich neben mich. Ihre Fingernägel waren lang und gepflegt. Wenn sie wollte, konnte sie sehr weiblich sein, geradezu weich.

Das war mein letzter Gedanke, bevor ich einschlief.

Ich saß im Schneidersitz auf einem winzigen Eisblock und trieb durch milchig blaues Wasser. Es hätte die Arktis sein können, nur dass auf den

Eisschollen um mich herum schwarze Panter saßen. Manche funkelten mich drohend an, andere leckten sich die Pfoten und räkelten sich. Sie warteten darauf, dass mir ein Fehler unterlief. Ich zitterte vor Kälte. Meine Arme fühlten sich an wie Stalaktiten aus blauem Eis.

Ein Panter heulte auf und sprang mir auf die Brust. »Bring mir einen Schoko-Milkshake, Turtle«, sagte er. »Ich warte.«

Hatte ich laut aufgeschrien? Es war dunkel. Ich lag in dem Ferienhaus auf der Couch und hatte vielleicht zwei Stunden geschlafen. Das reichte nicht. Nachdem ich zwanzig Minuten lang unter

der Dusche gestanden hatte, zitterte ich immer noch. Der Stress der vergangenen beiden Tage drohte mich einzuholen. Der Körper verträgt viel mehr, als wir gemeinhin annehmen. Bestes Beispiel dafür sind die Dreißig-Stunden-Schichten, die Assistenzärzte üblicherweise arbeiten. Aber der Arzt weiß, dass seine Schicht irgendwann vorbei ist. Anhaltender Stress ohne Aussicht auf ein Ende führt zu einer noch stärkeren Ausschüttung der für die Verteidigungs- und Fluchtreaktion zuständigen neurochemischen Substanzen. Die Dosis wird gefährlich hoch.

Erin hatte uns ein Festmahl gekocht: Braten mit Kartoffelbrei und grünen

Bohnen. Ein Essen, das angeblich gegen Kummer half, das hatte sie in ihrer Jugend im Mittleren Westen gelernt.

»Wenn Sie sich was anziehen, schmeckt es gleich noch besser«, meinte sie.

Beim Essen hatten wir zum ersten Mal Gelegenheit, uns richtig zu unterhalten. Erin war in East Lansing, Michigan, aufgewachsen. Ihre Mutter war Lehrerin, ihr Vater Diakon einer Kirchengemeinde – ein liebevoller Patriarch, dem Disziplin über alles ging. Nach außen hin behandelte er alle Menschen gleich, aber sie wusste genau, was er tatsächlich von den Leuten aus dem Schwarzengetto hielt. In ihrer Familie

gab es keinen Satz ohne »Bitte« und »Danke«. Ihre Mutter war eine Intellektuelle, die ihr Licht unter den Scheffel stellte und mit ihrem Ehemann nicht über die Bücher sprach, die sie las. Als Kind hatte Erin sie mehrfach dabei ertappt, wie sie subversive Literatur mit dem Schutzumschlag eines Liebesromans tarnte. Als sie jünger war, hatte sie versucht, in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten. Wie nicht anders zu erwarten, hielten seine strengen Überzeugungen den Erfahrungen, die sie in ihrem eigenen Leben machte, nicht stand.

Damit sie nicht vom rechten Weg abkam, brach sie ihr Studium an der University of Michigan nach dem ersten

Jahr ab und heiratete ihre Highschool-Liebe. Er war das Ebenbild ihres Vaters.

»Meine Freundinnen und ich nannten ihn den Bibelgürtler.«

»Weil er so religiös war?«

»Weil er mich mit dem Gürtel verprügelte.« Sie lächelte bei diesen Worten, als könnte sie nicht glauben, dass ihr tatsächlich so etwas passiert war.

Zuerst gab sie sich selbst die Schuld und wollte sich von niemandem etwas sagen lassen – bis ihr schließlich ein Licht aufging. Zum großen Kummer ihrer Mutter zog sie nach Westen. Sie wollte herausfinden, ob es Teile ihrer

Persönlichkeit gab, die sie verdrängt hatte. Da war sie nicht die Einzige. Haight-Ashbury glich inzwischen zwar eher einem einzigen großen Flohmarkt, aber immer noch strömten Menschen auf der Suche nach sich selbst nach San Francisco. Die schwarzen Schafe aus den Südstaaten und dem Mittleren Westen füllten ganze Karawanen von VW-Bussen. Sie gehörten zu der Generation, die alles ausprobierte: vom Freiklettern über Hot Yoga bis zu Nachtgolf. Manchmal alles an einem Tag, wobei sie eines nach dem anderen abzuhaken schienen, ohne es je wirklich zu genießen.

Erin hatte sich auf die Politik gestürzt, an verschiedenen Demonstrationen

teilgenommen und sich vor allem für die Gleichberechtigung der Frau engagiert. Die Tanzgruppe für Frauen mit sozialem Bewusstsein im Mission District, wo ich nach ihr gesucht hatte, war ihre letzte derartige Aktion gewesen.

»Ist Tanz mit sozialem Bewusstsein Veganern vorbehalten?«, erkundigte ich mich.

Sie lachte. »Es geht um freie Bewegungen ohne Gewalt. Allerdings haben wir einmal im Monat eine rhythmische Attacke geübt – für den Fall einer Misshandlung im häuslichen Umfeld. Ich habe einen imaginären Karateschlag entwickelt, mit dem ich den Angreifer außer Gefecht setzen

wollte.« Sie wurde nachdenklich. »Ich hasse Heuchelei. Zuerst dachte ich, so etwas gäbe es nur bei der Regierung oder in der Kirche, aber mittlerweile musste ich feststellen, dass manche meiner Freundinnen linke Fanatikerinnen sind. Sie hassen alles, was ihre Vorstellungen infrage stellen könnte, weil sie selbst nicht denken wollen. Ich frage mich, ob ich zu weit vom rechten Pfad abgekommen bin.«

»Vom Pfad Gottes?«

»Vielleicht. Vielleicht auch ganz allgemein. Überall diese falschen Götter. Wir glauben, wenn wir uns für die richtige Sache engagieren oder das richtige Hobby finden, werden wir glücklich. So einfach ist es aber nicht.

Von der Religion habe ich immer Antworten erwartet. Jetzt habe ich die Antworten durch Fragen ersetzt. Ein Experiment nach dem anderen. Eine Versuchung nach der anderen. Ist das nicht einfach die Kehrseite der Medaille?«

Sie hatte versucht, für sich selbst eine praxisnähere Philosophie zu entwickeln. Für den Augenblick hatte sie sich vorgenommen, ihren Mut unter Beweis zu stellen, indem sie sich ganz allein einen Horrorfilm ansah. Einmal hatte sie es mit einer Gespenstergeschichte mit Nicole Kidman versucht, aber solche Angst bekommen, dass sie die meiste Zeit in der Lobby verbrachte. Sich allein

eine romantische Komödie anzusehen, zähle nicht als Liebe, meinte sie schließlich.

Sie hatte ein paar Beziehungen hinter sich, unter anderem eine kurze, aber leidenschaftliche Affäre mit Andy, aus der sich eine tiefe Freundschaft entwickelt hatte. Um das Potenzial einer Romanze zu beschreiben, griff sie zu einem Vergleich mit den LED-Anzeigen an ihrem Handy: Signalstärke und Batteriestatus. Wenn beide über achtzig Prozent lagen, standen die Chancen gut.

Dann fragte sie nach Annie. Ich erzählte ihr von unserer Beziehung. Als ich von dem Unfall auf See sprach, legte Erin mir kurz die Hand auf den Arm – eine Geste, die weder mütterlich noch

zärtlich wirkte. Vielleicht suchte sie nur nach Halt. Sie wollte wissen, ob ich über Annie hinweg war.

Das war meine ganz persönliche Preisfrage. War ich in der Vergangenheit gefangen? Die Therapeutin, die ich nach Annies Tod aufgesucht hatte, sah unsere Beziehung in einem Kontext, den ich abwechselnd ablehnte und akzeptierte – das hing ganz von meiner Stimmung ab und von den Bierchen, die ich intus hatte. Louise Elpers meinte, Annie sei meine erste Erfahrung mit echter Intimität gewesen. Sie habe mich sozusagen geprägt, wie eine Gans ihr Küken. Ihre Fehler seien mir daher nie wirklich bewusst geworden, und

deswegen idealisiere ich sie nun. Nach zwei Bier tat ich diese Theorie normalerweise als Psychoquatsch ab.

Ich erzählte Erin von meinen Beziehungsversuchen nach Annies Tod. Meist war es bei einem kurzen Flirt geblieben. Am längsten hatte mein Verhältnis mit einer Anwältin gehalten, die ich auf einer Cocktailparty der Demokratischen Partei kennengelernt hatte. Eine hübsche Frau, ohne jeden Sinn für Humor.

»Sie sagte Dinge wie: ›Der Wein ist nicht so körperreich, wie ich mir das vorgestellt hatte.««

»Wer so redet, muss schon selbst ziemlich körperreich sein«, meinte Erin.

»Ich bin über Annies Tod hinweg«,

verkündete ich abrupt und glaubte fast selbst daran. *Ich bin einsam, aber ich will daran glauben, dass ich eines Tages mit jemand anderem dieselbe Vertrautheit, dieselbe Lebendigkeit erfahren kann wie mit ihr*, meinte ich eigentlich.

Erin hinterfragte das nicht, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie mir kein Wort abnahm. Dann wurde mir bewusst, dass ich möglicherweise meine eigenen Ängste auf sie projizierte. Vielleicht war *ich* mir nicht sicher, dass ich noch einmal eine Frau lieben konnte.

»Wissen Sie, was ich mich die ganze Zeit schon frage?«, sagte Erin. »Wieso waren Sie eigentlich an dem Tag im

Café?«

Ich überlegte einen Augenblick und lächelte unwillkürlich. »Sie werden es nicht glauben: wegen meiner Vorhänge.«

Meine Eltern hatten mir ein Jahr zuvor einen Besuch abgestattet und ihrer Missbilligung im Hinblick auf den Zustand meiner Junggesellenwohnung deutlich Ausdruck verliehen. Ihrer Ansicht nach erforderte das Leben als Erwachsener eine gewisse Grundausstattung, wie zum Beispiel richtiges Geschirr und ordentliche Vorhänge. Das grüne Flanelllaken, das ich notdürftig am Fenster befestigt hatte, entsprach in keiner Weise ihren Ansprüchen. Schließlich hatten sie mir einen Geschenkgutschein für Pottery

Barn aufgedrängt. Aus unerfindlichen Gründen hatte ich am Tag des Anschlags Basketball gespielt und war dann in eine Pottery-Barn-Filiale in der Nähe des Cafés gegangen, um Vorhänge auszusuchen.

»Ein Neuanfang?«, fragte Erin.

Merkwürdig, aber ich fühlte, wie mich die Traurigkeit überkam. Als die Frau mir die Botschaft auf den Tisch legte, hatte ich mich gefragt, ob damit mein neues Leben begann.

Erin und ich leerten gemeinsam auf der Couch eine Flasche Rotwein und tranken Brüderschaft. Schließlich legte sie den Kopf zurück, schloss die Augen und war sofort eingeschlafen. Ihr Kopf

sank zur Seite und berührte meine Schulter. Ihr Haar duftete schwach nach einer purpurfarbenen Blume, an deren Namen ich mich nicht erinnern konnte. Obwohl ich Annie immer noch nachtrauerte, war mir Erins Anziehungskraft nicht entgangen. Sie war eine schöne Frau und eine angenehme Gesprächspartnerin. Ich schloss ebenfalls die Augen und hoffte auf Schlaf, wurde jedoch von einem vertrauten Vibrieren in meiner Hosentasche gestört. Ein Anruf. Sanft löste ich mich von Erin, zog das Handy heraus und warf einen Blick auf die Nummer. Eine Adrenalinwelle rauschte durch meine Adern, und ich fragte mich, ob ich je wieder schlafen würde.



*Praxis Battat und Bard* sagte die Anruferkennung. Das war Andy Goldsteins Neurologe, dem Leslie von mir erzählt hatte. Mittlerweile war es neun Uhr abends. Offenbar hatte er einen langen Arbeitstag hinter sich. Ich verhalf ihm zu einem frühen Feierabend, indem ich mein Telefon ausschaltete. Im Augenblick wollte ich nur noch schlafen, aber der Anruf hatte seine Wirkung getan.

Von allen Seiten stürmten drängende Fragen auf mich ein. Selbst nach Annies Tod hatte ich ein relativ bequemes

Leben ohne große Anstrengungen geführt. Als Journalist ist man wie eine Stammzelle. Ich war ein noch nicht ausdifferenzierter Organismus, der auf ein Thema, einen Artikel oder eine kontroverse Debatte wartete, über die ich mich definieren konnte. Was war mein Lebenszweck?

Manchmal dachte ich über einen Ausspruch des Gründervaters John Adams nach, an dessen genauen Wortlaut ich mich nie erinnern konnte. »Ihr sollt Soldaten und Politiker sein, damit eure Kinder Anwälte, Ärzte und Kaufleute und eure Kindeskinder Dichter, Musiker und Künstler werden können«, oder etwas in der Art hatte er gesagt.

Die erste Generation schafft die Infrastruktur, die es späteren Generationen erlaubt, mit vollem Bauch Rock'n' Roll zu komponieren und sich auf die Suche nach der Wahrheit zu begeben. Die in gesicherten Verhältnissen aufgewachsenen Erben erkunden Neuland, das ihre Väter nie zu betreten gewagt hätten. Sie schreiben »Stairway to Heaven« oder medizinische Artikel. Nichts Weltbewegendes und jede Menge Zeit für Pausen, in denen man die eigene Befindlichkeit erforschen kann.

Erin wurde unruhig. Sie murmelte ein paar schlaftrige Worte, gab mir einen Kuss auf die Wange und wünschte mir

eine gute Nacht. Ich spürte eine pubertäre Angst, einen Nachhall der Enttäuschung, die den Heranwachsenden befällt, wenn das Mädchen, mit dem er verabredet war, ohne Kuss aus dem Auto steigen will. Eine erneute Adrenalinwelle verdrängte das Gefühl. Der Anschlag auf das Café hatte alte Wunden wieder aufgerissen. Es ließ mir keine Ruhe. Ich holte meinen Laptop hervor und fing an, durch meine Erinnerungen zu surfen. Dabei begann ich mit dem Santa Cruz Boardwalk, besser gesagt, mit der Website des Vergnügungsparks.

Wir hatten im April dort Crêpes

gegessen, und eine Wahrsagerin hatte aus Annies Handfläche gelesen, dass Geld ins Haus stand. Für drei Dollar fünfzig konnte man nicht mehr verlangen.

Dann wechselte ich zur Homepage der Oper von San Francisco, wo wir während des ersten Akts so laut gekichert hatten, dass wir die Vorstellung vorzeitig verlassen mussten.

Wehmütig trieb ich durch den Cyberspace. Wie Perlen reihten sich die Erinnerungen aneinander, aus Minuten wurden Stunden. Bits und Bytes zeichneten das Bild unserer Beziehung nach. Für jeden Anlass gab es eine Website: den Lake Tahoe Inn, wo wir einen Samstagabend am Kamin Scrabble gespielt hatten, das Berkeley Bowl, wo

wir Jimmy Buffett hörten und Cannabiskekse aßen, Squid Row, einen Fischmarkt, wo wir lernten, Schwertfisch in Kräuterkruste zuzubereiten. Wir waren so stolz auf unser Können, dass es jeden Monat mindestens einmal Schwertfisch nach bewährtem Rezept gab.

Squid Row. Eine der wenigen unangenehmen Erinnerungen. Dort hatten wir den Fisch gekauft, den wir gerade brieten, als Annies Vater ihr von dem Deal mit NotesMail erzählte und sie sich von mir trennen wollte.

Schließlich landete ich auf der Website von Kindle Investment Partners. Dort befand sich immer noch ein

versteckter Link zu Annies Nachruf im *Palo Alto Daily*. Ich las ihn zum hundertsten Mal. Die Homepage trug Glenn Kindles Handschrift – ein Tribut an seine außergewöhnlichen Fähigkeiten, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Mehrere Links verwiesen auf neuere Erfolge und die Unternehmen, auf die er gesetzt hatte. Aber seit Annies Tod hatte sich das Blatt in gewisser Weise gewendet. Die Milliarden-Dollar-Deals des Dotcom-Booms gehörten der Vergangenheit an. Kindle bekam nicht mehr die gewohnte Aufmerksamkeit. Obwohl er nach wie vor Start-up-

Unternehmen der Hightech-Industrie finanzierte und Börsengänge vorbereitete, war er nicht mehr der Held, dessen Bild auf der Titelseite von *Business Week* prangte. Nicht völlig vergessen, nur in den Hintergrund getreten.

Bei dem letzten auf der Site eingestellten Bericht ging es um seine Beziehung zu Ed Gaverson, der einmal zu den finanzstärksten Amerikanern überhaupt gehört hatte. In den letzten Jahren hatte Gaverson jedoch schwer zu kämpfen gehabt. Seine Firma Ditsoft hatte die Nachfrage nach der von ihr vertriebenen Software völlig falsch eingeschätzt, was zu einem Einbruch des Aktienkurses um neunzig Prozent über

die letzten Jahre geführt hatte. Der ursprünglich in *U.S. News & World Report* erschienene Artikel pries Kindles und Gaversons neuestes Projekt in den höchsten Tönen: Die beiden bastelten an einem Konsortium aus Technologiefirmen und Telekom-Gesellschaften, zu denen die Anbieter von Suchmaschinen, Kabel- und Telefondiensten zählten, mit dem sie eine hundertprozentige Internetabdeckung erreichen wollten. In gewohnt bescheidener Manier sprachen sie von einer bahnbrechenden Idee.

Glenn Kindle und Ed Gaverson haben Millionen mit Computern und Software-

Programmen verdient. Warum wollen sie ihre Technologie plötzlich verschenken?

Kindle, ein Risikokapitalanleger, der sein Vermögen mit dem Dotcom-Boom gemacht hat, und Gaverson, der umtriebige Gründer von Ditsoft, sind gute Freunde – und im Geschäftsleben gelegentlich Konkurrenten – mit einer innovativen Idee. Sie glauben, dass Geräte wie Computer, Mobiltelefone und Pocket-PCs in nicht allzu ferner Zukunft kostenlos sein werden. Das soll auch für den Internetzugang gelten, der diese Geräte miteinander verbindet.

Die beiden sind davon überzeugt, dass ein staatlich subventionierter oder werbefinanzierter Ausbau der Internet-

Infrastruktur mit weitreichender Automatisierung aller Lebensbereiche und Bereitstellung kostengünstiger Geräte in den USA zu einer Produktivitätssteigerung führen würde. Gemeinsam mit einflussreichen Verbündeten aus der Wirtschaft ist es ihnen gelungen, in Washington Interesse für die Tatsache zu wecken, dass Amerika bei der Verbreitung von Hochgeschwindigkeits-Internetanschlüssen weltweit nur an achter Stelle steht, was die Wettbewerbsfähigkeit des Landes gefährden könnte.

Natürlich handeln Kindle und Co. nicht aus reiner Nächstenliebe. Sie

setzen darauf, dass die Verbraucher mit ihren neuen Geräten im Internet Waren und Dienstleistungen einkaufen, Videospiele und Musik herunterladen oder beim Surfen Werbung sehen.

Das Motto des Konzepts lautet etwa: »Erst kommunizieren, dann kassieren«.

Kindle selbst bevorzugt eine weniger prosaische Erklärung. »Gebt den Menschen eine Angel, und sie fangen Fische. Wenn wir die notwendigen Kommunikationsmittel zur Verfügung stellen, werden sich Nutzungsmöglichkeiten ergeben, die wir uns heute noch nicht träumen lassen«, sagte er bei einem Vortrag an der Stanford Business School in der ersten Hälfte dieses Jahres.

Zu den Unternehmen, die das Konzept unterstützen, gehören verschiedene große Internet-Suchmaschinen wie AmericaSearch. Die Firma regt an, in den Innenstädten kostenlos einen drahtlosen Internetzugang anzubieten, der über an den Benutzerstandort angepasste Werbung finanziert werden soll. Unterdessen spielen die Mobilfunkunternehmen mit dem Gedanken, neben Werbe-SMS auch Sprachnachrichten zur Verkaufsförderung einzusetzen.

Dabei drängt sich die Frage auf, inwieweit diese Konzepte wirklich fundiert sind und wie viel davon esoterischer Marketingjargon und

Wunschdenken von Firmen ist, die ihre führende Position im Hightech-Business zurückerobern wollen.

Als ich den Link wegklickte, war ich völlig verstört. Ich hasste Glenn Kindle – nicht so sehr ihn selbst als den winzigen Teil von ihm, den auch Annie verkörpert hatte. Ich ballte die Fäuste und stellte mir wieder einmal vor, wie ich ihn an den Füßen über das Geländer der Golden Gate Bridge hängen ließ. Dabei drosch ich rhythmisch auf den Schreibtisch ein.

Mich traf fast der Schlag, allerdings nicht, weil ich so aufgebracht war, sondern weil ich plötzlich eine Hand auf

meiner Schulter spürte.

»Es ist drei Uhr morgens.«

Erin.

»Ich bin nur ...«

»Das ist die reinste Besessenheit.«

Sie warf einen Blick auf den Computer.

»Ist diese Website wichtig?«

Ich sah mir den Bildschirm an, auf dem über die kürzliche Auszeichnung von Kindle Investment Partners durch den amerikanischen Verband der Software-Entwickler berichtet wurde. Völlig belanglos. Zeitverschwendug, unwichtiger Schwachsinn. Erin fuhr den Rechner herunter, nahm mich an der Hand und zog mich zum Schlafzimmer.

»Ich war nie wieder da.«

Sie sah mich fragend an.

»An dem Ort, wo Annie gestorben ist. Nach dem Unfall war ich nie wieder dort.«

Sie legte sich neben mich ins Bett und nahm meine Hand. »Du kannst natürlich hinfahren ...«

Ich führte den Gedanken zu Ende. »Aber die Vergangenheit ist und bleibt tot.«

Vielleicht. Aber was, wenn mich diese Vergangenheit einholte?

»Morgen ist ein wichtiger Tag«, sagte Erin.

*Im Halbschlaf spürte* ich, wie es mir ins Gesicht regnete. Träumte ich schon wieder vom Wasser?

Falls es so war, war es ein sehr realistischer Traum, denn meine Haut war nass. Ich öffnete die Augen und setzte mich abrupt auf. Erin stand vollständig angezogen mit einem Glas Eiswürfeln neben dem Bett. Mit einem davon hatte sie mich malträtiert.

Eigentlich eine komische Situation, aber ich war aufgebracht. Ich versuchte, meine Gefühle zu ordnen. War ich wirklich sauer? Wahrscheinlich eher

müde. Ich schüttelte den Kopf wie ein nasser Hund, um ganz wach zu werden. Dann fiel mir auf, dass ich komplett angezogen war. Ich hatte mich in voller Montur ins Bett gelegt.

Ich hatte fünf Stunden geschlafen, aber Erin sagte, ich hätte mich von einer Seite auf die andere geworfen und im Schlaf geredet.

Schweigend fuhren wir nach San Francisco zurück. Ich setzte sie an ihrem Auto ab, weil sie noch etwas zu besorgen hatte, und fuhr zu Mel's Diner. Weller war noch nicht da. Während ich wartete, las ich am Zeitungsständen die Schlagzeilen. »Anschlag auf Café – Polizei steht vor einem Rätsel« (*Chronicle*), »Laut Polizei kein Hinweis

auf terroristischen Hintergrund« (*Examiner*), »FBI schaltet sich in die Ermittlungen ein« (*Oakland Tribune*) und »Haben wir uns das selbst zuzuschreiben?« (*Weekly*) lauteten die Schlagzeilen.

Schon wollte ich mir den *Chronicle* nehmen, da sah ich Sergeant Danny Weller vorfahren. Ich brauchte keine Zeitung – meine Informationen über die Explosion stammten schließlich aus erster Hand. Weller fuhr eine braune Limousine mit kirschrotem Dach, die er im Anlieferbereich parkte.

»Ich nehme Eier mit Schinken«, begrüßte er mich. »Und eine Portion Pfannkuchen dazu.«

»Sie sind ein Mann mit Visionen.«

»Erzählen Sie mir von Ihrem Gespräch mit Aravelo.«

Mit der Polizei verhält es sich wie mit Eltern, Lehrern und Beamten. Nur, dass die normalerweise keine Beretta Kaliber.40 mit sich herumtragen. Die Polizei verkörpert die ultimative Autorität. Man mag sie, will sie zufriedenstellen und hasst sie zugleich, einfach weil es sie gibt.

Ich war mit Polizeibeamten befreundet gewesen. Einmal hatte ich neben einem Polizisten gewohnt, der gern Hasch rauchte und mir großzügig davon abgab. Wir verstanden uns gut,

aber die Hackordnung war klar. Genauso verhielt es sich mit Danny Weller. Trotz des entspannten Plaudertons ließ er mich nie vergessen, auf welcher Stufe der Rangordnung ich stand. Was wollte er von mir hören? Was wollte ich sagen? Ich stand an einer Wegscheide – und entschied mich für den Mittelweg.

»Es war eher ein Monolog.«

»Ein Monolog?«

Das Hämmern in meinem Kopf begann erneut. Zu allem Überfluss fing mein Bein nervös zu zucken an. Das war neu.

Ich entschuldigte mich und ging auf die Toilette, wo ich mir kaltes Wasser ins Gesicht spritzte. Als ich zurückkam, erzählte ich Weller von dem Foto, das

Aravelo mir gezeigt hatte.

»Kannten Sie die Frau?«

Sein Interesse war offenbar geweckt.  
Ich schüttelte den Kopf.

»Und dann hat er gesagt, Sie sollen  
die Finger von seinem Fall lassen?«

Von *seinem* Fall, nicht *unserem* Fall,  
nicht *dem* Fall.

»Er hat mich beschuldigt, die  
Explosion ausgelöst zu haben«, sagte  
ich. »Sergeant Weller, ich weiß wirklich  
nicht, wohin ...«

»Unglaublich. Einfach un-glaub-lich.  
Wie kann der Mann ...«

Weller hatte verstanden. »Sie haben  
einen Laptop erwähnt. Erzählen Sie mir  
davon.«

Ich erklärte ihm, dass der Computer einem Stammgast des Cafés gehört hatte. Weller fragte mich nach einer möglichen Verbindung zu dem Anschlag. Wieso fragte ein Polizist so etwas? War der Mann überhaupt Polizeibeamter?

Ich starrte auf meine leere Tasse. Es war mein zweiter Kaffee gewesen, aber ich konnte immer noch nicht richtig denken.

»Den Rechner möchte ich gern sehen«, sagte er. »Besser gesagt, ich kenne einen genialen Techniker, dem ich das Ding zeigen will.«

»Was zum Teufel wird hier gespielt, Sergeant?«

Die Worte sollten markig klingen,

aber Weller lachte nur.

»Ich will Ihnen mal etwas erzählen«, sagte er und trank einen Schluck Wasser.

»Ich will nur wissen, was Sie von dieser Sache halten«, sagte ich.

Weller hob abwehrend die Hände.

»Hören Sie mir bis zu Ende zu. Können Sie sich an Valerie Westin erinnern?«

*Valerie Westin.*

»Die Bankräuberin in Spitzestrümpfen«, erwiderte ich.

»Ich habe sie hochgehen lassen. Aravelo hat ihre Verhaftung als sein Verdienst ausgegeben.«

Valerie Westin war in eine ganze Reihe von Banken marschiert und hatte ihren Regenmantel geöffnet, unter dem sie nichts als schwarze Strümpfe und

Dessous trug. Nichts – bis auf eine kleine Glock Kaliber.45. Ihr Gesicht trug sie weniger offen zur Schau, das blieb unter einer Skimaske verborgen. In ihrer Verwirrung packten ihr die Kassierer immer brav das verlangte Bargeld ein.

»Den Fall habe *ich* gelöst. Mir war es gelungen, die Verbindung zu Verbrechen herzustellen, die sie in Omaha begangen hatte. Über einen früheren Freund fand ich ihre Adresse heraus. Und trotzdem ging ich leer aus.«

»Eine hübsche Geschichte«, sagte ich.  
»Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Sie wollen meine Karten sehen. Hier

sind Sie: Aravelo zieht im Polizeipräsidium die Fäden. Er ist einer der mächtigsten Männer dort, vielleicht *der* mächtigste. Deswegen sitzt er auch auf diesem Posten und bestimmt, wer welche Aufgabe zugewiesen bekommt. Er entscheidet, wer sich einen Fahndungserfolg zuschreiben darf und wer befördert wird. Das wirkt sich direkt auf den Verantwortungsbereich und das Gehalt des Betreffenden aus – und auf das Stück, das er sich vom Kuchen abschneiden darf.«

Von welchem Kuchen redete er?

»Ich kann ihm nichts nachweisen, aber Aravelos Haus in Fillmore ist siebenhundertfünfzigtausend Dollar wert und soll fast vollständig abbezahlt sein.

Er ist genau wie sein Bruder, nur nicht so dumm.«

Was sollte das heißen? War Aravelo korrupt? Wollte Weller seinen Anteil an den Bestechungsgeldern? Er wechselte den Ton.

»Wenn Sie Ihr Mäntelchen nach dem Wind hängen wollen, kann ich Sie nicht daran hindern«, sagte er, während er sich Speck und Käse in den Mund schaufelte.

Ein Verhör. Friedensangebote. Drohungen. War Weller ein Saubermann, der bei der Polizei aufräumen wollte?

»Was ist mit Ihrem Vater?«, fragte ich.

Er legte die Gabel beiseite.

»Was soll mit ihm sein? Lassen Sie meinen Vater aus dem Spiel.«

Ich beschloss, einen Versuchsballon steigen zu lassen. »Sie haben doch gesagt, er braucht eine Transplantation. Das kostet Geld.«

Eine ganze Weile sagte er gar nichts.

»Als der Dotcom-Boom platzte, war mein Vater ruiniert. Er hatte in Netscape-Aktien investiert. Als der Kurs in den Keller stürzte, war sein Geld weg. Er fand immer, man müsse zu seinen Überzeugungen stehen. Franklin Delano Roosevelt, John F. Kennedy, McCarthy, Reagan – wenn jemand von seiner Sache überzeugt war, respektierte

mein Vater das. Nachdem er sich für Internet-Aktien entschieden hatte, setzte er alles darauf.«

Er räusperte sich.

»Ich hätte schon längst befördert werden müssen. Das Geld würde zwar bei Weitem nicht reichen, aber besser als nichts. Außerdem ist es eine Frage des Prinzips. Jeder sollte so viel verdienen, dass er für seine Familie sorgen kann. Ich kann den Fall lösen, und Sie können mir helfen, Gerechtigkeit zu schaffen.«

»Was genau erwarten Sie von mir? Und warum ausgerechnet von mir?«

Er war auffällig ruhig geworden.  
»Hinweise. Spuren, die Aravelo möglicherweise übersieht, und die ich

mit meinen Insider-Informationen abgleichen kann. Warum von Ihnen? Weil Sie vielleicht etwas wissen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Außerdem sind Sie persönlich involviert.«

Ich zuckte zusammen.

»Was soll das heißen?« Wusste er etwas über Annie? Die Nachricht. Ich hatte ihm von der Nachricht erzählt. Meinte er das damit?

»Mensch, Idle. Sie sind fast in die Luft geflogen. Außerdem sind Sie Journalist, und zwar ein guter. Ich weiß, wie Sie Aravelos Bruder zerlegt haben. Außerdem haben Sie sich nach der Explosion auf die Suche nach dieser Kellnerin gemacht, oder etwa nicht?«

## *Diese Kellnerin.*

»Ich brauche Augen und Ohren, Mr Idle. Je mehr, desto besser. Meine Aufgabe ist es, aus den verschiedenen Informationen ein Gesamtbild zu erstellen. Und Sie wollen doch bestimmt wissen, was läuft. Wir könnten Partner werden.« Die Worte waren abgegriffen, aber seine Stimme klang ehrlich.

»Das muss auf Gegenseitigkeit beruhen«, wandte ich ein.

»Wie das?« Er lehnte sich zurück.

»Ich versorge Sie nicht blindlings mit Informationen. Sie müssen mir etwas liefern. Zumindest genug, um eine ...«

Wir warteten beide auf das Ende meines Satzes.

»... Vertrauensbasis aufzubauen.«

Weller zückte seine Brieftasche, entnahm ihr einen Zwanzigdollarschein und legte ihn auf die Rechnung. »Das Café gehört der Idelwild Corporation, einer Holdinggesellschaft, deren Anteilseigner verschiedene Großunternehmen sind.«

Nicht gerade eine Offenbarung. Das wusste ich schon aus der Zeitung. »Was soll das, Sergeant? Wollen Sie testen, ob ich zuhöre?«

Weller rieb sich die Augen und legte den Kopf in den Nacken. »Also gut«, sagte er.

Was war gut?

»Die Kellnerin«, begann er.

Die Kellnerin.

Was war mit der Kellnerin?

»Hat sie Ihnen von Michigan erzählt?«

»Ja. Da ist sie aufgewachsen.«

»Und dort hätte sie fast den Rest ihres Lebens im Gefängnis verbracht?«

»Erin? Weswegen denn?«

»Wegen eines Sprengstoffanschlags.«

»Auf Romp Studios.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Die Büros eines Pornostudios wurden zerstört. Sie kam ohne Haftstrafe davon, wurde aber auf Schadenersatz verklagt.«

Er reichte mir einen Ausdruck, der von einem Gericht in East Lansing stammte. Neben dem Namen Erin Iris Coultran standen ein sechs Jahre zurückliegendes Datum und eine lange Nummer – wahrscheinlich das Aktenzeichen.

Wie benebelt lauschte ich Wellers

Schilderung der Ereignisse. Seines Wissens hatte das Pornounternehmen in East Lansing gedreht und versucht, Studentinnen von der Michigan State University für seine Produktionen zu gewinnen. Kurz nachdem ein Profil der Firma in einem alternativen Wochenblatt des Ortes erschienen war, flogen die Büros in die Luft. Erin gehörte zu einer kleinen Gruppe, die verdächtigt wurde, den Anschlag aus politischen oder religiösen Gründen verübt zu haben. Obwohl sie nie strafrechtlich verurteilt worden war, war sie laut Weller hoch verschuldet, weil sie die Kosten für den Zivilprozess hatte aufbringen müssen.

»Wollen Sie damit sagen, dass Erin das Café in die Luft gesprengt hat?«,

fragte ich.

»Dafür gibt es keine Anhaltspunkte.«

Ein mit Weller befreundeter FBI-Beamter hatte die Namen der Personen, die sich im Café aufgehalten hatten, durch seinen Computer gejagt und war in der Datenbank auf Erin Coultran gestoßen.

»Ich weiß nicht, ob das Verfahren eingestellt oder ob sie freigesprochen wurde.«

Erin – hat – das – Café – in – die – Luft – gesprengt. Ich ließ mir die Worte auf der Zunge zergehen, aber sie passten nicht zusammen. Oder doch? Zweifel nagten an mir. Etwas stimmte nicht mit Erin. Zu viele Zufälle. Auf jeden Fall

war sie mir gegenüber nicht ehrlich gewesen, um es vorsichtig auszudrücken.

»Lieutenant Aravelo hat mich nach ihr gefragt.«

Für einen Augenblick hatte ich den Eindruck, dass Wellers Blick schärfer wurde. »Ich rechne in Kürze mit weiteren Einzelheiten über das Verfahren in Michigan. Wenn es nicht gegen den Datenschutz verstößt, leite ich die Informationen weiter.«

Ich sah auf das Blatt Papier und schüttelte den Kopf.

»Wahrscheinlich denken Sie, Ihre Erin wäre nicht zu Gewalttaten fähig.« Mit jedem Augenblick klang Weller mehr wie ein Polizeibeamter.

»Nein, das kann ich mir wirklich nicht

vorstellen.«

Er holte eine Packung Kaugummi heraus und bot mir davon an. »Ich benutze für meine Kreuzworträtsel einen Bleistift.«

»Warum das?«

»Weil ich jede Menge Wörter eintrage, die am Ende doch nicht passen. Aber das soll kein Grund sein, es nicht zu versuchen.«

»Vielleicht frage ich Erin am besten selbst.«

»Das würde ich nicht tun. Sie wird Ihnen nichts sagen, und wenn Sie sie verschrecken, setzt sie sich vielleicht ab.«

Er schlug vor, den Kontakt zu Erin

aufrechtzuerhalten, sofern mir danach war. »Hören Sie gut zu. Versuchen Sie, die Frau aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Finden Sie heraus, welcher am besten passt. Allmählich werden Sie ein klareres Bild von ihr bekommen. Das ist immer so.«

Nachdem Weller weggefahren war, stellte ich mir die alles entscheidende Frage: War es denkbar, dass Erin das Café in die Luft gesprengt hatte?

Ich hatte keine Neigung zur Gewalttätigkeit bei ihr entdecken können, aber sie war immerhin dem FBI aufgefallen. Diese feige Hinterhältigkeit passte trotzdem nicht zu ihr.

Es sei denn ...

In Simon Andersons Haus war ein Feuer ausgebrochen, das möglicherweise von einer Elektrikerin gelegt worden war. *Brandstiftung. Explosion. Feuer.*

Aber wenn mich mein Instinkt nicht trog und sie sauber war, was sollte ich dann von Weller halten? Warum schwärzte er sie an?

Vielleicht gab es noch eine dritte Möglichkeit: Erin und Weller waren beide in Ordnung. Weller erforschte die verschiedenen Möglichkeiten und informierte mich über relevantes Beweismaterial, Erin stand auf meiner Seite, hatte mir aber einfach nicht alles

über sich erzählt. Vielleicht war es ein Zufall. Das schien durchaus plausibel, wenn ich bedachte, was ich über die beiden wusste. In diesem Augenblick rief Erin an. Ich ließ die Mobilbox antworten.

Dann begab ich mich auf schnellstem Weg ins nächste Internetcafé – die öffentliche Bibliothek unserer Tage. Ich tippte die Schlüsselwörter Erin Coultran, Michigan, East Lansing, Brandstiftung und Prozess in verschiedenen Kombinationen ein. Erfolglos. Bei den meisten Zeitungen gibt es keine Online-Archive, oder sie sind noch im Aufbau. Ich fand einen

kurzen Hinweis auf das Ende von Romp Studios. In einem Artikel auf der Website eines Pornomagazins wurde das Feuer als Beispiel für die Anti-Porno-Kampagne Ende der Neunzigerjahre erwähnt.

Dann überprüfte ich Danny Weller. Ich fand eine Handvoll Berichte über seinen Kampf gegen das Verbrechen. Auch im Zusammenhang mit der Bankräuberin in Spitzenstrümpfen wurde sein Name genannt. Er wurde nur nebenbei erwähnt, aber für seinen Einsatz gelobt. Eine kurze Notiz in einer Kolumne des *Examiner* sprach davon, dass Weller und sein Juniorpartner, Officer Velarde, einem Parallelteam zur Überwachung der Mordkommissionen

zugewiesen worden waren. Es stimmte alles mit dem überein, was er mir erzählt hatte.

Schließlich rief ich meine E-Mails ab. Kevin, mein Redakteur, hatte mir drei Nachrichten geschrieben. Die dritte bestand nur aus der Betreffzeile: »Was ist los?«

In meinem zweiten Jahr an der Highschool hatte unser Hund meine Facharbeit gefressen, einen sechsseitigen Aufsatz über *Die rote Tapferkeitsmedaille*. Ich hatte die Arbeit unter ein helles Fenster gelegt und ein Sandwich mit Erdnussbutter und Honig oben drauf. In der Sonne schmolz alles, und der Hund verputzte die ganze

Chose. Der Lehrer glaubte mir kein Wort. Das hätte mir eine Lehre sein sollen, mir bessere Ausreden einfallen zu lassen.

Meine Handy-Story war am Nachmittag fällig. »Der Anschlag auf das Café hat meinen Artikel gefressen« würde nicht reichen. »Sitze an der Endkorrektur«, lautete meine Betreffzeile.

Damit würde er sich nicht lange zufrieden geben, aber im Augenblick hatte ich dringendere Probleme. Zum Beispiel den stechenden Schmerz in meinem Rücken, der sich anfühlte, als würde eine Football-Mannschaft auf meiner Wirbelsäule trainieren. Der Zeitanzeige meines Handys zufolge saß

ich bereits seit anderthalb Stunden in dem Café. Wenn ich es rechtzeitig zum Stanford Technology Research Center schaffen wollte, würde ich wieder auf die Tube drücken müssen.

Auf der Fahrt nach Palo Alto rief Erin zweimal an, aber ich ließ die Anrufe zur Mobilbox gehen. In Kürze würde ich erfahren, was sich in dem Laptop verbarg. Warum interessierte sie sich so dafür?

*In Mikes Büro* herrschte peinliche Ordnung. Alles war sorgfältig gestapelt, sortiert und abgestaubt. Auf seinem Schreibtisch lagen fünf genau gleich lange Bleistifte in einer Reihe. Mike selbst, der in Stanford Linebacker gewesen war, wirkte in dieser Umgebung geradezu fehl am Platz. Infolge der unsanften Berührung mit gegnerischen Helmen hatte er eine Arthritis entwickelt, die zu einer leichten, aber für jeden Fachmann sichtbaren Verkrümmung des Ellbogens geführt hatte. Beim Tippen auf der

Computertastatur zwang ihn der Schmerz in seinem linken Arm, die Buchstaben einzeln mit dem Zeigefinger anzuschlagen.

An der Wand hingen zwei Poster. Eines davon zeigte Douglas Engelbart, den Mann, dem die benutzerfreundliche Erfindung der Computermaus zugeschrieben wird. Engelbart war Vorbild für Menschen, die Bits und Bytes ein wenig menschlicher machen wollten. Der andere war ein Mann, der Menschen ein wenig menschlicher machen wollte: Eldridge Cleaver, einer der Mitbegründer der Schwarzen Panter. Dass auch Mike schwarz war, spielte in diesem Fall keine Rolle. Silicon Valley schert sich nicht um die Rasse. Die

einige Farbe, die zählt, ist Grün – die Farbe des Geldes.

Mikes einziges Problem war seine übertriebene Freundlichkeit. Bei jedem Ausflug war er dabei, jeder Clique schloss er sich an, jede Einladung wurde freudig angenommen. Wenn man dem keinen Riegel vorschob, wurde er allgegenwärtig. Mike war zuverlässig, intelligent und gelegentlich sogar witzig, aber es mangelte ihm an Feingefühl. So hatte er kein Verständnis dafür, dass nicht alle Menschen ständig glücklich waren und sich amüsieren wollten und dass nicht jede Einladung ernst gemeint war. Wenn man ihn nicht auf Abstand hielt, ergriff er völlig von einem Besitz.

»Alter, war dein Freund ein Hacker?«, fragte er. Die Anrede »Alter« stand bei ihm hoch im Kurs.

Für einen Techniker war seine soziale Kompetenz relativ gut entwickelt, aber er verschwendete keine Zeit mit überflüssigen Höflichkeiten und fragte mich auch nicht, warum ich mich für den Laptop interessierte.

»Dieses Verschlüsselungsprogramm ist ein irres Ding.«

Hacker genießen einen schlechten Ruf. Manche knacken fremde Computer und zerstören Websites. Aber nicht alle Hacker sind bösartig. Manche arbeiten außerhalb der üblichen Kanäle daran,

Schwachstellen aufzuzeigen, um Systeme zu verbessern, finden neue Wege, Probleme anzugehen. Wenn der Begriff auf eine bestimmte Weise ausgesprochen wird, ist das ein Zeichen von Anerkennung für jemanden, der außergewöhnlich viel von Technik versteht.

»Die Festplatte war viel zu voll für die vorhandenen Programme, daher wusste ich, dass da noch etwas sein musste. Sonst hätte ich es vielleicht übersehen.«

Um Mikes Gedankengängen zu folgen, brauchte man Geduld und Konzentration. Ich bemühte mich um beides. Schon beim ersten Hinsehen war ihm aufgefallen, dass nur noch wenig

Speicherplatz verfügbar war, obwohl nicht genügend große Programme installiert waren, um das zu erklären.

»Also habe ich angefangen nachzuforschen«, sagte er. »Und das hier habe ich gefunden.«

Er befand sich im Verzeichnis des Rechners, etwa fünfzehn Menüebenen unter allem, was man ohne Doktortitel erreichen konnte. Es wurde nur einziges Icon angezeigt: für ein Computerprogramm namens GNet. Genau wie er mir am Telefon gesagt hatte.

»Die Anwendung ist ein halbes Gigabyte groß. Das ist riesig, vor allem, weil sie in keinem der

Hauptverzeichnisse erscheint.«

Ein großes, möglicherweise verstecktes Programm.

»Und wofür ist das Ding gut?«

»Kann ich dir nicht sagen, Alter.«

Er klickte auf das GNet-Icon. Nichts.

»Komm zur Sache«, sagte ich.

So etwas tat ich normalerweise nicht. Mike betrachtete mich leidenschaftslos, als wäre ich ein virusverseuchter Computer, und übersprang die Einleitung. Zuerst habe er das Programm für korrupt gehalten, sagte er, aber es sei erst kürzlich aktiviert worden.

»Aktiviert?«

»Die Logdateien zeigen, wann ein

Programm gelaufen ist, wie das Datum, das angibt, wann du ein Dokument in deinem Textverarbeitungsprogramm zuletzt bearbeitet hast.«

Er zeigte mir die Logdatei des Computers. Das Datum lag drei Wochen zurück.

»Ich habe alles versucht, um das Programm zu öffnen. Ich habe sogar eine Allzwecksoftware heruntergeladen, weil ich dachte, damit könnte ich es wenigstens so lange zum Laufen bringen, bis ich weiß, wofür es gut ist.«

Er legte eine Pause ein. »Ich hätte schon viel eher darauf kommen müssen. Verschlüsselte Programme verlangen normalerweise ein Passwort oder teilen einem mit, dass der Zugang gesperrt ist.

So weiß man, dass die Anwendung verschlüsselt ist.«

»Aber das Ding wollte von dir kein Passwort.«

»Richtig.«

Ganz der Meister, der den Unwissenden in die reine Lehre einführt, lehnte er sich zurück, während er mir erklärte, dass den Logdateien zufolge bei jeder Aktivierung von GNet auch ein zweites Programm namens AXcs\*82 aktiv wurde.

»Das ist der Name des Verschlüsselungsprogramms«, sagte ich.

»Genau. Clevere Sache. Sehr raffiniert. Es läuft verdeckt und blockiert jeden Zugriff auf GNet. Bei jeder

Aktivierung des Programms wird die Verschlüsselung automatisch geöffnet und aktiviert.«

Ich beugte mich vor.

»Soll das heißen, du bist gar nicht in das Programm reingekommen?«

»Alter, ein bisschen was kannst du einem alten Hasen wie mir schon zutrauen. Aber nur ein bisschen was«, setzte er mit einem Lächeln hinzu.

Ich wartete auf die Pointe.

»Die Verschlüsselung habe ich nicht geknackt, aber ich habe die Signatur des Programmierers.«

»Seine Identität?«

»Das ist eine Art Impressum, das an das Programm drangehängt wird und Informationen über den Urheber oder die

Firma liefert.«

Ich nickte.

»Ich habe es ausgedruckt«, sagte er.  
»Meistens ist es irgendeine Fachsprache  
oder ein Geheimname. Furchtbar viel  
verrät es einem also nicht. Das scheint  
auch hier der Fall zu sein.«

Er faltete das Papier auseinander. Als  
ich den Namen las, spürte ich, wie sich  
das dünne Band, das mich noch in der  
Realität hielt, in Nichts auflöste.

*Vor achtundvierzig Stunden*, bevor die Welt um mich herum explodierte, hatte mir eine Frau eine Nachricht zugesteckt, die mir das Leben retten sollte und offenbar in der Handschrift meiner großen Liebe verfasst war. Bisher hatte ich keine Erklärung dafür gefunden.

Vielleicht hatte ich mir das Ganze nur eingebildet, vielleicht war es gar nicht ihre Handschrift gewesen. Oder ich hatte einen Geist gesehen – ein Gespenst, das einen roten Saab fuhr. Bis zu jenem Augenblick hatte ich keinen Grund

gehabt, einer dieser Theorien den Vorzug vor der anderen zu geben.

»Ich bin schon lange hier im Valley«, sagte Mike und deutete mit dem Zeigefinger auf die Worte. »Davon habe ich noch nie gehört.«

Ich schon. Ich kannte den Namen gut und wusste genau, was er bedeutete. Der Name auf dem Papier, der Name der Firma oder Person oder des Geistes, der oder die das Verschlüsselungsprogramm auf Andy Goldsteins Rechner geschrieben hatte.

Strawberry Labs.

Strawberry hatte der Hund geheißen, den Annie als Kind besessen hatte. Ihr Labrador.

Die Vergangenheit hatte mich

eingeholt.

*Nach Annies Tod* hatte ich mich vorübergehend um Strawberry Two gekümmert, den Labrador, den Annie nach ihrem ersten Hund genannt hatte. Aber meine Wohnung war zu klein, und der Hund erbrach sich ständig. Schließlich gab ich ihn schweren Herzens zur Adoption frei. Ich tat so, als wäre das ein symbolischer Akt, der mir half, über Annies Tod hinwegzukommen, aber so einfach lagen die Dinge nicht.

Durch Annies Tod kam ich auf den Gedanken, einen Artikel über die Neurologie der Trauer zu verfassen.

Wissenschaftler hatten begonnen, mithilfe von Magnetic Resonance Imaging die Teile des Gehirns zu identifizieren, die für die verschiedenen Emotionen zuständig sind. Sie zeichneten in Echtzeit die Reaktionen bei unterschiedlichen Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen auf. Bei den Studien sollte ermittelt werden, ob und in welchem Ausmaß Trauer vom limbischen System ausgeht, in dem die Emotionen angesiedelt sind, oder vom Hippocampus, wo die Erinnerungen entstehen. Es war eine Untersuchung der Neurobiologie unserer Beziehungen im Anfangsstadium. Konnten wir den Schmerz des Verlusts lindern, wenn es uns gelang, seinen Ursprung zu

ermitteln?

Überall wurde ich mit Annies Tod konfrontiert. Manche dieser Erfahrungen hätte ich mir nicht träumen lassen. Eines Tages klopften zwei Männer im Anzug an meine Tür, die sich als Steuerfahnder vorstellten und mir ein paar Routinefragen stellen wollten. Sie erkundigten sich nach meinem Beschäftigungsstatus, wobei sie vor allem wissen wollten, ob ich je für Kindle Investment Partners tätig gewesen sei.

»Nein, ich bin ein Ex.«

»Exmitarbeiter?«

»Exlebensgefährte.«

Ich erzählte ihnen, ich sei ein gutes

Jahr mit Annie zusammen gewesen, und lieferte eine Kurzfassung der Ereignisse, die zu ihrem Tod geführt hatten.

»Herzliches Beileid«, sagte der Größere der beiden. »Sie waren also nie beruflich für sie tätig?«

Ich erklärte den beiden, dass ich Medizin studiert hatte und dabei war, mich als freiberuflicher Journalist zu versuchen. Der Größere schnitt mir das Wort ab.

»Nur noch eine letzte Frage. Waren Sie mit Miss Kindle in New York?«

Ich spürte einen schmerzlichen Stich. Das Empire State Building. Der Kuss. Ich nickte.

»Und Sie haben weder für Kindle noch für Vestige gearbeitet? Hatten Sie

etwas mit der Buchhaltung des Unternehmens zu tun?«

*Vestige*. So hieß die Firma, die wir in New York aufgesucht hatten. Eines der Start-up-Unternehmen von Kindle Investment Partners. Ich versicherte ihnen, dass ich für keine der beiden Firmen je tätig gewesen war.

»Haben Sie bei Ihrem Aufenthalt in New York an einer Besprechung teilgenommen, bei der es um den bevorstehenden Börsengang von *Vestige* ging?«

Ich erinnerte mich an die Besprechung, bei der ich genau lange genug anwesend gewesen war, um Annie ihre Unterlagen zu geben. Das erklärte

ich auch den Beamten, die sich damit zufrieden zu geben schienen.

»Wie gesagt«, wiederholte der Größere. »Unser herzliches Beileid.«

»Darf ich fragen ...«

»Wie Sie wissen, sind die Kindles sehr vermögend«, erklärte er. »Die Regierung möchte nur sicherstellen, dass alles in Ordnung ist.«

»Reine Routine«, setzte sein Partner hinzu.

Am nächsten Morgen rief ich Kindle Investment Partners an. Glenn Kindle hatte seine Tochter ebenso geliebt wie ich. Ich mochte ihn nicht, und er mochte mich nicht, aber um Annies willen fühlte

ich mich verpflichtet, ihn zu warnen. Es war das Mindeste, das ich für den Mann tun konnte, der fast mein Schwiegervater geworden wäre. Vielleicht brachte mir das Frieden.

Es sollte nicht sein. Der Mensch war noch nicht einmal telefonisch zu erreichen, zumindest nicht in den nächsten sechs Wochen. Das erfuhr ich von der Rezeptionistin bei Kindle Partners, die sich ihres üblichen superprofessionellen Tons befleißigte. Als ich ihr sagte, wer ich war, wurde sie deutlich freundlicher.

»Oh, Mr Idle, es tut mir so leid. Annie war solch ein außergewöhnlicher Mensch.«

Diane McNulty, die Rezeptionistin,

war ebenfalls auf der Beerdigung gewesen, aber wir hatten keine Gelegenheit gehabt, miteinander zu reden. Sie erklärte mir, Mr Kindle habe eine Auszeit genommen und sich nach Europa zurückgezogen, um über seinen Kummer hinwegzukommen. Ich dankte ihr für diese Auskunft.

»Noch eine Frage. Wenn es um eine geschäftliche Angelegenheit im Zusammenhang mit Annie ginge, wäre er dann zu erreichen?«

Nein, sagte Diane, noch nicht einmal dann, aber ich könne es bei Dave Elliott versuchen.

Elliotts Büroräume befanden sich in

einem Wolkenkratzer mit Ausblick auf die Bay Bridge, die San Francisco von Oakland trennt – die Grenze zwischen denen, die es geschafft haben, und denen, die pendeln müssen. Die Regale hinter seinem Schreibtisch enthielten einige wenige Gesetzesbücher, die aussahen, als seien sie noch nie geöffnet worden. An seinem Schreibtisch lehnte ein Golfschläger.

»Ich habe um Viertel nach zwei einen Termin«, sagte er.

Ich warf einen Blick auf die Uhr rechts auf seinem Schreibtisch. Zwei Uhr.

»Und ich um fünf nach.«

»Was kann ich für Sie tun?«

Ich erzählte ihm von dem Besuch der

Steuerfahndung, was er ohne erkennbare Regung aufnahm.

»Danke für den Tipp. Lassen Sie sich an der Rezeption Ihren Parkschein abstempeln.«

Worte und Ton klangen freundlich, aber ich ärgerte mich trotzdem über ihn. Ich fragte ihn, was die Steuerbehörden von ihm wollten. Stimmte irgendwas mit Vestige nicht? Er erwiderte, es sei vermutlich eine reine Routineuntersuchung, aber wir wussten beide, dass es mir gar nicht um die Firma ging. Ich war wütend, weil Annie tot war.

»Rechtsberatung zweihundert Dollar die Stunde«, meinte er lächelnd.

»Psychotherapie kostet doppelt so viel.«

Er sah auf seine Uhr. Dann lieferte er mir eine stark vereinfachende Beschreibung von Kindle Investment Partners, dem Risikokapitalgeschäft und Annie. Angeblich war sie ein aufsteigender Stern in der Welt der Finanz gewesen, was mich einigermaßen überraschte.

»In unseren Kreisen hieß es, sie würde Kindle Investment Partners ganz nach oben bringen. Ihr Instinkt für Technologie war erstaunlich – Marketing, Technik, was auch immer. Die Start-up-Unternehmen rissen sich um sie, und unsere Konkurrenz fürchtete sie.«

»Die lächelnde Vollstreckerin.«

In meinen Ohren klang das falsch.

»Menschen wie sie erregen Aufmerksamkeit. Selbst nach ihrem Tod.«

»Waren Sie auch in Annie verliebt?«

Er lachte.

»Hören Sie doch auf. Ich spiele nicht in derselben Liga wie Sie.«

»Was soll das heißen?«

Er ließ mich den üblen Nachgeschmack, den seine Bemerkung hinterlassen hatte, voll auskosten.

»Das mit Ihnen und Annie war etwas ganz Besonderes. Ich bin ja nicht blind. Sie waren ihr wichtig, gaben ihrem Leben Struktur, eine romantische Beziehung. Darauf können Sie stolz

sein.«

Ich überlegte, ob ich ihm den Golfschläger in den Hintern schieben sollte, aber sein versöhnlicher Ton hielt mich davon ab.

»Hören Sie, Sie finden bestimmt wieder einen ganz besonderen Menschen. Das liegt Ihnen im Blut. Sie haben eine Begabung für echte Beziehungen. Wenn Sie sich länger mit mir unterhalten wollen, rufen Sie mich einfach an. Vielleicht spielen wir im Olympic Club eine Runde Golf.«

Das war ein Teil von Annies Welt, den ich absolut nicht vermisste. Und doch stellte ich wenige Wochen später selbst die Verbindung dazu her.

*Einen Monat nach* diesem Vorfall rief ich Annies gute Freundin Sarah Tenner an.

»Nat«, sagte sie. Es klang, als hätte sie meinen Namen noch nie gehört.

Wir trafen uns in einer Bar. Ich kam einfach nicht über Annies Tod hinweg, konnte nicht loslassen. Der Gedanke an sie verfolgte mich ständig. Ich sagte Sarah, wie gut mir ihre Rede bei der Trauerfeier gefallen hatte. Damit war das Eis gebrochen, und wir tranken auf unsere verlorene Liebste und Freundin.

»Annie war keineswegs

vollkommen«, sagte Sarah, »und das weißt du auch.«

»Manchmal war sie ein wenig schwierig«, gab ich zu.

»Denk an ihre Fehler, wenn du über sie hinwegkommen willst. Sie war ehrgeizig, manipulierte gern und konnte sogar richtig gemein sein. Und ein bisschen durchgeknallt war sie auch.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du bist krankhaft naiv.«

Wir betrunknen uns mit Martinis und hingen unseren Erinnerungen nach. Sarah ermunterte mich, ein neues Leben anzufangen – angeblich hätte Annie das so gewollt. Schließlich seien wir nur ein Jahr lang zusammen gewesen.

»Ich habe Annie mein ganzes Leben

lang gekannt. Sie war meine liebste Freundin, aber ich denke nicht daran, sie zu idealisieren. Das hat sie nicht verdient.«

Das war der Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe. Sarah und Annies andere Freunde konnten weder mein Bild von Annie noch meine Gefühle für sie nachvollziehen. Die Intensität der Bindung zwischen zwei Verliebten können Außenstehende nur bewundern. An ihr teilzuhaben oder sie auch nur nachzuvollziehen, bleibt ihnen versagt.

Obwohl ich mich ein wenig dafür schämte, jammerte ich Sarah vor, wie sehr ich Annie vermisste. Es war eine

lange Liste kleiner Erlebnisse und großer Gefühle, eine sentimentale, weinerliche Liebeserklärung.

Sarah sah mir in die Augen. »Ich weiß, dass du leidest. Das ist völlig normal. Aber Annie war nicht so romantisch, wie du glaubst. Sie hätte gewollt, dass du ein neues Leben anfängst. Das hat sie mir selbst gesagt. So etwas wie die Beziehung mit dir hatte sie noch nie erlebt. Sie fand dich einmalig. Was auch immer geschehen mochte, sie wollte, dass du glücklich wirst.«

»Soll das heißen, sie hat mit einer Katastrophe gerechnet?«

»Zumindest habe ich sie damals nicht so verstanden. Sie dachte eher daran,

dass ihr euch trennen könntet. Du warst für sie etwas ganz Besonderes. Manche Gefühle sind stärker als das Schicksal einer Beziehung. Übrigens möchte ich dir gern jemanden vorstellen», sagte sie dann.

Ein Monat verging, bevor ich Sarahs Angebot annahm.

Sie hieß Julie und war eine der wenigen Glücklichen, deren Äußeres genau dem aktuellen Schönheitsideal entsprach.

Sie war knapp einen Meter achtzig groß und schlank. Ihre Brüste waren gerade groß genug, um Aufmerksamkeit zu erregen, ohne albern zu wirken. Ihr schulterlanges Haar war von einem

Blond, das ihren Intellekt vergessen ließ. Hätte Hugh Hefner eine Ausgabe über das perfekte All American Girl geplant, wäre Julie das ideale Titelmodell gewesen.

Julie hatte unter anderem dem Friedenskorps angehört, war vor dem Fall der Mauer mit einem Gesangsquartett in Osteuropa auf Tournee gegangen und hatte bei einer Quizshow für ihre Familie fünftausendzweihundert Dollar und eine Reise gewonnen, die sich als große Enttäuschung entpuppte.

»Lassen Sie mich raten«, sagte ich.  
»Sie waren in einem Motel 5 untergebracht?«

»Motel 5?«

»Das ist wie Motel 6, aber man muss seine eigenen Kakerlaken mitbringen.«

Ihr Lächeln war bezaubernd, und sie lächelte, auch wenn es ihr Gegenüber nicht verdient hatte. So wie jetzt.

Sie war eine gute Gesprächspartnerin, die meine Albernheiten ignorierte. Ich erzählte ihr, meine Passion sei Mitternachtsgolf mit phosphoreszierenden Bällen.

»Das würde ich gern ausprobieren«, sagte sie nur. »Vielleicht nehmen Sie mich mal mit.«

»Wie gut kannten Sie Annie?«

»Leider gar nicht«, antwortete Julie. »Wirklich tragisch dieser Unfall. Kannten Sie sie gut?«

Ich konnte nur hoffen, dass man mir den Schmerz in meiner Brust nicht ansah.

Zwei Monate danach ging ich mit Rochelle, einer Klavierlehrerin, die zugleich als Pressesprecherin der örtlichen Kabelfernsehfirma fungierte, Austern essen. Sie war zweiunddreißig, aber wichtiger als ihr Alter war unser Blutalkoholgehalt. Während wir über Belanglosigkeiten sprachen, kippten wir einen Drink nach dem anderen. Schließlich landeten wir in ihrer Wohnung.

Ich hatte überhaupt nicht an Kondome gedacht. Als sie mir das Präservativ aus ihrer Nachttischschublade reichte,

überkam mich ein Gefühl der Unausweichlichkeit. Nach dem Akt verschwand sie im Bad, um sich frisch zu machen, und ich wischte mir eine Träne aus dem Augenwinkel. Annie war seit drei Monaten tot, und ich schmorte im Fegefeuer, während die Tigerkatze irgendeiner Fremden an meinen Füßen schnüffelte. Noch nicht einmal die Socken hatte ich ausgezogen.

Und so ging es weiter. Ich war wehleidiger, als ich von mir selbst geglaubt hätte. Und voller Wut.

Schließlich fand ich Trost bei einer Frau, die die Nadel schwang: der guten Fee Samantha.

Meine erste Begegnung mit ihren außergewöhnlichen Kräften fand sechs Monate nach Annies Tod statt. Bei einer Shiatsu-Massage legte sie an den Druckpunkten meines müden Körpers – Knieinnenseiten, Knöchel, Taille und Kiefer – Hand an. Ich fühlte einen wahren Energiestoß. Dann griff sie zur Akupunkturnadel.

Sam wusste, dass ich nichts von New Age hielt. Für mich hatten Massagen auf einer spartanischen Kunststoffliege im Sportklub stattzufinden. Aber sie überzeugte mich. Ihre Behandlungserfolge waren ebenso real wie meine Kenntnisse aus dem Medizinstudium. Die Welt drehte sich

langsamer. Mit ihrer Hilfe fand ich eine Ruhe, von der ich gar nicht gewusst hatte, dass es sie gab.

Wenn sie mich an den Sonntagabenden in die Welt hinaus entließ, störte mich die Stille nicht mehr. Es war in Ordnung, dass Annie nicht da war und auch nie wiederkommen würde. Mein Bild von ihr wurde klarer. Ich sah nun auch die Fehler, die ich angesichts ihres plötzlichen, tragischen Endes nur allzu oft vergessen hatte.

Meditation, Atemübungen und Akupunktur wurden für mich selbstverständlich. Zum echten Körnerfresser mutierte ich allerdings nicht. Ich blieb ein manchmal vorschneller, vollblütiger Amerikaner,

der zwei Tequilas und eine CD mit den größten Hits von U2 für die beste Therapie hielt.

Sam und Bullseye waren nicht meine einzigen Freunde. Mehr Zeit verbrachte ich mit den Leuten vom YMCA, mit denen ich montags, dienstags und freitags von halb fünf bis sechs Basketball spielte. Fitnessfreaks, die sich für große Sportler und Kommunikationsexperten hielten. Die im Geiste Supermodels verführten und denen die Loyalität untereinander dennoch über alles ging.

Dann war da noch mein Nachbar Sanjiv Bubar, Manager von Ant Hill

Records. Nicht dass der winzige Laden, der sich auf Rhythm-and-Blues-Alben – und zwar echte Vinylplatten – spezialisiert hatte, einen Manager gebraucht hätte, aber so lautete sein Titel. Musik war übrigens nicht seine größte Leidenschaft. Seine wahre Liebe galt den Modellflugzeugen.

Wenn im Fernsehen schon lange nur noch Werbung lief, klopfte er nach Klebstoff stinkend an meine Tür und hielt mir ein Modell eines experimentellen Marineflugzeugs unter die Nase, das im Zweiten Weltkrieg nur zwei Einsätze über Prag geflogen war.

Sanjiv hatte etwas mit den anderen – mit Samantha, Bullseye und den Fitnessfreaks – gemeinsam. Sie hatten

einen Platz im Leben gefunden, an dem sie sich häuslich eingerichtet hatten. Sie kämpften nicht, sie besaßen keinen Ehrgeiz. Sie waren mehr oder weniger glücklich damit. Auf jeden Fall urteilten sie nicht – nicht über mich zumindest. Falls sie mit sich selbst ins Gericht gingen, bekam ich nichts davon mit.

Ganz anders meine früheren Studienkollegen. Ich hielt zwar den Kontakt, aber ich gehörte nicht mehr dazu. Mir fehlte einfach die Energie, mich so einzusetzen, wie sie es taten. Ich brachte es noch nicht einmal fertig, so zu tun.

Als ich eines Abends spät aus der Past Time Bar nach Hause kam, stand

Sanjiv mit ernster Miene vor meiner Wohnung. Jemand hatte die Tür aufgebrochen und die Wohnung ausgeraubt. Der Polizei zufolge gab es in der Gegend eine Einbruchswelle, die auf die zunehmende Abhängigkeit von Methamphetamin zurückzuführen war.

Meine PlayStation 2, die Mikrowelle, Stereoanlage, Computer, Monitor und Drucker waren verschwunden. Alles ersetzbar, bis auf meine Arbeit, von der ich keine Sicherungskopien besaß. Die Wohnung war völlig zerstört. Die Polizei meinte, die Einbrecher hätten vermutlich nach Hasch und verschreibungspflichtigen Medikamenten gesucht.

Als ich mich umsah, beobachtete ich,

wie Sanjiv das Foto von mir und Annie im Vergnügungspark von Santa Cruz aufhob, das zwischen den Trümmern auf dem Boden lag. Er betrachtete es eine Weile. Obwohl er sich offenbar unbeobachtet fühlte, wirkte er verlegen, als er das Bild nicht wieder an den Kühlschrank hängte, wo es hergekommen war, sondern in einer Küchenschublade verschwinden ließ. In der Schublade mit dem Tesafilm, dem Klebstoff, den Reißzwecken. Den Tic-Tacs und den Fotos verstorbener Freundinnen.

Wahrscheinlich dachte er, ich solle aufhören, mir eine imaginäre Annie zu erschaffen. Vielleicht lag es an seiner

liebevollen Art, auf jeden Fall ließ mich der Vorfall nicht unberührt. Das Foto blieb in der Schublade.

Die Zeit verging wieder in normalem Tempo, nicht mehr im Rhythmus der Trauer, vielleicht sogar etwas schneller als zuvor. Nach zwei Jahren schien sich der Nebel zu lichten, der sich nach Annies Tod über mich gesenkt hatte.

Ich fing an, ernsthaft zu schreiben, und verfasste eine Reihe von Artikeln. Auf ein Projekt war ich besonders stolz.

In der Notaufnahme des San Francisco General Hospital war ein älterer, aber keineswegs gebrechlicher Mann aufgetaucht, der eine schwarze

Baseballkappe mit rotem Safeway-Logo trug und über Kopfschmerzen klagte. Als ihm der Arzt, ein Studienkollege von mir, die Kappe abnahm, fand er Maden, die in einem offenen Loch im Schädel herumkrochen. Tatsächlich hatten sie dem Mann das Leben gerettet.

Offenbar war der Patient Monate zuvor in einen Autounfall verwickelt gewesen, bei dem er sich eine offene Schädelfraktur zugezogen hatte. Obwohl ein winziges Stück seines Frontallappens freigelegt war, hatte er kein Krankenhaus aufgesucht. Ob sein Alter, vorzeitige Demenz oder Unwissenheit der Grund dafür war, ließ sich nicht mehr klären. Auf jeden Fall ist es möglich, ohne intakte Frontallappen

zu leben, wie die bekannten Fälle von Lobotomien beweisen, wobei allerdings mit Einbußen bei Emotionen und Urteilsvermögen zu rechnen ist. Vielleicht war er deswegen nie ins Krankenhaus gegangen.

Allerdings hatte sich der Frontallappen infiziert, was ihn normalerweise das Leben gekostet hätte, hätten sich nicht Maden auf die Bakterien gestürzt und eine Ausbreitung der Infektion verhindert. Für die Ärzte vom San Francisco General ein faszinierendes Kuriosum. Sie mussten die Wunde reinigen, ohne dass sich die Bakterien festsetzten. Es gelang ihnen. Fortan lieferte die Geschichte

## Gesprächsstoff für Cocktailpartys.

Ich interessierte mich mehr für einen anderen Gesichtspunkt des Vorfalls. Die Ehefrau des Patienten litt unter Demenz im Frühstadium. Nach dem Unfall hatte sie bei der Versicherung angerufen, die verpflichtet war, einen Sozialarbeiter zu schicken. Das geschah aber nicht, obwohl die Frau mehrfach nachfragte. Schließlich vergaß sie die Sache aufgrund ihrer eigenen Demenzerkrankung.

Das war kein Einzelfall. Tausenden älterer Kalifornier wurde die ihnen aufgrund ihres Versicherungsvertrags zustehende häusliche Pflege vorenthalten. Tatsächlich waren die Versicherungen verklagt worden, weil in

den vergangenen zwei Jahren vier Patienten deswegen verstorben waren.

Nach zweimonatiger Recherche verfasste ich einen Artikel für das *California Medical Journal*. Aufgrund meines Berichts wurde die Gesetzgebung verschärft.

Ein Auftrag ergab sich aus dem anderen. Arbeit und Privatleben spielten sich in einem gewissen Rhythmus ein. Es gab weniger Auf und Ab. Das große Glück und die tiefe Depression, die ich früher gekannt hatte, waren vorbei. Vielleicht wurde ich erwachsen.

Oder ich ließ mich einlullen.

»Wo sitzen diese Strawberry Labs?«

»Du wirst es nicht glauben, aber ich habe tatsächlich eine Vermutung«, erwiderte Mike. »Nat, diesmal geht es nicht um einen Artikel, oder?«

»Ich muss sie finden.«

»Ich war selbst neugierig. Im Internet werden sie nicht erwähnt.« Er tippte ein paar Befehle ein. »Aber ich habe mir die IP-Adresse genauer angesehen.«

Offenbar enthielt die Signatur keine Angaben zu Person oder Standort des Programmierers, lieferte aber indirekte Hinweise auf seinen Aufenthaltsort.

»Indirekte Hinweise? Was soll denn das sein, Mike?«

»Bei jedem Aufruf von GNet musste zunächst das Verschlüsselungsprogramm aktiviert werden, und zwar über einen externen Server.«

»Einen Computer, der bei Strawberry Labs steht«, sagte ich.

»Wo die Büros sind, weiß ich nicht, aber ich kann dir sagen, welche IP-Adresse die Firma verwendet.«

Er legte eine Pause ein.

»Willst du ein Ibuprofen?«

Erst jetzt merkte ich, dass ich mir den Nacken rieb.

»Danke, mir geht es gut«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln.

»Rechner identifizieren sich im Internet durch eine nur einmal vergebene Nummernfolge. Diese Nummernfolge ist normalerweise einem Internet-Provider zuzuordnen.«

»Wie America Online.«

»Oder Bürgernetz Felton.«

»Felton«, sagte ich. »Das ist südlich von San José.«

Er nickte.

Felton.

Das schaffte ich, ohne auch nur zu tanken.

Ich bat Mike, mit niemandem über seine Entdeckung zu sprechen, wobei ich etwas von Recherche für eine Story murmelte. Dann griff ich mir den Laptop

und ging. Vor dem Stanford Technology Research Center saß Erin auf meiner Motorhaube.

»Ich dachte, wir stehen auf derselben Seite«, sagte sie, kaum dass ich in Hörweite war.

»Das dachte ich auch«, murmelte ich.

Was sollte ich sagen? Was konnte ich sagen?

Sie hatte mir zumindest verschwiegen, dass sie als Brandstifterin verdächtigt worden war. Das war keine Kleinigkeit, wenn man berücksichtigte, wie viele Brände es plötzlich in unserem Leben zu geben schien. Vielleicht hatte sie diese Feuer tatsächlich gelegt.

»Mein Akku war leer«, sagte ich.

*Meine E-Mail ist verlorengegangen,  
mein Akku war leer, ich habe deine  
Voicemail nicht bekommen – keine  
Ahnung, wie so was passieren kann!*

Zumindest hat uns der rasante Fortschritt der Telekommunikation im 21. Jahrhundert eine Fülle neuer Ausreden beschert. Erin sah mich an, als hätte ich ihr erzählt, der Hund habe meine Facharbeit gefressen.

»Bei jedem Anruf hat es fünf oder sechs Mal geklingelt.« Sie schwieg kurz. »Erspar mir deine Ausreden«, sagte sie in einem Ton, den ich von ihr noch nicht kannte.

»Ich wollte meinen Termin bei Mike

nicht verpassen.«

»Und ich war halb verrückt vor Angst um dich.«

Ich sah sie prüfend an. Sie wirkte tatsächlich besorgt. Verriet ihr Gesicht sonst noch etwas?

»Ich habe mir gedacht, dass du hier bist«, sagte sie. »Außerdem wusste ich nicht, wo ich sonst suchen sollen.«

»Du hast dir das gedacht?«

»Was ist denn mit dir los?«

»Was mit mir los ist? Ich will endlich wissen, was hier gespielt wird.«

Sie ballte die Fäuste, und ihre Augen funkelten.

»Wir stehen doch auf derselben Seite, oder?«

Sie starrte auf meinen Arm, unter dem

ich Andys Laptop hielt. »Ich will auch wissen, was auf dem Rechner ist. Hat er das Tagebuch öffnen können? Lass mich sehen.«

Das Tagebuch. Natürlich. Ich hätte in Mikes Büro prüfen sollen, ob es etwas von Interesse enthielt – bevor Erin auftauchte. Ich legte den Computer in den Kofferraum. »Das sehen wir uns später an.«

Schweigen ist nicht gleich Schweigen. In diesem Fall fing es relativ harmlos an, aber während der vierzigminütigen Fahrt nach Felton wurde es immer eisiger. Geradezu arktisch. Meinerseits war es keine echte Animosität, aber ich setzte

auf Sicherheit. Wenn sich die Gelegenheit bot, wollte ich nachhaken, herausfinden, was ich von ihr zu halten hatte, ohne sie allzu sehr unter Druck zu setzen. Weller hatte mir geraten, mich möglichst normal zu verhalten, aber das brachte ich nicht fertig.

»Was ist los?«, fragte sie schließlich.

»Mein Kopf fühlt sich an wie eine Stahltrumme bei einem Bob-Marley-Konzert.«

Das Telefon klingelte. Battat und Bard. Die Praxis von Murray Bard, seines Zeichen Neurologe. Andys Arzt.

»Guten Tag, Dr. Bard.«

Dr. Bard gab ein paar höfliche Floskeln von sich, fragte mich, ob ich mit Dr. Fernandez studiert habe und

immer noch in der Stadt sei. Ich bejahte beides. Technisch gesehen war das noch nicht einmal gelogen, wobei er sicherlich wissen wollte, wo ich meine Praxis hatte.

»Ich habe gleich den nächsten Patienten«, sagte Dr. Bard. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich rufe wegen Andy ...«

Ich sah Erin an, die lautlos »Goldstein« soufflierte.

»... Andy Goldstein an.« Dann schaltete ich auf medizinischen Fachjargon um.

»Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Stimme Kam wegen eines EEGs zu Ihnen.«

Ich konnte Dr. Bard geradezu

nachdenken hören. Er hatte Hunderte von Patienten. Ohne Krankenakte existierten sie für ihn nur halb.

»Er ist vor etwa drei Wochen von der Golden Gate Bridge gesprungen.«

Nach einer kurzen Pause antwortete er. »Jetzt erinnere ich mich. Sehr schlank. Hyperaktiv. Das ist bei Methamphetamin-Abhängigen nichts Ungewöhnliches.«

Erin hatte mir nichts davon erzählt, dass Andy Drogen nahm.

»Das hat er Ihnen erzählt«, sagte ich vage, um ihm Gelegenheit zur Antwort zu geben.

»Dr. Idle?«, sagte Dr. Bard. »Weswegen war Mr Goldstein noch bei Ihnen in Behandlung?«

»Er war nicht bei mir in Behandlung.  
Wir waren befreundet.«

»Wenn Sie vorbeikommen wollen,  
kann ich mir seine Akte kommen lassen.  
Vereinbaren Sie mit der Rezeption einen  
Termin.«

»Moment, Dr. Bard. Ich brauche Ihre  
Meinung als Arzt.«

»Grüßen Sie Dr. Fernandez von mir.«  
Damit hängte er auf.

Erin hatte mich angespannt beobachtet.

»Was war mit Andy? Was haben sie  
mit ihm gemacht?«

*Sie.*

»Du hast mir nicht erzählt, dass Andy  
Drogen nahm.«

»Was?«

»War Andy drogensüchtig, Erin? Was verschweigst du mir?«

»Andy und Drogen? Niemals. Was für Drogen?«

»Methamphetamin. Aufputschmittel. Zeug, das einen nicht schlafen lässt, bis man von einer Brücke springt.«

Schweigen.

»Was wird hier gespielt, Erin?«

»Nat, Andy war ... mein bester Freund. Ich wusste alles über ihn. Er war absolut sauber«, erwiderte sie mit erhobener Stimme. »Drogen waren nicht sein ...«

»Sein was?«

»Sein Problem. Er war nicht süchtig,

verstanden? Andy war ein guter, liebenvoller, großzügiger Mensch.«

Sie lehnte sich zurück und drehte den Kopf zum Fenster.

Während der restlichen halben Stunde bis Felton sagte keiner von uns ein Wort. Das Städtchen war so malerisch, dass ich mir vorkam wie in den Disney Studios. Fehlten nur noch die Ladenbesitzer, die in ihrer Kaffeepause Laub reichten.

Ich fuhr zu der einzigen Tankstelle und fragte den einzigen Tankwart, einen Mann mittleren Alters, nach dem Weg zum – hoffentlich – einzigen Internet-Provider des Orts. Bürgernetz Felton.

Nur ein paar Blocks entfernt, sagte der stämmige Tankwart.

Als ich vor dem Gebäude hielt, erteilte ich Erin einen Auftrag, für den ich mich schon im Voraus entschuldigte.

*Erin sollte den Internet-Provider dazu bringen, ihr die Adresse von Strawberry Labs zu verraten.*

Sie legte die Hand auf mein Knie und flötete: »Ich möchte Andys Tagebuch sehen.«

»Wir haben es eilig. Eins nach dem anderen.«

Sie nahm eine Flasche Mineralwasser vom Rücksitz. Dann fischte sie aus meinen Papieren einen ManilaUmschlag heraus, auf den sie »Strawberry Labs« schrieb. Damit stieg sie aus und betrat das Gebäude. Die Rezeption war mit

einem Jungen besetzt, der aussah wie siebzehn. Direkt hinter der Tür stolperte Erin und schüttete sich Wasser aus der Flasche über ihr T-Shirt. Sie wirkte richtig überzeugend.

Während ich wartete, dachte ich an Heather Asternak, die ich sechs Monate zuvor kennengelernt hatte. Das war kurz nach meinem Artikel über Timothy Aravelo, und ich war auf der Suche nach einem unverfänglichen Thema. Heather, eine Dermatologin, kam mir wie gerufen.

Ich schrieb an einem Artikel über einen neuen Trend unter Medizinstudenten. Immer weniger interessierten sich für Brot-und-Butter-Jobs und wurden Allgemeinmediziner. Stattdessen verlegten sie sich zunehmend

auf lukrativere Fachgebiete wie die Dermatologie, die zudem den Vorteil einer geregelten Arbeitszeit besaß.

Heather war auffällig stark geschminkt, was völlig überflüssig war, denn sie war jung und schön. Als sie mir bei Pommes und Limo erzählte, warum sie sich für Dermatologie entschieden hatte, klang das wie ein Zitat aus einem Handbuch.

Ich stellte gerade genug Fragen, um das Gespräch in Gang zu bringen. Irgendwann sagte ich gar nichts mehr, sondern hörte nur noch zu. Sie erzählte mir, wo sie aufgewachsen war, warum sie sich für Medizin interessierte und dass ihr Hobby Kochen war. Wir

bestellten eine zweite Runde Limo. Sie vertraute mir an, wie frustrierend sie misslungene Soufflés fand. Ich nickte verständnisvoll.

»Sie sind wohl eine leidenschaftliche Köchin?«, fragte ich.

Sie trank einen großen Schluck Limo und starrte in eine Ecke des Raumes. Offenbar wollte sie meinem Blick ausweichen.

»Ich habe keine Approbation«, sagte sie.

Einfach so. Ich hätte fast in meinen Strohhalm gebissen.

»Das habe ich noch nie jemandem erzählt.«

Genau genommen war Heather gar keine Ärztin, zumindest nicht für

Behörden und Ärztekammer. Überhaupt hatte sie sich nur auf Dermatologie verlegt, weil sie nicht viel von ihren eigenen Fähigkeiten hielt und glaubte, so am wenigsten Schaden anrichten zu können.

Ich hatte keine Ahnung, was aus ihr geworden war. Von mir hatte niemand etwas erfahren. Auf jeden Fall hatte ich gelernt, dass verständnisvolles Zuhören und Pausen an der richtigen Stelle jeden zum Reden brachten.

Diese Taktik wollte ich auch bei Erin anwenden, die den Siebzehnjährigen mittlerweile mühelos um den Finger gewickelt hatte. Sie hatte ihm erzählt, sie komme aus San José und habe dringende

Dokumente für Strawberry Labs. Erst bei ihrer Ankunft in Felton sei ihr aufgefallen, dass das Büro in San José die Adresse vergessen habe. Dort sei niemand zu erreichen, und im Telefonbuch könne sie die Firma auch nicht finden. Ob er sich in der Gegend auskenne? Nein, da konnte er ihr nicht helfen. Auf ihrem Gesicht malte sich zunehmende Verzweiflung. Ob er denn gar nichts für sie tun könne? Bei ihr gehe im Moment wirklich alles schief. Augenblick mal, sagte er. Strawberry Labs sei doch tatsächlich Kunde bei ihnen. Was für ein Zufall!

»Fünf Kilometer in den Canyon hinein«, sagte Erin kühl.

Ich legte einen Zwischenstopp am einzigen Coffeeshop der Stadt ein und bestellte den größten und stärksten Kaffee auf der Kreidetafel. Dann bat ich das Mädchen hinter der Theke, das Gebräu mit zwei Espressos aufzupeppen. Vermutlich fragte sich die Bedienung, ob ich einen Elefanten mit Kreislaufproblemen kurieren wollte.

Wir folgten der kurvigen Straße durch einen immer dichter werdenden Wald in den Canyon hinein. Rechts und links gingen unbefestigte Stichstraßen ab. Der Wegweiser zu unserer Adresse zeigte nach rechts. Nach einem halben Kilometer Fahrt durch dichte Vegetation

erreichten wir ein Tor, hinter dem drei Häuser lagen. Das in der Mitte war das modernste. Es sah aus wie die Designerversion einer Blockhütte und hätte aus dem *Architectural Digest* stammen können.

Die anderen Gebäude schienen leer zu stehen. Zumindest hörten wir nichts und konnten auch keine Bewegung entdecken, die darauf hingedeutet hätte, dass wir nicht allein in dieser Wildnis waren. Links von der Blockhütte reichte eine rechteckige Kiefernholzscheune zwanzig Meter tief in den Wald hinein. Vermutlich ein Lagerraum. Bei dem Gebäude rechts handelte es sich um ein dunkel gestrichenes Wohnhaus mit Garage. Die roten Vorhänge vor den

Fenstern waren zugezogen, und es wirkte geradezu klinisch sauber.

»Nicht gerade einladend«, meinte ich.

»Wir nehmen das Haus in der Mitte«, sagte Erin.

Als ich mich der Haustür näherte, fasste ich plötzlich wieder Mut. Nicht, dass ich neue Erkenntnisse gehabt hätte, aber das Schild an der Tür schien mir vertrauenerweckend.

»Strawberry Labs«, stand in kleinen, schwarzen, mit der Hand geschriebenen Lettern auf einer Holztafel, die mit Draht an der Tür befestigt war.

Eine Softwarefirma im Silicon Valley. Vielleicht war sie in finstere

Machenschaften verstrickt, vielleicht auch nicht. Hier würden wir jedenfalls nur die Techniker finden. Techniker verdienten ein solches Misstrauen nicht. So dachte ich, als ich an die Tür der Firma klopfte, die nach dem verstorbenen Hund meiner verstorbenen Freundin benannt war.

Keine Antwort. Ich klopfte erneut. Erin stieß die Tür auf. Wir standen in einem chaotischen Raum, der von einem runden Esstisch aus Eiche beherrscht wurde. Auf dem Tisch türmten sich Berge von Papier, die aussahen, als hätte jemand versucht, mit einem Laubsauger Ordnung zu schaffen.

Rechts von der Eingangstür führte eine Treppe nach oben, eine andere nach

unten – vermutlich zur Garage.

»Hallo«, rief ich, während ich mich der Treppe zum ersten Stock näherte.  
»Ist hier jemand?«

Keine Antwort. Ich sah mich nach Erin um, die vor der Treppe nach unten stand, und ging weiter. Die drei Türen im oberen Stock waren geschlossen. Mein Instinkt trieb mich zu der links vor mir. Oder war es der durchdringende Gestank?

Die Tür ließ sich mühelos öffnen. Zuerst sah ich die Computer. Dann erst fielen mir die Plexiglaskäfige auf, von denen je vier aufeinandergestapelt waren. Es mussten mindestens zwölf sein, vielleicht sogar bis zu zwanzig.

Jeder Käfig enthielt mindestens eine Ratte, manche fünf oder mehr.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich merkte, dass die Tiere tot waren. Sie sahen aus wie mitten in der Bewegung erstarrt. Als wäre ein Tierpräparator vorbeikommen und hätte sie bereits ausgestopft.

Das konnte nur durch ein hoch wirksames Gift verursacht sein. Meine Theorie bestätigte sich, als ich auf einem Tisch rechts von mir eine Handvoll Arzneimittelgläschen mit Strychnin entdeckte. Alle waren geöffnet, eines war umgekippt. Vorsichtig näherte ich mich einem Käfig mit fünf grauen Ratten, dem zweiten von unten in seinem Stapel. »A6-A10«, stand auf einem

handgeschriebenen Schild.

Mir wurde übel, und ich zog mir das Hemd über den Mund. Falls hier Krankheitserreger umherschwirrten, atmete ich besser nicht allzu tief ein – obwohl es dafür wahrscheinlich schon zu spät war.

Aber alles sprach dafür, dass hier keine Krankheit im Spiel war. Die Tiere waren am Hinterkopf rasiert worden. Jeder einzelne Käfig enthielt Nagetierleichen mit zwei kahlen Stellen am Schädel. Bis auf einen. Ein Funkeln stach mir ins Auge. Oben rechts. B4. Schwarzes Fell, allein in einem Käfig. Ein schmales Metallband, das von Schrauben an seinem Platz gehalten

wurde, schläng sich um den Kopf der Ratte. Daran waren zwei dünne schwarze Elektrokabel befestigt, die aus dem Käfig hinausführten. Bevor ich sie weiter verfolgen konnte, hörte ich ein Scharren.

Ich fuhr herum. Wieso hatte ich nicht in der Ecke nachgesehen?

Ein weiterer Käfig mit einer einzelnen Ratte. Ich ging auf den Plexiglaskasten zu. All atmete noch.

»Es wird alles gut, mein Kleiner«, sagte ich.

Hatte das Tier die Vergiftung überlebt, oder war es schlicht vergessen worden? Meine ärztlichen Kenntnisse bezogen sich nicht auf Ratten. Außerdem ging es hier nicht um die Rettung von

A11. Was war passiert? Folter? Ein Experiment? Beides?

Ich kehrte zu B4 zurück, der schwarzen Ratte mit dem Stirnband. Im Medizinstudium hatte ich mit Laborratten zu tun gehabt. Das hier sah sehr nach einem Versuch aus: jede Menge Käfige und Tiere, die Daten lieferten. Was für Daten? Und warum?

»Oh, mein Gott.«

Das war Erin. Als ich mich nach ihr umdrehte, schlug sie die Hände vor den Mund. In ihren Augen las ich Entsetzen, die plötzlicher Entschlossenheit wichen.

»Nathaniel«, sagte sie, »wir müssen hier raus.«

Ich sah sie an. Da ich nicht verstand,

warum sie es plötzlich so eilig hatte, drehte ich mich um und zerrte an der Käfigtür.

»Nat. Schnell!«, schrie sie. »Das Haus brennt!«

»Wir werden hier sterben!«

Da ich nichts sah und roch, was auf einen Brand hindeutete, ließ ich mich nicht beeindrucken. Plötzlich erschütterte ein tiefer Knall das Haus, auf den eine Druckwelle folgte. Irgendetwas im Inneren der Blockhütte war explodiert. Für einen Augenblick wackelte das Haus wie ein Wasserbett. Wir schwankten. Ich stürzte nach links. Der Käfig entglitt mir, und mein Knie schlug auf dem Boden auf.

Die Hitze hüllte uns ein. Giftige Dämpfe krochen die Treppe herauf.

»Im Keller«, sagte Erin. »Auf dem Boden neben dem Heizkessel hatte sich Benzin gesammelt.«

Sie zerrte erneut an meiner Schulter.

Der Keller. Es klang, als wäre das sehr weit weg. Eine ferne Galaxie zwei Stockwerke unter uns.

»Ich brauche noch einen Augenblick, bis ich weiß, was hier gespielt wird.«

»Nein, wir müssen weg.«

Ich verfolgte die Kabel am Kopf von B4, aber sie führten nirgendwohin, sondern lagen lose auf dem Boden hinter den Käfigen. Allerdings waren sie mit kleinen Etiketten versehen. Das eine Kabel war mit »Stim« bezeichnet, das andere mit »Welle«. Ich zog an der Tür

zu B4s Käfig, versuchte, den Käfig herauszuheben. Dabei stellte ich fest, dass alle Käfige miteinander verbunden waren. Ich brauchte Werkzeug.

»Verflixt noch mal.«

»Lass es sein«, brüllte Erin.

Ich antwortete nicht.

»Gib mir die Autoschlüssel.«

»Hilf mir suchen, Erin.«

»Ich verschwinde hier, und zwar sofort.«

Erin stand an einem Fenster, von dem aus man den Bereich vor dem Haus überblicken konnte. Sie wirkte fest entschlossen und ein wenig überheblich. Als sie meinem Blick begegnete, drehte sie sich um und starrte aus dem Fenster.

»Sieh doch!«

»Was?«

Sie zeigte auf etwas, das ich nicht sehen konnte.

»Nat!«

Aus dem Treppenaufgang schlug mir ein weiterer Schwall heißer Luft entgegen. Ich folgte Erins Blick. Vor dem Fenster züngelten Flammen auf wie ein Quell orangefarbenen Wassers.

»Ich weiß. Das Ding brennt wie Zunder. Ich brauche deine Hilfe, Erin.«

»Nein!«

Nein, nicht wie Zunder? Oder nein, sie wollte mir nicht helfen?

»Sieh doch! Da fährt ein Auto durch das Tor«, sagte sie. »Bitte komm jetzt. Wir müssen hier raus, und zwar sofort.«

Wenn du weiter Detektiv spielen willst,  
gib mir wenigstens die Schlüssel.«

Ich antwortete nicht. Ich konnte mich einfach nicht von dem Raum losreißen, wollte mich nicht schon wieder von den Ereignissen überrollen lassen. Die ganze Hilflosigkeit der vergangenen Tage schien in diesem einen Augenblick ihren Höhepunkt zu finden. Was war hier geschehen?

Erin deutete nach draußen. Eine einzelne Flamme leckte an der Oberkante des Fensters. Unter meinen Fußsohlen schwelte die Hitze. Ich trat ans Fenster, sah aber nichts. Vielleicht war das Auto außer Sicht. Vielleicht war es entkommen.

Brandstiftung.

Erin.

»Erin, hast du ...«, sagte ich. »Hast du ...?«

»Was?«, fragte sie. Hatte sie mich nicht gehört oder verstand sie mich nicht? Oder tat sie nur so?

Ich schüttelte den Kopf. Nein und nochmals Nein. Meine Gedanken waren wirr und vernebelt. Keine Zeit zum Überlegen. Keine Klarheit. Ich sah Erin an. Sie erwiderte meinen Blick und setzte sich in Bewegung. Obwohl sie rannte, sah es für mich aus wie in Zeitlupe.

Sie raste die Treppe hinunter.

Ich tat einen Schritt in ihre Richtung.

Dann drehte ich mich um und warf einen letzten Blick auf das Labor. Konnte ich mir irgendetwas einprägen? Irgendeinen Hinweis? Irgendwas, das ich später bezeugen konnte?

Ich ließ den Blick durch das Labor schweifen. Ratten, medizinische Geräte, Computer, alles verschwamm vor meinen Augen. Nichts stach heraus. Keine Spuren.

Dann fiel mein Blick auf A11, die letzte lebende Ratte. Ich riss die Käfigtür auf. Das Tier trippelte heraus. Ich schubste es auf den Boden, wo es drei Schritte lief, stehen blieb, schnupperte, zur Treppe rannte, eine Stufe hinunterrutschte, sofort wieder

hinaufkletterte und schließlich verzweifelt im Kreis lief. Jetzt erst fiel mir das verknitterte Stück Papier auf, das unter einer Ecke des Käfigs klemmte. Mit zwei Fingern griff ich danach. Es schien sich um technische Aufzeichnungen mit einer Mischung aus Text und Zahlen mit mehreren Kommastellen zu handeln. Darunter hatte jemand einen Namen gekritzelt, der mir bekannt vorkam: Vestige.

Nachdenklich mahlte ich mit den Kiefern, bis ich eine durchdringende Wärme spürte. Unter meinen Füßen.

Die Dielenbretter standen in Flammen. Das Holz glühte rot, aber das war nur der Vorbote dessen, was kommen würde.

Ich stopfte den Zettel in meine Hosentasche.

»Zeit zu verschwinden.«

Ich ging einen Schritt in Richtung Treppe, aber auch dort züngelten schon die Flammen. Schwarzer Qualm quoll aus der Öffnung. Zu gefährlich.

*Das Fenster.*

Links von mir entdeckte ich über einem Tisch mit einem Computermonitor ein zweites Fenster in der Seitenwand des Hauses. Ich sprintete hin und sah nach draußen. Auch an der Seitenwand leckten die Flammen, aber von einer geschlossenen Feuerwand konnte keine Rede sein. Das Feuer kam aus der Garage oder vielleicht sogar aus dem

## Erdgeschoss.

Ich schleuderte den Bildschirm durch die Scheibe. Kühle Luft drang herein. Ich kippte den Tisch um und stellte mich ans Fenster. Plötzlich erschütterte eine Explosion das Haus, und ich blickte in ein Feuermeer. Wenn ich springen würde, würde ich in einem Hexenkessel landen. Ich drehte mich nach der Treppe um. Aus dem Treppenaufgang quoll Rauch. Als ich dort angelangt war, schlugen mir die Flammen bereits entgegen.

Erst jetzt wurde mir klar, wie aussichtslos meine Lage war. Ich konnte nur die ersten acht Stufen bis zum

Treppenabsatz sehen. Das hieß, dass mich hinter der Ecke ein ungewisses Schicksal erwartete.

Ich sah mir meine Umgebung noch einmal an. Plötzlich fiel mir wieder ein, was man schon im Erste-Hilfe-Kurs lernt. Ich zerrte an dem kleinen grünblauen Läufer, der unter dem umgekippten Tisch gelegen hatte, schleifte ihn zur Treppe und legte ihn mir um die Schultern.

»Jetzt oder nie.«

Dann tat ich den ersten Schritt. Sobald ich um die Ecke bog, musste ich eine Entscheidung treffen. Wenn das Feuer nicht allzu schlimm war, würde ich zur

Haustür laufen, anderenfalls musste ich mich in den Läufer wickeln und die Treppe herunterrollen.

Ich sprach ein Stoßgebet. *Bitte lass mich leben, bis ich herausgefunden habe, was Annie zugeschlagen ist.*

Den Wollläufer wie ein Cape hinter mir herziehend, stieg ich eine Stufe nach der anderen hinunter. Rauch hüllte mich ein. Direkt bevor ich den Treppenabsatz erreichte, erschütterte eine Explosion das Haus. Ein Grollen, das tief aus seinem Inneren kam und einen Dominoeffekt auslöste. Die Hitze wurde unerträglich, und ein Feuerstrom schoss mir um die Ecke entgegen. Instinktiv ließ ich mich auf die Stufen fallen und rutschte auf dem Läufer abwärts.

Ich stemmte den Fuß gegen die Wand, schlug wild mit den Armen und griff nach dem hölzernen Treppengeländer. Es gelang mir, meine wilde Fahrt abzubremsen und schließlich ganz anzuhalten. Ich zog mich am Geländer hoch.

Als ich um die Ecke bog, standen das Erdgeschoss und die Treppe direkt unter mir in Flammen.

Acht Stufen trennten mich vom unteren Stockwerk.

Ich legte mir den Läufer um den Körper, ließ mich nach hinten fallen und wickelte mich ganz ein. Wie eine menschliche Enchilada im Wollmantel rollte ich die Treppe hinunter.

Vor mir zog ein Leben vorüber. Nicht mein eigenes, sondern das von Sonny Ellison. Für eine Nanosekunde dachte ich an den jungen Mann, der in die Notaufnahme eingeliefert worden war, als ich Student gewesen war. Er war in Sea Cliff mit seinem Civic fünfzehn Meter tief abgestürzt und auf die Felsen aufgeschlagen. Obwohl der Benzintank explodiert war, war Ellison mit dem Leben davongekommen. Ich hatte ihn nie vergessen. Es war erstaunlich, was der menschliche Körper ertragen konnte, wenn es ums Überleben ging. Dagegen waren die harten Treppenstufen, gegen die ich immer wieder prallte, gar nichts. Plötzlich hörte das Gepolter auf.

Ich war unten, aber die Hitze war unerträglich.

Als ich den Läufer von mir schleuderte, konnte ich nur hoffen, dass er die Flammen in meiner unmittelbaren Umgebung erstickte.

Ich hatte Glück. Der Läufer öffnete sich zur Tür hin. Ein roter Teppich der ganz besonderen Art.

Die Veranda war heiß, brannte aber noch nicht. Ich stolperte zwei Betonstufen hinunter und fiel auf den Kies vor dem Haus, das bald in Schutt und Asche liegen würde.

Erin stand aschfahl im Gesicht und mit Ruß bedeckt neben dem Auto.

»Was zum Teufel ist hier los, Erin?«

»Gott sei Dank! Ich dachte schon, du verbrennst da drin.«

Ich taumelte auf sie zu, wobei ich versuchte, ihren Gesichtsausdruck zu deuten. Ehrliche Sorge? Angst? Unverhohlene Manipulation?

Ich packte sie an den Schultern.

»Was soll das, Nat?«

»Du wolltest mich umbringen!«

»Du spinnst doch. Jetzt drehst du völlig durch.«

Sie löste sich aus meinem Griff. Immer wieder beteuerte sie, sie habe tatsächlich einen roten Sportwagen wegfahren sehen.

»Wir müssen los!«, sagte sie.

Benommen stieg ich ins Auto. Das Haus gab schmatzende, knackende Geräusche von sich. Eine Hitzewelle hüllte uns ein. Plötzlich waren die hämmерnden Kopfschmerzen wieder da. Erin nahm mir den Schlüssel aus der Hand und steckte ihn in die Zündung. Ich hinderte sie daran, den Motor anzulassen.

»Was ist mit Annie passiert?«, fragte ich mit einem letzten Blick auf die Anlage. Das Haus in der Mitte brannte nun lichterloh.

»Wovon redest du?«

»Was ist Vestige?«

Sie drehte den Schlüssel.

»Wir gehen besser zur Polizei«, sagte

ich.

Während ich den Berg hinunterraste, prüfte ich immer wieder, ob mein Handy ein Netz hatte. Nichts. Von einem roten Sportwagen war auch nichts zu sehen. Kurz vor Felton kamen wir an eine Kreuzung. Fünfzehn Kilometer nach Santa Cruz, stand auf einem der Wegweiser. Die Vergangenheit mag vorbei sein, aber man kann ihr zumindest einen Besuch abstatten. Zeit für eine Reise in die Erinnerung.

»Du magst Feuer«, sagte ich in eisigem Ton. »Siehst du es gern brennen?«

Das Labor mit den Ratten, das Café,

ein Pornostudio, Simon Andersons Haus.

»Wovon redest du?«, sagte Erin.

»Fangen wir am Anfang an.«

»Welchem Anfang?«

»Warum konntest du Simon Anderson nicht leiden? Den wahren Grund, bitte«, sagte ich.

Die ganze Zeit lang hatte es mich beschäftigt: der eisige Ton, in dem sie von ihm sprach, die Tatsache, dass sie weder bei seiner Beerdigung noch am Haus der Andersons ausgestiegen war, obwohl sie ihn doch gut gekannt hatte. Selbst wenn ihr Andersons Umgang mit Menschen nicht gefiel, passte das überhaupt nicht zu ihr.

»Keine Ahnung, was du meinst.«

»Sofort, Erin.«

Ich bog nach Santa Cruz ab.  
Schweigen.

»Woher wusstest du das?«, fragte sie schließlich.

*Erin zog die Knie an die Brust und starrte niedergeschlagen aus dem Fenster. Ihr Blick ging in weite Ferne.*

Ich war mir gar nicht sicher gewesen, dass sie log, aber Zweifel an ihrer Wahrheitsliebe hatten mich schon vor Wellers Warnung geplagt.

»Du hast den Mann gehasst, und bestimmt nicht nur, weil er gern mit dem Personal geflirtet hat«, sagte ich.

Erin drehte sich zu mir um.

»Die Schlammbäder im Napa Valley passten genau zu seinem Charakter.«

*Napa. Das Zentrum des*

nordkalifornischen Weinanbaus, drei Stunden nördlich von unserem aktuellen Standort. Vielleicht fing Erin ihre Geschichten gern in der Mitte an.

»Im Four Seasons wird der Schlamm auf einer Temperatur von zweiunddreißig Grad gehalten, damit die Mineralien gut in die Haut einziehen. Simon nannte es seinen ›Schlammpanzer‹«, sagte sie. »Im Reden war er immer groß, der verlogene Dreckskerl. Er hat mir erst nach drei Monaten erzählt, dass er verheiratet war.«

Sie hatte ihn kennengelernt, als sie in dem Café anfing. Er kam fast jeden Tag, trank einen Caramel-Latte, schrieb auf seinem Laptop und verfolgte auf einem

der Internet-Computer des Cafés die Aktienkurse. Jeder war sein Freund. Er war charmant und ließ diskret durchblicken, wie vermögend er war. Außerdem war er witzig und selbstsicher, und Erin hatte niemanden sonst.

Sie hielten ihre Affäre geheim. Er lud sie nie zu sich nach Hause ein. Ab und zu fuhren sie über das Wochenende ins Napa Valley, wo sie Wein tranken und Schlammbäder nahmen. Später fand sie heraus, dass seine Frau an diesen Wochenenden ihren autistischen Sohn in eine Spezialklinik an der University of California in Los Angeles brachte. Schließlich kam ihm seine Frau auf die

Schliche – zumindest behauptete er das –, und er erzählte Erin die Wahrheit. Im Laufe der Zeit fand sie heraus, dass das seine übliche Methode war.

»Er war durch und durch verdorben«, sagte sie.

Kurz danach lernte sie Andy kennen.

Die Beziehung zwischen ihnen war völlig anders als die mit Simon. Erin hatte noch nie eine solche Bindung erlebt.

»Er war der erste Mensch, der mir das Gefühl vermittelte, dass meine Art zu leben in Ordnung war. Als ich Michigan verließ, wusste ich, dass ich jemanden wie ihn finden würde.«

Sie hatten eine Affäre, aber sie war nicht von Dauer und verwandelte sich in eine tiefen, platonische Freundschaft.

»Vor sechs Monaten fing er an, sich zurückzuziehen«, sagte Erin.

Das fiel mit der Zeit zusammen, in der er sich mit Simon anfreundete. Beide sprachen gern über Bücher und die Schriftstellerei. Andy fing an, auf Simons Kinder aufzupassen. Er wünschte sich selbst eine Familie.

»Was hat das mit dir zu tun, Erin? Mir kannst du es ruhig erzählen«, sagte ich in die Pause hinein, die nun eintrat. »Warst du eifersüchtig?«

»Nein.«

»Andy war dein bester Freund. Dann

kam es zu Spannungen zwischen euch, und er starb. Verständlich, dass du Simon die Schuld gibst.«

»Du fantasierst.«

»Dann klär mich auf.«

»Du kannst das nicht verstehen«, sagte sie leise. »Simon war unglaublich grausam.«

»Hat er Andy getötet?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wieso hältst du es überhaupt für möglich?«

»Simon war ein Verführer und Manipulator. Er hat Andy das Gehirn gewaschen, bis er Depressionen bekam. Er fühlte sich zerrissen und allein.«

»Und deswegen hat er sich umgebracht.«

»Ich muss dieses Tagebuch sehen«, sagte sie.

Mein Handy klingelte. Es war Danny Weller. Der Empfang war so schlecht, dass ich nur jedes dritte Wort verstand.  
»Schalten ... Nachrichten ... Radio ... Nachrichten.« Ich sagte ihm, er solle mich zurückrufen, und bat Erin, einen Nachrichtensender zu suchen.

Wir kamen an eine unbefestigte Einfahrt zu einer Bucht in der Nähe des Piers von Santa Cruz. Von dort aus hatte eine ganze Flottille mit Tauchern nach Annies Leiche gesucht. »Nur Rettungsfahrzeuge« stand auf dem Schild. Ich fuhr in Richtung Strand.

Vielleicht wollte ich so tun, als hätte es die letzten vier Jahre nie gegeben. Vielleicht wollte ich mein Leben *vor* Annie zurückhaben. Zumindest aber mein Leben, bevor diese quälenden Kopfschmerzen einsetzten. Es mochte an der salzigen Meeresluft liegen, aber ich hatte das Gefühl, mein Gehirn wolle meinen Schädel sprengen. Die Footballspieler, die auf meinem Rücken *Schwanensee* getanzt hatten, hatten sich offenbar mit Steroiden voll gepumpt. Mein Auge zuckte, und ich hatte Krämpfe in den Beinen.

Erin fand einen Nachrichtensender.

»Bei den Ermittlungen zu dem Anschlag auf ein Café in San Francisco

in dieser Woche hat es einen Durchbruch gegeben.«

Ich trat auf die Bremse und legte meine Hand auf Erins, damit sie nicht den Sender wechselte. Die Straße mündete an dieser Stelle in den Strand. Dahinter erstreckte sich das strahlend blaue Meer.

»Das San Francisco Police Department teilt mit, dass in Verbindung mit dem Anschlag, der mindestens fünf Todesopfer gefordert hat, nach zwei Personen gefahndet wird. Es handelt sich um einen Bürger von San Francisco und eine Angestellte des Cafés. Bei beiden handelt es sich um Überlebende der Explosion. Die Polizei wollte sich nicht dazu äußern, ob es sich bei den

Betreffenden um Verdächtige handelt oder ob sie nur befragt werden sollen. Wir halten Sie über diese bemerkenswerte Entwicklung auf dem Laufenden.«

Zwei potenzielle Verdächtige. Zufällig saßen in meinem Auto ein Bürger von San Francisco und eine Angestellte des Cafés. Sie konnten nur uns meinen.

Ich wusste genau, dass ich das Café nicht in die Luft gesprengt hatte, aber ob das auch der Polizei klar war?

Ein unerträglicher Schmerz. Migräne! Ein Gefühl, als läge mein Gehirn frei und der Wind pfeife durch meinen

Schädel. Gerade noch rechtzeitig öffnete ich meine Tür. Dann übergab ich mich.

Als ich mich wieder erholt hatte, sah ich Erin an. Ihr Gesicht zeigte keinerlei Regung.

»Hast du?«

»Habe ich was?«, fragte sie zurück.  
»Was?«

Das Licht schmerzte. Ich kniff die Augen zu.

»Was war in Michigan, Erin? Was war mit dem Brand? Verdammt noch mal, du verschweigst mir doch was!«

Statt einer Antwort öffnete sie ihre Tür, stieg aus und ging davon.

»Erin!«

Aber ich konnte nicht mehr. Ich brachte es nicht fertig, ihr zu folgen.

Meine Übelkeit gewann die Oberhand.  
Ich lehnte mich erneut aus dem Auto und  
erbrach saure Galle.

Sekunden – oder vielleicht waren es Minuten – später hörte ich ein Geräusch. Im Rückspiegel sah ich Blaulicht. Ich drehte den Kopf, um mir meine Besucher anzusehen. Ein Polizeiwagen stand hinter mir und versperrte mir den Weg.

*Als der Beamte ausstieg und auf mich zukam, wischte ich mir erst einmal das Kinn ab. Dann überlegte ich, welche Möglichkeiten mir offen standen. Wenn ich den Radionachrichten glauben wollte, wurde ich in Verbindung mit einem Anschlag auf ein gemütliches kleines Café in San Francisco gesucht. Falls der Beamte davon wusste, würde er mich vermutlich verhaften. Das würde mir diesen wunderschönen Tag und möglicherweise auch die nächsten vierzig Jahre verderben.*

Also konnte ich entweder lügen oder

die Flucht ergreifen. Meine Chancen standen so oder so nicht gut.

»Alles in Ordnung, Sir?«

Sir.

»Die Zufahrt zum Strand ist für die Öffentlichkeit gesperrt«, sagte er, während er sich meiner Fahrertür näherte. »Eigentlich müsste ich fünfundachtzig Dollar Strafe von Ihnen kassieren, aber Sie sehen so aus, als hätten Sie keinen guten Tag.«

Zuerst fielen mir nur der imposante Schnurrbart und die Segelohren auf. Der Beamte war keine ein Meter siebzig groß, aber sein gezwirbelter Schnauzer hätte für einen Mann doppelter Größe ausgereicht. Unter seiner Mütze stachen auffällig runde Ohren hervor. Ich fragte

mich, ob er an Akromegalie litt, einer Krankheit, bei der sich die Gesichtszüge verändern und im Laufe der Zeit immer markanter werden.

»Der Strand wirkt von der Straße aus sehr einladend«, sagte er. »Aber bei Flut wird es hier ganz schön ungemütlich, das kann ich Ihnen sagen.«

Ich versprach, umgehend das Feld zu räumen, aber Polizist Segelohr wollte unbedingt reden. Ein wunderschöner Tag sei es, meinte er. Und diese unvergleichliche Aussicht! Für ihn sei die Hektik in San Francisco nichts. Seine Vorstellung von Glück sei eine kühle Limonade auf der Veranda.

Ich kämpfte meine Übelkeit nieder.

Auf seine Gutmütigkeit vertrauend, erzählte ich ihm, dass ich vier Jahre zuvor bei einem Bootsunfall eine Freundin verloren hatte und mehr darüber in Erfahrung bringen wollte. Ob es möglich sei, Einsicht in den Polizeibericht zu erhalten? Er sagte, laut Freedom of Information Act könne ich jederzeit einen entsprechenden Antrag stellen. Das werde allerdings einige Monate dauern. Ansonsten könne ich versuchen, direkt mit dem Beamten zu sprechen, der damals die Ermittlungen geleitet hatte. Falls ich bei der Polizei von Santa Cruz nachfragen wolle, könne ich mich getrost auf ihn berufen.

Zunächst aber legte ich am Straßenrand einen weiteren Zwischenstopp ein, schaltete Andy Goldsteins Laptop ein und rief sein Tagebuch auf. Er hatte zahlreiche Seiten mit offenkundig harmlosen Einträgen im Telegrammstil gefüllt. Sie schienen sich über mehrere Jahre hinzuziehen, wobei immer nur Tag und Uhrzeit angegeben waren, nie das volle Datum.

*Donnerstag, 10:10. Kunstfilm mit E. (zum Flirten aufgelegt). Reicht moralische Zweideutigkeit als Definition für einen Kunstfilm aus? Wieder Ärger mit D-Wad. Ist nur Fachschaftsleiter, weil kein anderer den Job will. Wem Gott ein Amt gibt,*

*gibt er nicht immer auch Verstand.*

*Sonntag, Mitternacht oder so.  
Schnupfen. Hasse Medikamente.  
Unterkriegen lasse ich mich aber nicht.  
Recherche im Sunshine erledigt, eine  
Stunde im Auto gepennt, Bowling mit S.  
(2. Spiel = 210).*

Ich übersprang die meisten Einträge bis zum Ende, wo mir ein Wort in Großbuchstaben auffiel.

*Abendliches Picknick mit Zauberer im  
Auto in den Headlands. Blick auf  
Golden Gate Bridge. WOW!*

Eine Woche später:

*Freitagabend in San Anselmo.  
Einladung vom Zauberer!  
Hummer und Riesenportion*

*Schokosoufflé gegessen. Eins führte zum anderen. Soll das ein Witz sein?, frage ich euch. Nein und nochmals nein. Um acht aufgewacht, aber erst um zwei aufgestanden.*

Dann:

*Habe mir bei Amoeba den neuen J. Mayer gekauft und für Zauberer kopiert. Hat zwar gemeckert, sich aber trotzdem gefreut (cool!). Im Fitness-Studio mit Gutschein kostenlos trainiert. Erst mit E. zum Essen verabredet, dann abgesagt. Termine, Termine*

Ich suchte weiter vorn im Dokument

nach der ersten Erwähnung des Zauberers. Der Eintrag lautete:

*Mittwoch: Morgens Bücher gekauft. Nachmittags im Shine. Jugendbuchautor kennengelernt. Hat meine Zusammenfassung gelesen, findet, ich verwende zu viele Adjektive. Versteht echt was von Grammatik und sieht auch noch klasse aus. Zaubert mit Worten.*

Ich überlegte, ob E. für Erin stand. War Simon Anderson der Zauberer? Zumindest war er Schriftsteller gewesen. War zwischen Andy und dem Zauberer etwas vorgefallen, das mir entging?

Der Computer piepste: Der Akku war

fast leer.

Ich blätterte zum Ende des Tagebuchs. Die Einträge schienen Erins Schilderung zu bestätigen. Die Worte in Großbuchstaben häuften sich.

*Zauberer auch krank. Kopfschmerzen.  
Ist total sauer deswegen. Oder hat das  
was mit einer neuen Flamme zu tun?  
Wer ist Tara? Egal, egal, EGAL.*

Der Computer piepste erneut. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Noch blieb mir Zeit, die Polizei in Santa Cruz aufzusuchen. Andys Privatleben musste warten.

Mir drehte sich der Kopf. Zittern und Übelkeit wollten einfach nicht aufhören. Außer meiner Erschöpfung fiel mir kein

Grund dafür ein. Einen Anwalt, der sich im Prozess selbst vertritt, hält jeder für einen Idioten, aber für Mediziner gilt das Sprichwort: »Arzt, hilf dir selbst!« Wieso wird da mit zweierlei Maß gemessen?

Die Rezeptionistin bei der Polizei von Santa Cruz war offenbar durstig gewesen. Jedenfalls zählte ich fünf leere Cola-light-Dosen auf ihrem Schreibtisch. Vielleicht hatte ich ihre Aufmerksamkeit dem Koffeinkonsum zu verdanken. Oder ich sah so mitgenommen aus, wie ich mich fühlte, und sie hatte Mitleid mit mir. Oder aber es war der Einfluss von Polizist

Segelohr, der kurz nach meiner Ankunft vorbeikam und mich begrüßte.

»Behandeln Sie den Mann gut«, sagte er mit einem Lächeln zu der Rezeptionistin, die sich mein Anliegen geduldig anhörte, aber ohne Aktenzeichen nicht herausfinden konnte, welcher Beamte in dem Fall ermittelt hatte. Ich nannte ihr das genaue Datum. Sie klickte fünf Minuten in der Datenbank herum und meinte dann, die Suche werde einige Zeit in Anspruch nehmen. Sie werde mich anrufen, falls sie etwas fand. Ich gab ihr meine Handynummer.

Ich machte mich auf den Rückweg nach

San Francisco. Von unterwegs rief ich Danny Weller an. Betont professionell teilte er mir mit, die Polizei wolle mich befragen. Er könne mich gern zur Polizeistation begleiten. Ich sagte, ich würde es mir überlegen. Dann ließ er die Bombe hochgehen: Die Polizei wisse, dass ich mit Erin zusammen gewesen sei, und das sei problematisch.

»In ihrer Wohnung wurden Rückstände von Sprengstoff gefunden.«

»Jemand hat versucht, ihre Wohnung in die Luft zu sprengen?«

»Jemand hat ihre Wohnung benutzt, um Sprengstoff herzustellen.«

Wenige Minuten und ein paar Kilometer

später klingelte mein Telefon.

»Wo bist du?«, fragte Erin. »Du willst mich doch nicht wirklich hier sitzen lassen, oder?«

»Du musst dich stellen.«

»Ich habe das Café nicht in die Luft gejagt, das schwöre ich dir, Nathaniel. Bitte, ich flehe dich an. Du musst mir glauben.«

»In deiner Wohnung wurde Sprengstoff gefunden.«

»Nein.« Sie weinte.

»Für wen arbeitest du? Wer sind deine Komplizen?«

»Bitte komm mich holen«, schluchzte sie. »Ich kann alles erklären.«

*Zuerst rief ich Samantha an und bat sie, mich gemeinsam mit Bullseye in neunzig Minuten in ihrer Akupunkturpraxis in Daly City zu treffen. Ich brauchte Hilfe, und das sagte ich ihr auch.*

Dann fuhr ich zum Busbahnhof von Santa Cruz, wo Erin auf mich warten wollte. Tatsächlich stand sie vor dem Gebäude und sah aus, als hätte sie nichts zu verlieren. Ich ließ sie die Jacke ausziehen und durchsuchte sie, wie ich es bei der Sicherheitskontrolle am Flughafen gesehen hatte, bevor ich sie

einstiegen ließ.

»Fang an zu reden.«

»Was willst du von mir?«

»Lebt Annie noch?«

»Ich schwöre dir, ich habe keine Ahnung. Ich habe Annie noch nie gesehen und weiß überhaupt nichts von ihr. Du drehst allmählich durch, Nathaniel.«

»Romp Studios.«

Für einen Augenblick herrschte Schweigen.

»Woher weißt du davon?«, fragte sie scharf.

Ich griff in meine Brieftasche und zog den Polizeibericht heraus, den Danny Weller mir gegeben hatte.

Jetzt weinte sie wieder, fing aber

endlich an zu reden. »Das dritte Jahr meiner Ehe war unerträglich«, begann sie ihre Geschichte. Das lag weniger daran, dass ihr Ehemann sie schlug, was nicht allzu oft vorkam. Am schlimmsten war die Aussicht, ihr restliches Leben mit ihm verbringen zu müssen. Sie kam sich vor wie im Fegefeuer. Er wollte Kinder, aber sie nahm heimlich die Pille.

»Es sollte keine nächste Generation geben«, sagte sie.

Sie brach den Kontakt zu ihrer Mutter und den Freundinnen ab, die sie hätten kritisieren können. Stattdessen ging sie ganz in ihrer Kirchengemeinde auf, wo sie sich mit zwei Frauen anfreundete.

Eine davon war eine Mutter von fünf Kindern, die sich nach außen hin zuckersüß gab, auch wenn sie in Wirklichkeit Gift und Galle spuckte. Für diese Frau war der Zerfall der Familie die Ursache allen Übels.

»Keine Ahnung, warum ich mich ihr anvertraute. Ich erzählte ihr alles, von der Pille bis zu meinen Eheproblemen. Vielleicht wollte ich, dass sie mir Absolution erteilte. Oder ich wollte erwischt werden.«

Die Frau rekrutierte Erin für ihren Kreuzzug. Sie sollte sich zu nächtlicher Stunde in ein kleines Gewerbegebiet am Rande der Stadt schleichen, wo sich in einem Hintergebäude das Büro von Romp Studios befand.

Erst bat sie, dann drohte sie damit, Erins Ehemann zu verraten, dass Erin die Pille nahm.

»Du wurdest also gezwungen?«

»Eigentlich nicht. Ich habe wie von Sinnen einen Benzinkanister über die ganze Chose geleert und mir dabei eingeredet, die Macher dieser Sexfilme seien genau wie mein Ehemann.«

Als sie erwischt wurde, ließ sie sich auf einen Handel ein und sagte als Kronzeugin aus.

»Dafür hasste ich mich noch mehr«, sagte sie. »Ich ließ mich von allen manipulieren. Als Mensch existierte ich gar nicht mehr.«

Mein Bauch sagte mir, dass das die

Wahrheit war. Entlastet wurde sie dadurch nicht: Sie konnte offenbar extrem gewalttätig werden. Vielleicht hatte ein Vorfall im Café einen Ausbruch provoziert.

»Erzähl mir von Simon und Andy.«

»Hilfst du mir dann?«

»Du hast dir das alles selbst zuzuschreiben, Erin.«

»Ich habe nichts getan. Die Polizei sucht nach mir. Aravelo ruft mich jeden Tag an, aber ich bin unschuldig, das schwöre ich dir.«

Aravelo war also hinter ihr her. Natürlich. Mich interessierte nur, warum.

»Hatte Simon eine Affäre mit Andy?«

Erin nickte. Ich war nicht besonders

erstaunt.

Zuerst hatte Andy auf die Kinder der Andersons aufgepasst. Weil beide Schriftsteller waren, dachte sie zuerst. Sie wollte nicht glauben, dass sich Andy zu Simon hingezogen fühlte. Immerhin war Andy ein guter Freund von ihr, und von Simon hielt sie überhaupt nichts. Dann dämmerte ihr allmählich, dass Andy vermutlich schwul war. Das erklärte auch, warum ihre Liebesbeziehung zu ihm nicht von Dauer gewesen war. Schließlich vertraute er sich ihr an. Simon war nicht sein erster Mann. Das Risiko schien überschaubar: Simon war verheiratet und nur auf Eroberung aus. Trotzdem fühlte sich

Andy verletzt, als Simon ihn sang- und klanglos abservierte. Erin fühlte mit ihm.

»Und dann wurde er reizbar und gemein. Ständig war er müde«, sagte Erin.

»Litt Simon auch unter Kopfschmerzen? Verhielt er sich seltsam?« Sie zuckte die Achseln. »Kann schon sein. Andy sagte, er hätte irgendwie Probleme, aber ich weiß nichts darüber.«

»Gab es im Café jemanden namens Tara?«

»Nein. Wer soll das sein?«

»Es ist wichtig.«

»Simon hat überall herumgeschlafen. Von Tara habe ich nie gehört.«

Sie schien tatsächlich nichts über die

Frau zu wissen, die Andy in seinem Tagebuch erwähnt hatte.

»Du erzählst mir nicht alles.«

»Was willst du von mir?«, fragte sie.

»Andy war mein bester Freund, und auf einmal war alles anders. Er war wie ein Fremder.«

»Und du hast Simon die Schuld daran gegeben?«

»Wie willst du das sonst erklären? Wie kann sich der beste Freund plötzlich gegen einen wenden? Er war der erste und einzige Mensch, der wirklich verstand, was ich mit meinem Leben vorhatte. Bei ihm durfte ich schwach sein. Er setzte mich nicht unter Druck, er nutzte mich nicht aus. Dann wurde er

krank. Er war verzweifelt und schließlich ... hat er sich umgebracht.«

»Deswegen hast du es getan.«

»Nein.«

»Du hast die Brände gelegt.«

»Nein, Nathaniel.«

»Gib es zu, Erin.«

»Hör auf! Hör endlich auf!«, sagte sie.

»Du benimmst dich wie Andy.«

Als mein Handy klingelte, drehte ich fast durch. Es war die Rezeptionistin von der Polizei in Santa Cruz. Sie hatte den Namen des Beamten herausgefunden, der Annies Tod untersucht hatte. Als ich den Namen hörte, wusste ich plötzlich, dass ich niemandem trauen konnte.

*Mit sieben war ich schon einmal ins Delirium gefallen und fast gestorben. Meine Bettwäsche mit den roten Feuerwehrautos war völlig durchgeschwitzt gewesen, und meine Temperatur war auf über vierzig Grad geklettert. Mir war so elend, dass ich nicht mehr die Kraft hatte, um Hilfe zu rufen. Zum Glück sah meine Mutter nach mir. Sie rief den Arzt an, der ihr riet, mich in eine mit Eiswürfeln gefüllte Badewanne zu setzen.*

Ich weiß noch, wie ich in der Badewanne saß und sie ansah. In diesem

Augenblick wusste ich, dass sie mich wirklich liebte.

Da die akuten Symptome, die mich seit Santa Cruz plagten, nicht nachlassen wollten, setzte ich Erin hinter das Lenkrad und kritzerte eine Wegbeschreibung zum Daly City Studio auf ein Blatt Papier. Dann legte ich mich auf den Rücksitz, wobei mir ein Paar Gymnastikshorts als Kissen dienten. Mein ganzer Körper schien nur noch aus überreizten Nerven zu bestehen. Ich fühlte jedes Schlagloch, jedes Steinchen schien sich direkt in meine Haut zu bohren. Die vorbeifahrenden Autos verwandelten sich in meinem Fiebertraum in Wahngestalten.

Annie saß am Kai und ließ die Beine

über dem Wasser baumeln. Dabei hielt sie eine Maus am Schwanz gepackt. Unter der Oberfläche tauchte eine dunkle Gestalt auf, die platschend auftauchte und nach der Maus schnappte. Das war ich.

»Nein!«, schrie ich.

Ich spürte eine Hand auf meinem Gesicht. »Es ist die Leber«, sagte eine Stimme.

Ich öffnete die Augen. Samantha berührte meine Wange, während sie mit der anderen Hand meinen Körper abtastete. Wie ein Arzt, der ein Kind auf Blinddarmentzündung untersucht.

»Komm, Schätzchen. Wir kriegen dich schon wieder hin.«

Ich versuchte zu protestieren. Wir mussten weg. Uns blieb keine Zeit für Akupunktur oder irgendeine andere Behandlung. Während ich im Delirium lag, hatte mein Unterbewusstsein fieberhaft gearbeitet. Zusammenhänge, die ich mir nicht hätte träumen lassen, hatten sich herauskristallisiert. Mit wackligen Beinen ging ich zum Kofferraum und holte den Laptop heraus.

»Mir geht es gut«, sagte ich.

Erin trat einen Schritt auf mich zu. Samantha folgte ihrem Beispiel. Ich sah meine Gefährten an. Samantha, die Verkörperung von Getreidegrütze und Tofu. Bullseye, ein menschlicher Rechenschieber mit Ecken und Kanten.

Erin ... eine faszinierende Mischung aus Würde und Verletzlichkeit. Ja, das war sie.

Ich stolperte. Erin trat rasch vor und streckte ihre Hände nach mir aus. Ich nahm sie. Was war mit mir los?

»Es tut mir leid, dass ich an dir gezweifelt habe«, sagte ich.

Sie drückte meine Hände.

Ein krampfartiger Schmerz zerriss mir den Schädel. Dann brach ich zusammen.

*Samanthas Alchemie widersprach allem, was ich als junger Mensch gelernt hatte. Mein ganzes Medizinstudium wurde dadurch infrage gestellt. Selbstverständlich lernen auch Medizinstudenten den Respekt vor dem Unerwarteten, dem Göttlichen, dem Absurden. Deswegen gehört auch der Satz: »Ausschließen kann ich es nicht«, zum Standardrepertoire jedes Arztes.*

*Herr Doktor, kann es bei dieser Operation zu Komplikationen kommen?*

*Das bezweifle ich, aber ausschließen kann ich es nicht.*

*Herr Doktor, kann mich eine spirituelle Heilerin, die ihre Kenntnisse im Selbststudium erworben hat und nach Kräuterdeo stinkt, vor dem Zusammenbruch retten, indem sie mir Nadeln in den Rücken stößt?*

*Das bezweifle ich, aber ausschließen kann ich es nicht.*

Ich lag auf einer Akupunkturliege in Samanthas Praxis.

Die Wände waren braun gestrichen. Eine Lampe mit einem weißen Japan-Schirm tauchte den Raum in weiches Licht, und auf einem niedrigen Tisch an der Tür standen ein Räucherstäbchenhalter und ein CD-Player.

Sie betätigte die Play-Taste. Ätherische Flötenklänge und ein fernes Windgeräusch schwebten durch die Luft. Ich erinnerte mich vage, dass Bullseye mich bis zur Liege getragen hatte.

Ich hob protestierend die Handflächen.

»Ich muss weg, Sam«, sagte ich. »Mir bleibt keine Zeit.«

Mein Instinkt sagte mir, dass ich schnell handeln musste, aber ich wusste nicht mehr, warum. Der Nebel in meinem Gehirn hatte alles verschluckt. Es hatte etwas mit dem Laptop zu tun und dem Café. Wurden Erin und ich nicht wegen mehrfachen Mordes gesucht, obwohl wir völlig unschuldig waren?

Korrupte Polizisten waren in die Sache verwickelt, und ich wurde den nagenden Verdacht nicht los, dass Annie nicht durch einen Unfall ums Leben gekommen war. Die Welle der Gewalt um mich herum ließ nur einen Schluss zu: Sie war Opfer eines Komplotts geworden, das auch mich zur Strecke bringen sollte. Leider hatte ich keine Ahnung, was gespielt wurde, und mein Kopf schmerzte viel zu sehr, um darüber nachzudenken.

Sie legte mir die Hand in den Nacken und ließ sie dort über eine Minute lang ruhen. Die Spannung löste sich, und meine Willenskraft schmolz dahin.

»Fangen wir an«, sagte sie.

Meine nackte Brust unter den

blütenweißen Laken fühlte sich kühl an. Allmählich drang die Musik in mein Bewusstsein. Ich erinnerte mich an all die früheren Sitzungen, bei denen mir Samanths Hexerei geholfen hatte. Die ersten Nadelstiche spürte ich immer. Sie weckten meine Skepsis – bis ich mich mehr und mehr auf die Musik konzentrierte. Die Töne trugen mich davon. Ich schwamm auf ihnen, stellte sie mir als Lebewesen, als Tiere vor, als bunte Elefanten, Schimpansen und fliegende Fische.

Am Ende musste ich jedes Mal lachen, und wenn der Stress noch so groß war. Samantha nannte das den Beweis dafür, dass ich losgelassen

hatte, dass sich meine Eingeweide vom Gift gereinigt hatten. Danach fühlten sich Augen, Nase, Hals, Luft- und Speiseröhre an wie befreit.

*Kann mich die Hexe retten?*

*Ausschließen kann ich es nicht.*

Samantha setzte die ersten Nadeln. Ich fühlte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich. Es war schmerzhafter, als ich in Erinnerung hatte – weiße Glut, die sich in meine straff gespannte äußere Hülle bohrte.

Ich musste an die Käfige denken, an die gefangenen Ratten, die auf ihrem gewaltigen Scheiterhaufen verbrannten. Samantha stach mir eine Nadel in den Ellbogen. Fast wäre ich von der Liege gesprungen.

Wieder legte sie mir die Hand in den Nacken. Ihre schmalen, rauen Finger fanden den Druckpunkt. Allmählich wurde ich ruhiger. Sie ließ die Hand dort liegen und setzte eine Nadel in meiner Kniebeuge.

Die Musik floss dahin wie Sirup. Meine Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln, als ich mich ganz der Hexe überließ.

»Ich lasse dich jetzt eine Weile schmoren.«

Ich hörte Samanths Worte kaum. Das sollte heißen, dass sie alle Nadeln gesetzt hatte. Die Stifte waren durch dünne Kabel mit einem Stromgerät verbunden, das einen Teil der Nadeln in

Schwingung versetzte und andere erwärmte. Verrückt, aber ich vertraute der Hexe. Ich hörte, wie sie den Raum verließ.

Als sie ging, glitt ich in einen von harmonischen Klängen erfüllten Tunnel. Töne schwebten an mir vorüber, und am Horizont sah ich seltsame Lebewesen. Die Zeit verstrich. Sekunden. Minuten. Ein Jahrtausend.

Schließlich öffnete sich die Tür. Offenbar war ich gargekocht. Ich lächelte träge, ohne die Augen zu öffnen. Samantha würde mich wecken, wenn es an der Zeit war. Ich spürte eine Hand im Nacken. Ihr Griff war fester als sonst.

»Wo ist der Laptop?«, fragte eine Männerstimme.

Samantha?

Ich versuchte, den Kopf zu heben. Erst langsam, weil ich immer noch benommen war, dann ruckartig. Weit kam ich nicht. Die Hand in meinem Nacken hielt mich auf der Liege fest.

Ein unerträglicher Schmerz schoss durch meinen Körper.

Jemand hatte mir eine Akupunkturnadel in den Rücken gejagt.

»Die Zeit wird knapp«, sagte der Mann geradezu sanft. »Wo ist der Laptop?«

Andys Laptop, dachte ich. Hatte ich den nicht Bullseye gegeben?

Er stieß die Nadel tiefer. Ich schrie.

*Plötzlich ließ der* Schmerz nach. Der Mann zog mir die Nadel aus dem Rücken. Erbarmen. Die grausamste Form von Schmerz.

Jemand drückte meinen Nacken auf die Liege, während eine andere Person meine Füße festhielt.

»Wo ist Goldsteins Laptop?«, fragte der Mann, der mich am Nacken gepackt hielt.

Er setzte mir eine Nadel an den Hals. Ich spürte, wie sie die Haut durchbrach, und stellte mir für einen Augenblick vor, wie sich die Zellen teilten. Der Druck

war nicht stark, gerade fest genug, um mich den verzweifelten Widerstand meines Muskels spüren zu lassen.

»Was ist mit Annie passiert?«, keuchte ich.

Der Druck nahm langsam, aber beständig zu. Ein weißer Blitz zuckte vor meinen Augen, aber ich wusste, dass das erst der Anfang war. Irgendwann würde es ein großes Blutgefäß und schließlich meine Wirbelsäule treffen. Rechts von mir konnte ich ein blaues Hosenbein erkennen. Ich griff danach und zerrte ein wenig daran. Ein schwacher Versuch. Der Mann stocherte mit der Nadel in meinem Körper herum. Ich ließ los, und das Bein verschwand aus meiner Reichweite.

»Das erzählen wir Ihnen, wenn wir wissen, wo der Computer ist«, sagte die Person, die meine Füße hielt.

Die Stimme kannte ich! Im selben Moment fiel mir bei dem Mann, der meinen Kopf nach unten drückte, ein roter Ausschlag in der Ellenbogengegend auf. Schuppenflechte. Das passte zu dem, was ich von der Polizei in Santa Cruz erfahren hatte.

Die beiden waren Partner. Der hünenhafte Velarde hatte Annies Tod untersucht. Jetzt bohrte er mir Nadeln in den Hals, während Danny Weller meine Füße wie in einem Schraubstock hielt.

Zu meiner Überraschung zeigte Samanthas Behandlung tatsächlich Wirkung. Seit Tagen war mein Kopf nicht mehr so klar gewesen.

»Da wird einem ja schlecht«, sagte Velarde. Er ließ mich los, holte ein Paar Handschellen heraus und fesselte meinen rechten Arm an die Liege.

»Was soll denn das?«, fragte Weller.

»Von diesem New-Age-Gedudel kriege ich Kopfschmerzen.«

Velarde schaltete den CD-Player aus und stellte einen Pop-Rock-Radiosender ein. Ich sollte zu den jubilierenden Klängen von Céline Dion gefoltert werden.

»Das hier ist für Timmy Aravelo«,

sagte Officer Velarde, der es mir offenbar verübelte, dass ich den gewalttätigen Cop ins Gefängnis gebracht hatte. Er fing an, eine Nadel an meiner rechten Schulter zu drehen, die er mir offenbar direkt in den Muskel jagen wollte.

»Hör auf, Ed«, sagte Weller. »Aravelo war eine Landplage, genau wie sein Bruder.«

»Solidarität unter Berufskollegen«, erwiderte Velarde. »Vergiss nicht, dass die Polizei unser Brötchengeber ist.«

Whitney Houston sang *The Greatest Love of All*, und Velarde summte mit, während er sich anschickte, mir eine Nadel in den Hals zu stoßen. Ich wand mich bereits bei dem Gedanken an die

Qualen, die mir bevorstanden, vor Schmerz. Samantha hatte am ganzen Körper verteilt mindestens ein Dutzend Nadeln gesetzt, die er mir in den Lendenwirbelbereich, den Ellbogen oder die Kniekehle jagen konnte. Mir wurde schwindelig, und ich fürchtete, das Bewusstsein zu verlieren.

»Ich würde Ihnen raten, mir alles zu erzählen«, sagte er. »Ansonsten werfen wir Sie zu Ihrer Freundin in den Pazifik. Da können Sie von mir aus bis in alle Ewigkeit planschen.«

Ich brachte keine Antwort heraus.

»Das kriegen wir schon hin, Edward«, meinte Weller beruhigend. Er lockerte seinen Griff um meine Füße,

hielt sie aber fest genug, um mich am Aufstehen zu hindern.

»Hören Sie, Idle, ich habe mir mit Ihnen wirklich Mühe gegeben. Aber wenn Sie nicht kooperieren wollen ... Diese Leute sind nicht gerade für ihre Geduld bekannt.«

Weller, der gute Cop.

»Uns läuft schlicht und einfach die Zeit davon. Außerdem haben Sie sich mit Ihrer Schnüffelei ziemlich unbeliebt gemacht.«

»Weller, was wollen die von mir? Was will Glenn Kindle? Erfüllen Sie einem Sterbenden seinen letzten Wunsch, und sagen Sie es mir!«

Er ging nicht darauf ein.

»Wenn Sie uns helfen, den Laptop von

dieser Schwuchtel zu finden, können wir alle unserer Wege gehen.«

»In Ordnung«, sagte ich. »Aber erst mal muss ich zu Atem kommen.«

Sein Griff lockerte sich. Gab es irgendeine Möglichkeit zu fliehen?

»Das Verfahren gegen Aravelo wurde gar nicht wieder aufgenommen«, sagte ich. »Das haben Sie erfunden.«

Ich spürte, wie er mein Bein mit Handschellen an der Liege befestigte.

»Stimmt. Irgendwie musste ich ein Vertrauensverhältnis herstellen.«

»Ich verstehe ja, dass Sie Informationen brauchen. Aber diese Aktion hier passt doch gar nicht zu Ihnen«, gab ich zu bedenken.

Weller ließ mein rechtes Bein los. Ich zerrte daran. Tatsächlich gelang es mir, es fünf Zentimeter weit anzuheben, bevor mir das Metall ins Bein schnitt.

»Das ist Zeitverschwendung«, entschied Weller. »Nimm ihn dir vor.«

»Was hat sie sich bloß dabei gedacht?«, fragte Velarde, als Whitney Houston beim letzten Refrain dramatisch die Tonart wechselte. »Wie konnte sie einen Versager wie diesen Bobby Brown heiraten?«

Ich appellierte noch einmal an Wellers besseres Ich. »Sie sind doch ein mitfühlender Mensch, Sergeant. Was würde Ihr Vater jetzt von Ihnen denken?«

Er hatte stundenlang von seinem kranken Vater erzählt. Das tat ein Folterknecht nicht – oder doch?

»Er wird sich freuen, eine neue Leber zu bekommen.« Wellers Stimme war ganz ruhig. »Meine Entscheidung steht fest.«

»Jetzt reicht's«, mischte sich Velarde ein. »Ich gebe Ihnen noch eine Chance. Dann erlöse ich Sie von Ihrem Elend. Wie die Kellnerin.«

»Erin?«

»Sie können froh sein, dass Sie die los sind«, sagte Velarde ohne jedes Zögern. »In ihrer Wohnung wurde ziemlich übles Zeug gefunden.«

»Was ist das für ein Blödsinn? Das

haben *Sie* doch dort versteckt!«

»Sie haben's immer noch nicht kapiert!«

»Wovon reden Sie?«

Ich kämpfte verzweifelt gegen meine Fesseln. Velarde stieß einen Indianerschrei aus, und mir wurde plötzlich klar, dass die Geschichte mit Erin reiner Psychoterror war. Dann kam der Schmerz. Ich spürte, wie er mit dem Daumen gegen die Nadel drückte, und ließ einen Versuchsballon steigen.

»Moment! Macht Ihnen das mehr Spaß, als Laborratten umzubringen?«

»Maul halten, Sherlock.«

»*Sie* haben das Labor niedergebrannt, um jeden Hinweis auf dieses irre neurologische Experiment zu

vernichten.« Ich stocherte im Nebel. »Sie haben die armen Tiere getötet und das Haus angezündet. Sie sind ja völlig durchgeknallt!«

Falls ich noch Zweifel daran gehabt hatte, dass es um mich geschehen war, wurden diese schnell beseitigt.

»Interessante Theorie«, sagte er, während sich die Nadel tiefer in meinen Arm bohrte. »Stimmt, ich bin wirklich total durchgeknallt. Also, wo ist der Laptop?«

Mit dem Schlimmsten rechnend, krallte ich mich seitlich an der Liege fest. Meine Gedanken schweiften ab. Wollte ich ein Held werden? Ich überlegte. Konnte ich mich irgendwie

retten oder sollte ich den Draufgänger spielen? Ich konnte den beiden natürlich erzählen, dass ich den Laptop Bullseye gegeben hatte. Dann würden sie sich den armen Kerl vornehmen, bis er ihnen verriet, wo das Ding versteckt war. Und wenn sie hatten, was sie wollten, würden sie uns alle beide erledigen.

Andererseits konnte ich mich widerspenstig zeigen oder den Stummen spielen. Damit würde ich vermutlich Bullseye und hoffentlich auch Samantha retten. Außerdem war es vielleicht meine letzte Chance, mich als Held zu erweisen.

Aus dem Radio drang die Stimme von Norah Jones. Nun schaltete sich auch Weller ein und bohrte mir sanft eine

Nadel in die Wade.

»Sergeant, ein halbes Dutzend Leute wissen, dass ich Kontakt zu Ihnen hatte«, warnte ich. »Wenn ich verschwinde, stehen Sie auf der Liste der Verdächtigen ganz oben.«

Velardes Griff an meinen Hals wurde so fest, dass ich nach Atem rang.

»Leere Drohungen.« Weller klang müde und resigniert.

»Bitte.«

»Ihre letzte Chance.«

Es war hoffnungslos.

»Ich kann nicht«, sagte ich so mutig, wie ich konnte.

Der Druck an meinem Hals ließ nach. Velarde beugte sich zu mir. »Ich habe

Sie gewarnt.«

Ich krallte mich wieder an der Liege fest. Diesmal wurde ich nicht enttäuscht. Velarde fasste die Nadel, die in meinem Hals steckte, und jagte sie mir mit voller Kraft in den Körper. Merkwürdig unbeteiligt fragte ich mich, ob er wohl die Wirbelsäule erwischt hatte. Dann fing ich an, mit meinem Schicksal zu hadern: Warum konnten sie mich nicht zu Musik von Bruce Springsteen umbringen?

Weißglühender Schmerz. Bevor ich ohnmächtig werden konnte, zog Velarde die Nadel zurück. Das Gefühl der Erleichterung war übermächtig.

»Ich will nur nicht, dass mir das Ding aus der Hand rutscht«, sagte Velarde.  
»Gleich hörst du die Engelein singen!«

Ich ließ meine Gedanken treiben und stellte mir tatsächlich einen Engel vor. Einen wunderschönen Engel mit dunklem Teint. Annie. Ich streckte die Arme nach ihr aus und suchte in ihren Augen nach der Antwort.

Als sich die Nadel in meinen Körper bohrte, öffnete ich den Mund und stieß einen wilden Schrei aus. Nichts. Kein Laut war zu hören. Dann hörte ich in der Ferne das Rattern eines himmlischen Peace Trains.

»Den mache ich fertig«, sagte eine

Stimme, die von dem Kreischen der Räder fast übertönt wurde.

Ein metallisches Klicken. Es knallte ein paar Mal. Chaos. Dann wurde es dunkel um mich.

*Der Tod sieht aus wie eine Blondine mit einer Waffe in der Hand. Sie kommt mir bekannt vor.*

Weiches Licht umschmeichelte ihre Haut. Es gerät in fließende Bewegung, als sie meine Wunden salbt, mir eine Pille auf die Zunge legt, meinen schlaffen Körper aufrichtet.

»Ein Schlafmittel«, sagt sie.

Vielleicht sieht jeder Sterbende diese Vision.

Dann geht sie. Aber vorher legt sie mir noch etwas in den Schoß.

Ein Handy. Selbst im Tod gibt es noch

Handys.

*Die Pharmaindustrie hat den Schlaf voll im Griff. Mit den Träumen ist es eine andere Sache.*

Schlaftabletten stellen das Gehirn komplett ruhig. Leider ist das für die Erholung gar nicht günstig. Delfine schalten im Schlaf nur eine Gehirnhälfte aus, die andere bleibt wach. Zum einen, weil die Räuber der Ozeane rund um die Uhr aktiv sind, zum anderen, weil sie so jederzeit zum Spiel bereit sind. Unser Gehirn erholt sich bei den surrealen Tollereien der Traumphasen.

Ich dagegen war an einem traumlosen

Ort ohne Zeit gelandet, der trübsinnig war wie der Tod. Nur dass man aus dem Tod nicht erwacht. Zumindest hat man wohl nicht solche Schmerzen wie ich, als ich mich in Fötalposition auf dem blutverschmierten Boden von Samanths Praxis wiederfand. Mühsam öffnete ich ein Auge. Undurchdringlicher Nebel lag über meinem Gehirn, der schlagartig von einem stechenden Schmerz zerrissen wurde, als ich versuchte, mich über den Arm auf den Rücken zu drehen.

»Verdammter Mist!« Stöhnend ließ ich mich auf den Bauch zurücksinken und drehte den Kopf nach rechts. »Die Pumpe schlägt ja noch!« Bruchstückhaft kam die Erinnerung zurück.

*Schüsse. Velarde stürzt. Eine Sandale, ein Bein in Jeans. Eine kühle Hand dreht mein Gesicht zur Seite. Forschende braune Augen sehen mich an. Dann wird es schwarz um mich.*

Hatte der blonde Engel Velarde und Weller außer Gefecht gesetzt oder getötet? Ich stützte die Ellbogen auf Samanths Liege und atmete tief ein. Die abgestandene Luft roch nach Kampf. Meine Synapsen schienen ihre Arbeit wieder aufgenommen zu haben, auf jeden Fall erinnerte ich mich plötzlich an weitere Bilder. Die Frau hatte meine Wunden gereinigt und desinfiziert, mir die Fesseln abgenommen und Tabletten verabreicht. Als ich sagte, ich hätte sie

schon irgendwo gesehen, hatte sie mir ein Mobiltelefon gegeben.

»Wir melden uns«, hatte sie gesagt.  
»Schlafen Sie jetzt.«

Wir. Wer war »wir«? Wer war die Frau?

Auf dem Fußboden entdeckte ich ein Handy. Ein völlig harmlos wirkendes, aufgeklapptes Motorola-Mobiltelefon. Hatte ich ein James-Bond-Modell erwartet?

»Verdammt noch mal«, sagte ich in Richtung Telefon. »Wie soll ich denn an dich rankommen?«

Ich griff mit der linken Hand über die rechte Schulter, um zu prüfen, welchen

Schaden Weller und Velarde angerichtet hatten. Die Muskelbewegung löste ein Kaleidoskop von Schmerzen aus, aber zumindest brach ich nicht zusammen.

Ich tastete nach meinem Hals, wo Velarde aktiv geworden war. Ein Stück Gaze war ungeschickt an Rücken und Hals befestigt. Im Geiste nahm ich eine Bestandsaufnahme vor. Kein Blutverlust, keine Schäden an lebenswichtigen Organen. Jemand hatte meine Wunden desinfiziert. Außerdem waren Samanthas Nadeln vermutlich ohnehin steril gewesen. Die Verletzungen würden mich nicht umbringen. Ich hatte wahrscheinlich noch nicht einmal einen Schock erlitten und auch keine akute Todesangst gespürt. Dass ich in

Ohnmacht gefallen war, hatte ausschließlich an den Schmerzen gelegen.

Vorsichtig beugte ich mich vor, hob das Handy auf und sah es mir genauer an. Ich hatte keine Ahnung, wonach ich suchte, und fand auch nichts.

Das Gerät war eingeschaltet. Dem Display zufolge war es 18.15 Uhr. War ich tatsächlich nur zwei Stunden außer Gefecht gewesen? Oder waren es sechsundzwanzig Stunden gewesen? Ich klappte das Telefon zu und wollte es in meine Hosentasche schieben. Erst da stellte ich fest, dass ich nur Boxershorts trug. Wo war meine Hose geblieben?

In der Ecke, wo ich sie für die

Akupunkturbehandlung ausgezogen hatte. Zusammen mit meiner Brieftasche und meinem Handy.

Was war mit Samantha passiert? Was war mit Erin? Hatte Velarde nicht gesagt, ich sei sie los? Hatte man sie nur vorübergehend aus dem Verkehr gezogen, oder war es schlimmer?

Der Adrenalinstoß half mir zumindest soweit über die Schmerzen hinweg, dass ich Hemd und Hose anziehen konnte. Ich öffnete die Tür zu dem kleinen Wartezimmer, in dem sich normalerweise Samanthas Patienten mit der Lektüre von Yoga-Magazinen die Zeit vertrieben. Wenn Samantha darauf wartete, dass die Behandlung ihre Wirkung entfaltete, saß sie auch selbst in

dem orangefarbenen Polstersessel und meditierte.

Ich war auf das Schlimmste gefasst. Ein weiterer Adrenalinschub rauschte durch meine Adern, als ich Samantha mit geschlossenen Augen in dem großen Sessel sah. Ihr Kopf hing zur Seite.

»Samantha!«

Sie rührte sich nicht.

Ich trat auf sie zu, nahm ihr Handgelenk und tastete. Ihr Puls war kräftig.

»Fünf Minuten, Bullseye«, lallte sie leise.

Sie schien unter Drogen zu stehen, so wie ich bis vor wenigen Minuten. Am liebsten hätte ich sie wachgerüttelt, um

sie zu fragen, was sie gesehen hatte, aber vermutlich würde ich nicht viel aus ihr herausbekommen. Besser, ich ließ sie schlafen. Ich legte meine Hand an ihre Wange. Dabei fiel mir der Schlüssel auf, der an einer Schnur um ihren Hals baumelte. So etwas hatte ich noch nie bei ihr gesehen. Ich nahm den Schlüssel in die Hand. Dem Firmenlogo nach gehörte er zu einem Ford.

Ich ging zur Eingangstür der Praxis – ganze drei Schritte, größer war der Raum nicht. Der unbefestigte Parkplatz vor dem Gewerbegebäude war genauso leer wie bei meiner Ankunft – bis auf einen Ford Explorer, zu dem der Schlüssel in meiner Hand offenbar gehörte.

Erst war ich nur neugierig, dann wurde ich wütend. Wer erlaubte sich diese Spielchen mit mir und warum?

»Was zum Teufel ist hier los?«

Die Antwort kam aus meiner Hose. Das geheimnisvolle Handy klingelte.

Als ich das Gerät aufklappte, hatte ich das merkwürdige Gefühl, genau diesen Augenblick schon tausend Mal erlebt zu haben. Ein Déjà-vu-Erlebnis. Ich versuchte, das Gefühl abzuschütteln, und hielt mir das Handy ans Ohr.

»Hallo«, meldete ich mich zögernd.  
»Hier ist Nat Idle.«

»Turtle«, sagte meine ehemals verstorbene große Liebe. »Ich habe dich so vermisst.«

*Es war nicht meine erste Wiedervereinigung mit Annie. Oft hatte ich in meiner Vorstellung mit einer Tüte Sonnenblumenkerne auf einer Bank im Golden Gate Park gesessen. Ein Kern für mich, ein Kern für die Eichhörnchen. Zwei für mich, zwei für die Eichhörnchen.*

Ich bot ein Bild besinnlicher Pietät und Demut. Annie sollte aus dem Jenseits sehen können, dass ich die ruhige Gelassenheit eines Menschen besaß, der seine große Liebe verloren hatte.

Aber sie war nicht im Jenseits. Sie war fünfzig Meter von mir entfernt und kam auf mich zu. Mit jedem Zentimeter wurde ihr Lächeln strahlender. Selbst als sich unsere Blicke begegneten, beschleunigte sie ihr Tempo nicht. Schließlich erhob ich mich, blieb aber stehen, um die Vorfreude voll auszukosten. Am Ende hielt sie es nicht mehr aus. Sie rannte auf mich zu und stürzte sich in meine Arme.

»Das gibt es doch gar nicht«, flüsterte ich in ihr Haar.

»Ich bin hier, Turtle«, antwortete sie.  
»Ich bin es wirklich.«

Ich vergrub meinen Kopf in ihrem Haar. Dann lachte sie. Wir küssten uns,

während die Eichhörnchen Männchen machten und applaudierten.

Tausendfach hatte ich mir diese Szene in den Monaten nach Annies Verschwinden ausgemalt. Meist war es eine Variation desselben Themas. Nur ein Bestandteil der Geschichte veränderte sich ständig: die Erklärung dafür, wie Annie zu mir zurückgekehrt war. Wie sie ihren Sturz in den Pazifik überlebt hatte.

Mir fiel nie eine plausible Erklärung dafür ein. So beließ ich es bei vagen Fantasien: Sie hatte sich den Kopf angeschlagen und war von Delfinen davongetragen worden, oder sie war von den Matrosen eines ausländischen Frachtschiffs entführt worden und in den

haiverseuchten Gewässern vor  
Neuseeland entkommen.

Die Gründe für ihre Gegenwart waren verschwommen und blieben unwichtig. Aber den Augenblick unserer Begegnung, den hatte ich mir stets in allen Einzelheiten ausgemalt. Er war voller Freude und Gelächter. Als es wirklich geschah, war alles ganz anders.

»*Annie*«, sagte ich und verstummte für einen Augenblick. »Bist du es wirklich?«

»Bist du allein?«, fragte sie.

Diese Stimme. Ich hätte diese Stimme in einem Windkanal erkannt, mit Ohrenstöpseln, während der Drummer von Nirvana auf sein Schlagzeug eindrosch.

Ich sah mich auf dem Parkplatz um. Wollte sie wissen, ob sich jemand in meiner Nähe aufhielt? Zumindest war niemand zu sehen.

Bevor ich antwortete, legte ich eine

kleine Pause ein, während ich meine Umgebung genauer betrachtete. War das wirklich wahr? Vielleicht war ich im Jenseits gelandet, und es sah aus wie ein Gewerbegebiet.

»Annie«, sagte ich.

»Ich bin es wirklich, Turtle.«

»Bin ich tot?«

Annie schluckte vernehmlich. »Nein, wir sind nicht tot.«

Ich sah zum Himmel auf.

»Das kann doch gar nicht sein.«

»Aber ja. Turtle, uns bleibt nicht viel Zeit.«

»Annie, ich habe keine Ahnung, was hier läuft. Ich weiß nicht, ob ich je wieder Gelegenheit habe, mit dir zu sprechen. Deswegen muss ich dir eines

sagen: Ich habe alles an dir vermisst. Deine Hände, deinen Geruch, wenn du aus der Dusche kommst, und ...« Ich überlegte kurz. »Das nehme ich zurück. Ich mag deinen Geruch und dein Aussehen immer und unter allen Umständen. Selbst wenn du dich nie wieder wäschst, kann nie jemand so gut riechen wie du.«

Sie lachte, aber es war ein schwaches, dünnes Lachen. Dennoch fühlte ich mein Herz erbeben.

»Nat, uns bleibt keine Zeit. Bist du allein?«

»Du musst mir sagen, was los ist. Wo bist du? Wie lange bist du schon ... da draußen? Annie, hast du mir im Café das

Leben gerettet?«

»Ich muss wissen, ob wir allein sind, Nat. Können wir offen sprechen?«

Ich spürte eine vage Vorahnung. Der Schweiß trat mir auf die Haut, und mir schwindelte. So klang Annie, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlte.

»Ja«, sagte ich.

»Ich bin in Gefahr, Nat. Wir sind beide in Gefahr.«

Die Knie wurden mir weich.

»Hast du den Explorer gefunden?«

Ich sah von dem schwarzen Geländewagen zu dem Schlüssel in meiner Hand. Ja, ich hatte ihn gefunden.

»Annie – das reicht mir nicht. Erklär mir ... wieso hast du dich in all den Jahren nie mit mir in Verbindung

gesetzt?« Ich wartete die Antwort gar nicht ab. »Hast du im Koma gelegen?«

»Ich erkläre dir alles, wenn wir uns sehen. Auch, warum ich mich nicht melden konnte. Wir trinken Schoko-Milkshakes und träumen zusammen, und dann schlafe ich mit dem Kopf in deinem Schoß ein.«

Ich spürte, wie mir warm ums Herz wurde. Trotzdem schrie ich innerlich nach einer Erklärung. Mein Mund war jedoch so trocken, dass ich kaum sprechen konnte.

»Du musst morgen Nachmittag in Nevada sein«, sagte sie. »Im Handschuhfach findest du eine Karte. Nat, halte dich von den Flughäfen und

der Polizei fern. Es ist zu gefährlich.«

Darauf war ich schon selbst gekommen. Immerhin hatten zwei Polizeibeamte noch vor wenigen Stunden versucht, mich mit Nadeln zu spicken. Das Handy wollte mir aus der schweißnassen Hand gleiten. Ich wischte sie trocken und wechselte Hand und Ohr.

»Wir kümmern uns um deine Freundin«, sagte Annie. »Wir beschützen sie.«

»Meine Freundin.«

»Erin«, sagte Annie. »Eine schöne Frau.«

Den Ton kannte ich von früher. Annie war eifersüchtig. Während unserer Beziehung hatte sie deswegen immer wieder völlig grundlos einen Streit vom

Zaun gebrochen. In diesem Fall war ihr Verhalten besonders absurd, aber ich hatte keine Zeit, mich dagegen zu verwahren. Erst musste ich wissen, was mit der anderen Frau in meinem Leben war.

»Samantha«, sagte ich. »Was ist mit Sam los?«

Eine Pause, als hätte Annie die Hand über die Sprechmuschel gelegt.

»Sie kommt wieder in Ordnung«, sagte sie dann. »Ihr wird ein paar Stunden lang der Schädel dröhnen, das ist alles.« Dann wechselte sie übergangslos das Thema. »Ich finde es rührend, wie du dich um die Menschen um dich herum kümmерst.«

Das Kompliment war verschwendet, denn ich dachte noch darüber nach, was sie über Erin gesagt hatte. *Wir kümmern uns um sie. Wir?*

Plötzlich schoss ein stechender Schmerz durch meinen Körper.

Ich verlor den Halt. Meine Beine gaben unter mir nach, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen. Unerträgliche Kopfschmerzen peinigten mich.

»Mit mir stimmt etwas nicht, Annie. Ich weiß nicht, ob es an der Akupunktur liegt. Eigentlich fühle ich mich schon seit Tagen merkwürdig. Seit der Explosion.«

»Was meinst du damit?« Sie klang

aufrichtig interessiert.

»Mein Kopf. Ich habe das Gefühl, mir zerspringt der Schädel.«

»Nat, reiß dich zusammen. Seit wann hast du das? Fühlst du dich desorientiert? Wird dir schlecht? Ich muss das wissen.«

»Das geht schon seit ein paar Tagen so. Ich glaube, es ist ein schwerer Fall von posttraumatischem Stress-Syndrom. Was kann es sonst sein?«

Nach einer kurzen Pause sprach sie weiter. »Verdammtd. Lass mich einen Augenblick nachdenken.« Eine weitere Pause. »Kannst du dir Amphetamine besorgen? Ritalin oder Crack? Eine minimale Dosis Crack wäre ideal.«

Ritalin? Das Zeug, das Kindern mit

einem Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom verschrieben wurde? Crack? Ich?

»Du bist einfach nur müde, Nat. Wenn du nichts Stärkeres bekommen kannst, pump dich mit Zucker und Koffein voll. Das wird dich aufrecht halten.«

Zucker und Koffein.

Wo war die Annie, die ich gekannt hatte?

»Ist Zucker nicht verschreibungspflichtig?«

Ich hatte gehofft, meine alte Annie wiederzufinden. Vergeblich.

»Ich muss aufhören.« Ihre Stimme wurde eindringlich. »Nathaniel, du musst mir unbedingt diesen Laptop bringen.«

Ich rang nach Luft.

»Damit können wir uns unsere Freiheit erkaufen.«

*Unsere* Freiheit.

»Ich kann es gar nicht erwarten, dich zu sehen, Turtle. Vergiss den Laptop nicht. Ohne den sind wir verloren.«

Dann hatte sie aufgelegt.

Ich stand auf. Das wenige Blut, das noch in meinem Gehirn zirkulierte, sackte umgehend in meine Gliedma ßen. Ich wartete, bis der Schwindel verflogen war, warf einen Blick auf die immer noch schlafende Samantha und stolperte in Richtung Explorer.

Annie lebte. Wie war das möglich?

Aber ich hatte ihre warme Stimme gehört. Der stählerne Unterton hatte mir schon während unserer Beziehung nicht gefallen, aber damals war er mir nicht so dominant vorgekommen. Auf jeden Fall war es eindeutig Annie gewesen. Der geheimnisvolle Ford würde mir verraten, wo sie sich versteckt hielt.

Als ich den Schlüssel ins Schloss steckte, packte mich ein unbehagliches Gefühl. Ich beschloss, meinen schmerzenden Hals zu ignorieren, und vorsichtshalber unter dem Auto nachzusehen. Irgendwelche Auffälligkeiten, die auf eine Bedrohung wie zum Beispiel eine Bombe hindeuteten?

Ich konnte nichts Verdächtiges

entdecken.

Schließlich stemmte ich mich ab, als wollte ich Liegestützen machen, und er hob mich. Wie Phönix aus der Asche – ein Phönix mit blauen Leinenschuhen. Annie erwartete mich. Und Erin auch. Ich öffnete die Autotür.

»Es geht aufwärts«, stellte ich fest.

Als ich einstieg, fiel mir sofort der antiseptische Geruch von sauber geschrubbtem Leder auf. Ohne zu zögern, griff ich nach dem Handschuhfach, wo ich einen cremefarbenen Umschlag fand. Er enthielt eine Schwarzweiß-Karte von Nevada. Der einzige Farbtupfer war ein blutroter Kreis um Boulder City. Der winzigen Schrift nach zu urteilen, konnte

die Stadt ganz in der Nähe von Hoover Dam und Lake Mead nicht groß sein.

Auf dem Rand der Karte hatte jemand Anweisungen für mich hinterlassen. Ich sollte am Nachmittag des folgenden Tages in Boulder City sein. Mir blieben also fast zwanzig Stunden.

»Die Adresse gebe ich telefonisch durch«, stand darunter. Die mit Schreibmaschine geschriebene Nachricht war nicht unterzeichnet, sondern mit dem Bild einer Schildkröte gestempelt.

Wie ferngesteuert, trug ich Samantha zum Auto und setzte sie auf den Rücksitz. Bis jetzt hatte die Wirkung des

Schlafmittels bei ihr offenkundig noch nicht nachgelassen. Ich ließ den Motor an.

Manchmal habe ich meine kreativen Augenblicke mitten in der Nacht. Oder unter der Dusche. Einmal sogar während einer besonders deprimierenden Reihe von One-Night-Stands achtzehn Monate nach Annies Verschwinden, während ich mit einer Frau im Bett lag, die Armbänder aus buntem Plastik und Menschenhaar flocht. Diesmal hatte ich gerade den Rückwärtsgang eingelegt.

Der Klang von Annies Stimme verfolgte mich, dieser merkwürdige Ton, in dem sie mich angewiesen hatte, ihr den Laptop zu bringen und mich mit Zucker und Koffein wach zu halten. Ich

trat auf die Bremse, und das Ungetüm von Geländewagen kam zum Stehen.

Meine Gedanken überstürzten sich. Scheinbar unzusammenhängende Bilder tauchten vor meinen Augen auf. Andy Goldsteins Laptop, dem alle nachjagten, seine Kopfschmerzen und scheinbare Abhängigkeit von Aufputschmitteln. Die Laborratten mit den Löchern im Schädel. Jemand experimentierte mit Ratten und maß ihre Gehirnaktivität.

*Besorg dir Aufputschmittel, hatte Annie gesagt. Oder pump dich zumindest mit Zucker und Koffein voll.*

Zum ersten Mal bekam ich eine vage Vorstellung von dem, was gespielt wurde.

Ich griff in meine Jeans und fühlte tatsächlich den zerrissenen, blutverschmierten Zettel, den ich bei Strawberry Labs gefunden hatte. Auf der linken Seite standen die Codes der Versuchstiere: A1, A2 und so weiter, bis zu A15. Dann B1 bis B5. Schließlich folgten einige Zahlenkombinationen mit C.

Mindestens drei Dutzend. Das waren mehr, als ich im Labor gesehen hatte. Vermisst und vermutlich tot.

Daneben befanden sich fünf Spalten mit den Bezeichnungen »Futter«, »Stim«, »Welle«, »NOR« und »DA«. Ich war mir ziemlich sicher, dass die Abkürzungen für Norepinephrin und

Dopamin standen. Im Urin nachweisbare Neurotransmitter, die Aufmerksamkeitsspanne und Impulsivität mitbestimmten.

Vermutlich waren an den Köpfen der Ratten Elektroden zur Messung der Gehirnwellen angebracht gewesen, was die rasierten Stellen erklärte. Die Kabel an Versuchstier B4 waren mit »Stim« und »Welle« gekennzeichnet gewesen.

Stimulation? Gehirnwellen? Futter? Stimulation? Das Prinzip kam mir bekannt vor. Gab es nicht ein klassisches Experiment, bei dem getestet wurde, ob sich die Versuchstiere für Nahrung oder Stimulation entschieden? Aber warum? Was hatte das zu bedeuten?

»Das kann einfach nicht sein«, sagte

ich zu mir selbst. »Völlig ausgeschlossen.«

Dann tauchte das Bild von Andy Goldsteins Laptop mit der eingedrückten, gesprungenen Leertaste vor meinem geistigen Auge auf. Immer wieder hatte er das Wort »Ping« getippt. Wie eine Ratte, die auf der Suche nach mehr Stimulation unablässig den Hebel betätigt. War es bei Andy ähnlich gewesen? Hatte der Computer wie ein Stimulans gewirkt? War es denkbar, dass Angstgefühle und Adrenalinausschüttung durch den Rechner auf ein gefährlich hohes Niveau getrieben wurden? Erlebte ich Ähnliches?

»Das ist doch nicht möglich.«

Mit schweißnassen Händen griff ich nach dem supergeheimen Agententelefon und suchte nach der Anruferliste. Annies Nummer wurde nicht angezeigt.

Auf der Suche nach einem Hinweis auf ihren Aufenthaltsort blätterte ich durch die Menüs. Konnte ich sie irgendwie finden? Und zwar jetzt, nicht erst in zwanzig Stunden, wenn es vielleicht schon zu spät war. Ich warf einen Blick in den Spiegel. Mein Gesicht war kreidebleich, und ich sah aus, als wäre ich todkrank.

Ich rief die Auskunft an und fragte nach der Nummer von Glenn Kindle. Kein

Eintrag. Dann versuchte ich es bei Kindle Investment Partners. Der Anrufbeantworter von Diane McNulty meldete sich. Noch nicht einmal die gute Diane war da. Also rief ich wieder die Auskunft an und erkundigte mich nach Diane McNultys in der näheren Umgebung. Es gab einen Eintrag in Redwood City, einer eher bescheidenen Wohngegend ein paar Kilometer nördlich von Palo Alto.

Bevor ich wusste, wie mir geschah, meldete sich eine zweite Stimme aus meiner Vergangenheit.

»Hallo.«

»Bin ich bei Diane McNulty?«

»Am Apparat.«

»Mrs McNulty«, begrüßte ich sie. Es

kam immer gut an, wenn man den Namen wiederholte – das war ein alter Politikertrick. »Hier ist Nathaniel Idle. Annies Freund.«

»Hallo, Mr Idle«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Das ist ja eine Überraschung. Wie geht es Ihnen denn so?«

So stellte ich mir eine liebevolle Großmutter vor, die ihren Enkel zum Essen ruft.

»Mrs McNulty, ich muss Mr Kindle finden«, erwiderte ich ohne Umschweife. »Es ist sehr wichtig.«

Eine weitere Pause trat ein. »Das kann ich ihm gern morgen ausrichten«, sagte sie dann. »Können Sie mich im

Büro anrufen?«

Ich ließ den Kopf sinken. Ein lächelnder Zerberus war sie, ein Wachhund, der freundlich mit dem Schwanz wedelte, aber niemanden durchließ.

»Ist er irgendwie heute noch zu erreichen?«, fragte ich. »Ich muss unbedingt mit ihm reden.«

»Ich fürchte nein. Er spricht in Las Vegas auf der TelCom und ist schon unterwegs. Sie kennen doch die Telekommunikationsmesse? Bestimmt rufen Sie wegen Ed Gaverson an. Arbeiten Sie noch als Reporter?«

Ed Gaverson. Gründer von Ditsoft, Freund und geschäftlicher Konkurrent von Glenn Kindle.

»Es ist wirklich eine Tragödie. Auf dem Gipfel des Erfolges, und dann tut er ... so etwas.« Sie senkte die Stimme. »Das sage ich Ihnen natürlich ganz im Vertrauen.«

Ich kam mir vor wie ein Jongleur, ein Tellerdreher, ein Schwertschlucker, der Messer verschluckt hat, die sich nachträglich in gefährliche Rasierklingen verwandeln. Gaverson war etwas zugestoßen?

»Ich muss mit ihm über ... Annie reden«, stellte ich klar.

»Ach, Mr Idle, ich weiß, wie hart Sie das getroffen hat. Ist heute ihr Todestag?« Offenbar wusste sie von nichts.

»Ich werde ihm gleich ausrichten, dass Sie mit ihm reden wollen.«

Wenn ich sie aufklärte, bestand das Risiko, dass sie Glenn Kindle informierte. Und eigentlich konnte nur er hinter Annie her sein.

»Ist Dave Elliott zu erreichen?«, fragte ich.

»Oh, ja, das ist eine gute Idee. Seine Kanzlei ist in Downtown San Francisco.«

Ganz in der Nähe. Als ich das Auto wendete und vom Parkplatz fuhr, sah ich im Rückspiegel mein Gesicht. Im Licht der untergehenden Sonne fielen meine blutunterlaufenen Augen besonders auf. Wenn ich nicht bald herausfand, was

gespielt wurde, war ich vielleicht schon tot, bevor ich mit Annie sprechen konnte.

*Bei der Auskunft* bekam ich die Telefonnummer von Dave Elliotts Kanzlei und, weil ich so freundlich fragte, auch die Adresse. Elliott gehörte zum innersten Kreis des Kindle-Clans. Vielleicht konnte er mir helfen, dorthin vorzudringen.

Das Blut in meinem Schädel pulsierte. Mittlerweile wusste ich, dass dieses Phänomen eine weitere Attacke unerträglicher Rückenschmerzen ankündigte. Die geheimnisvollen Gripesymptome, meine völlige Erschöpfung. Mit mir stimmte tatsächlich

etwas nicht. Das hatte ich intuitiv gespürt, und Annie hatte meinen Verdacht bestätigt. Vielleicht konnte ich mir bei Dave Elliott weitere Klarheit verschaffen.

### *Zucker. Koffein.*

Ob die Gesundheitsbehörde wohl wusste, dass im Supermarkt unkontrolliert hoch wirksame Drogen verkauft wurden?

Kurz darauf stand ich in einem 7-Eleven an der Kasse. Mein Einkaufskorb sah aus wie der erotische Traum eines Elfjährigen: ein Literbecher Kaffee zum Mitnehmen, Schoko-Puffs, ein halbes Dutzend Snicker-Riegel, vier Milky Ways, ein Sechserpack Koffein-Kaugummis und zwölf Donuts mit

Zuckerglasur. Für die Proteinversorgung sollten Trockenfleischsnacks und Erdnussbutterkekse sorgen. Außerdem hatte ich mich mit verschiedenen Esswaren eingedeckt, die ich mir schon immer hatte kaufen wollen und nun sozusagen aus medizinischen Gründen mit gutem Gewissen zu mir nehmen konnte.

Ohne mich um die neugierigen Blicke der offenbar überqualifizierten Kassiererin zu kümmern, verließ ich das Geschäft und stieg wieder ins Auto. Bevor ich losfuhr, warf ich einen Blick in die Runde. Immerhin war mir die Polizei auf den Fersen, und von meinem Zahnarzt wollte ich mich auch nicht

erwischen lassen. Ich verputzte zwei Schokoriegel, die ich mit einem Schluck schmutzigbraunem Kaffee herunterspülte. Das gab mir den nötigen Zucker-Koffein-Kick.

So gestärkt, fuhr ich Richtung Downtown. Wenn ich Glück hatte, machte Dave Elliott Überstunden, wie es sich für einen guten Anwalt gehörte.

Während der Fahrt fiel mir Kevin ein, mein Redakteur, der immer noch auf den Artikel über die Auswirkung von Funkstrahlung auf das menschliche Gehirn wartete. Wieso dachte ich selbst jetzt noch an meine finanziellen und beruflichen Verpflichtungen? Hatte man

mir das in der Schule allzu gründlich eingebläut? Fast hätte ich gelacht. Endlich war mir eine überzeugende Entschuldigung eingefallen. *Kevin, ich hatte fest vor, meinen Artikel rechtzeitig abzugeben, wurde aber ermordet.* Wenn mir das keinen Aufschub verschaffte!

Ich rief meinen Anwalt an. »Hey, Alter«, meldete er sich nach dem ersten Klingeln. »Was liegt an?«

Eric Rugger, seines Zeichens Anwalt, hatte vielleicht keinen guten Draht zu den Geschworenen im Gerichtssaal, aber er hätte sich astrein mit jedem Teenager von der Straße verstanden.

»Du wirst dich freuen«, verkündete er. »Das Verfahren gegen Aravelo wird nicht wieder aufgenommen. Das habe ich aus zuverlässiger Quelle. Du hast nichts zu befürchten.«

»Ja, da bin ich schon selbst draufgekommen. Es wird immer erfreulicher: Jetzt werde ich wegen des Anschlags auf das Sunshine Café gesucht.«

»Meinst du das ernst? Dann legen wir am besten sofort auf, falls dein Handy abgehört wird.«

»Ich bin unschuldig. Folglich ist es mir egal, wer mithört.«

»Nat, meinst du diese Radiomeldung, dass zwei Überlebende der Explosion

gesucht werden?«

»Ja.«

Nach einer kurzen Pause sprach er weiter. »Vielleicht ist das nur Taktik. Kann sein, dass die dich als Zeugen brauchen und unter Druck setzen wollen, damit du kooperierst. Du musst dich sofort stellen. Und keine Telefonate mehr. Wo können wir uns treffen?«

Ein Treffen schien mir keine gute Idee.

»Du hast doch Kontakte zum Justizministerium, oder?«, fragte ich.

Eric hatte nach dem Studium einen Sommer lang eine Fortbildung im Ministerium absolviert. »Nat, ich verstehe nicht ...«

»Du musst mir einen Gefallen tun«,

sagte ich. »Ruf alle an, die du bei der Börsenaufsicht kennst. Erkundige dich nach Vestige Technologies. V-E-S-T-I-G-E. Firmensitz ist New York. Vor ein paar Jahren muss es mit dem Unternehmen Probleme gegeben haben.«

Kurz darauf hatte ich die Gegend um Front Street und Mission Street erreicht und genoss einen fantastischen Blick auf die Bay Bridge in der Abenddämmerung. Allerdings nicht lange. Wenn ich David Elliott noch erwischen wollte, musste ich mich beeilen.

Ich parkte das Auto. Einen Anruf musste ich noch erledigen. Als ich die Nummer eingeben wollte, fiel mir Erics

Warnung ein. Vielleicht wurde mein Handy tatsächlich abgehört.

Ich griff nach dem Mobiltelefon, das mir der blonde Engel hinterlassen hatte, aber dann wurde mir bewusst, dass zumindest Annie und ihre Komplizen von meinen Telefonaten erfahren würden. Also stieg ich aus und ging zu einem öffentlichen Telefon. Bei Bullseye zu Hause meldete sich niemand.

Ich versuchte es bei der Past Time Bar. Ally, die dort zwei Tage pro Woche arbeitete, nahm ab und gab mir Bullseye.

»Ist Sam bei dir?«, erkundigte er sich.  
»Ich habe nichts von ihr gehört, seit ich sie an der Praxis abgesetzt habe. Das ist schon ein paar Stunden her.«

»Bullseye, du setzt dich besser hin.«

»Glaubst du, ich stehe hier rum?«

Er war so kurz angebunden wie immer. Wahrscheinlich hatte er sich noch keine großen Sorgen um Samantha gemacht.

»Sam geht es gut«, sagte ich. »Sie ist nur in die Sache mit mir und dieser Kellnerin reingerutscht.«

»Bin schon unterwegs, Nathaniel.«

Ich stand seitlich neben dem Gebäude, in dem Dave Elliott seine Kanzlei hatte. Es war noch dieselbe Adresse wie vor einigen Jahren, als ich mich bei ihm nach Vestige Technologies erkundigt hatte. Bullseye traf innerhalb von zehn Minuten ein.

»Ach du liebe Scheiße«, sagte er mit einem Blick auf mich.

Dann beugte er sich über Samantha, küsst sie auf die Stirn und sah sie volle zwei Minuten schweigend an.

»Sie steht unter Drogen«, erklärte ich, »aber ansonsten fehlt ihr nichts. Ich denke, es geht auch ohne Arzt. Im Augenblick braucht sie vor allem Ruhe.«

Er strich ihr eine Haarsträhne aus der Stirn und hinter das Ohr.

»Die bringe ich um.« Er nahm Samanthas Hand. »Und Sam wird sauer sein. Sie hasst synthetische Chemikalien.«

»Hast du die Polizei gerufen?«

Er hob sie vorsichtig in sein Auto.

Dabei wurde sie unruhig. »Dennis«, sagte sie, obwohl sie ihn sonst nie mit seinem Vornamen anredete. »Du riechst so gut.«

»Bitte keine Polizei«, bat ich. »Hast du den Laptop noch?«

Er setzte sich ans Steuer.

»Den habe ich versteckt. Auf einem Tisch in meinem Wohnzimmer. Soll ich irgendwas damit tun?«

Ich nickte und gab ihm Mikes Handynummer. Mike sollte die Festplatte kopieren und ein Ortungssystem in den Rechner einbauen.

Wie so etwas ging, wusste ich nicht, aber wenn sich jemand damit auskannte, dann Mike. Ich flehte Bullseye an, diskret vorzugehen – eine

melodramatische und völlig überflüssige  
Bitte.

Wenige Augenblicke später stand ich bei Starbucks und bestellte zwei Caffè Latte und einen einzeln verpackten Butter-Cookie für drei Dollar.

In Dave Elliotts Bürogebäude marschierte ich schnurstracks auf den Wachmann zu.

»Ausweis«, sagte der, während er mit seiner riesigen Pratze Tortilla-Chips aus einer Tüte fischte.

»Kommt gleich.« Ich stellte meine Einkäufe ab und wühlte in meiner Tasche. »Ach ja – wollen Sie vielleicht einen Caffè Latte und einen Cookie? Das

Zeug war eigentlich für Johnson, aber der hat gerade angerufen, dass er dringend nach Hause zu seiner Frau muss.«

»Im Ernst?«

»Wo habe ich denn jetzt schon wieder den Ausweis gelassen?«, murmelte ich vor mich hin.

»Vergessen Sie's«, sagte er und griff sich den Kaffee.

Ich fuhr mit dem Aufzug in den siebzehnten Stock, wo Elliott sein Büro hatte. Die Glastüren der Kanzlei standen offen, und weit und breit war keine Menschenseele zu entdecken. Einladend. Was für ein Glück.

Ich ging durch einen Gang, der von den Porträtfotos seriös wirkender Anwälte im Nadelstreifenanzug gesäumt wurde. Hinter der Tür zu Elliotts Büro schimmerte Licht. Während ich noch überlegte, ob ich klopfen sollte, hörte ich von drinnen seine Stimme.

»Hey, Idle, das hat aber lange gedauert.«

»Ich weiß eine gute Reinigung«, sagte Elliott.

Er reichte mir die Hand.

»Was ist denn mit Ihnen passiert? Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs.«

»Das wüsste ich gern von Ihnen.«

Er hatte gewusst, dass ich kommen würde. Ließ er mich beobachten?

Ich schüttelte ihm energisch die Hand. Seine Handfläche war feucht, und er wandte sich sofort wieder ab.

»Diane McNulty hat mir gesagt, Sie wären auf dem Weg zu mir.«

Er beugte sich über seinen Schreibtisch und besprühte seine Hand mit einem Desinfektionsmittel für gewerbliche Zwecke. Hätte ich nicht ganz andere Probleme gehabt, ich wäre vielleicht beleidigt gewesen. Allerdings war es nicht das erste Mal, dass mir so etwas passierte. Besonders die von mir interviewten Ärzte und Manager desinfizierten sich permanent die Hände. Nicht nur bei mir, sondern auch wenn sie Berufskollegen oder sonst irgendwem die Hand geschüttelt hatten. Manchmal legten sie zur Begrüßung nur die Fäuste aneinander. Keimphobie. Generalreinigung statt Händedruck.

Dabei war meine Erkrankung

schlimmer als jeder Infekt.

Ich erkannte den Raum wieder: den schweren Schreibtisch aus Eiche unter dem eingebauten Regal, das immer noch kaum Bücher enthielt. Das Fenster links vom Schreibtisch, mit dem fantastischen Blick auf die von Scheinwerfern und Heckleuchten der Autos erhelle Bay Bridge und den fast vollen Mond. Auf der dem Fenster gegenüberliegenden Seite des Zimmers stand ein Sofa. Der mit Eiswürfeln gefüllte Eimer auf dem rötlichen Tisch davor enthielt Mineralwasserflaschen. Elliott deutete auf die Couch. Ich setzte mich, öffnete ein Wasser und trank.

Er zog sich einen Stuhl heran. Der gehörte zu einem kleineren zweiten

Schreibtisch links vom Fenster, auf dem ein Laptop stand. Elliott trug ein sauber gebügeltes königsblaues Hemd, das er in die graue Hose gesteckt hatte. Er sah noch fast so aus wie bei unserem letzten Gespräch, nur seine Stirn war höher geworden. Offenbar gingen ihm die Haare aus.

Er griff nach einem Golfschläger, der an dem kleinen Schreibtisch lehnte, und fing an, ihn spielerisch durch die Luft zu wirbeln.

Vorsicht war geboten. Ich hatte keine Ahnung, was er wusste. Auf jeden Fall konnte ich nicht davon ausgehen, dass wir Verbündete waren. Informationen über Annie durfte ich daher nicht

preisgeben.

»Was können Sie mir über Strawberry Labs sagen?«

»Geht es um die Herstellung synthetischer Beerenfrüchte?« Er legte eine kurze Pause ein. »Entschuldigung, das war ein schlechter Witz. Sie sehen aus, als hätten Sie ernsthafte Probleme.«

»Arbeiten Sie noch für Glenn Kindle?«

Er nickte. Natürlich arbeite er noch für Kindle Investment Partners. Konkrete Namen oder Fälle könne er leider nicht nennen, aber falls ich während seiner Bürozeiten wiederkommen wolle, sei er gern bereit, allgemeine rechtliche Fragen zu erörtern. Leere Floskeln. Selbst ohne die nagenden Kopfschmerzen und die

Übelkeit wäre es die reinste Gehirnwäsche gewesen. Ich holte einen Oreo-Keks aus meiner Tasche und steckte ihn mir in den Mund.

»Was ist mit Vestige?«

»Vestige? Verfolgt Sie das immer noch? Hören Sie, es hat einen Vergleich mit den Finanzbehörden gegeben. Das ist öffentlich bekannt. Aber über konkrete Fälle darf ich wirklich nicht mit Ihnen reden.«

Ich holte mein Handy heraus.

»Dann rufe ich jetzt die Polizei an. Die soll Ihnen und Glenn Kindle einen Besuch abstatten.«

Es war ein fadenscheiniger Bluff, vor allem, da ich selbst gesucht wurde. Aber

ich musste herausfinden, wie viel Elliott wusste. Er reagierte eine Sekunde zu spät.

»Halten Sie das in Anbetracht Ihrer misslichen Lage für klug?«

Es folgte eine kurze Pause. Offenbar überlegte er fieberhaft.

»Es wird ganz schön dummm aussehen, wenn Sie ohne erkennbaren Grund die Polizei rufen. Sie kommen mir müde vor, Idle. Als Anwalt kann ich Ihnen nur sagen, dass Sie sich höchst merkwürdig verhalten. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel.«

Wenn ich mich nicht irrte, hatte er soeben zugegeben, dass er mehr wusste, als er sagen wollte. Jetzt versuchte er, seinen Fehler zu vertuschen. Was meinte

er mit »misslicher Lage«? Das Café? Meine Krankheit? Oder Annie? Und wieso rief Elliott nicht selbst die Polizei? Ich konnte einfach nicht klar denken.

»Hören Sie sich meine Theorie an«, sagte ich.

»Ich muss wirklich nach Hause.«

»Jemand aus Glenn Kindles Umfeld – vielleicht sogar Glenn Kindle selbst – lädt ein ... Programm auf Rechner. Eine gefährliche Software, von der die Leute krank werden.«

Er brach in Gelächter aus.

»Das Programm wirkt wie ein Aufputschmittel.  
Aufmerksamkeitsspanne und

Konzentration sind beeinträchtigt. Das Ganze hat etwas mit Serotonin und den Dopamin-Rezeptoren zu tun. Man wird geradezu süchtig nach dem Computer.« Anders ließ sich das Phänomen nicht beschreiben. »Es ist ein enormer Kick.«

Ich, Andy Goldstein, vielleicht auch Simon Anderson. Wir waren sozusagen unter Strom gesetzt worden. Unser Gehirn war dem nicht gewachsen. Ich erinnerte mich, wie ich die halbe Nacht im Internet gesurft hatte, weil ich mich nicht vom Laptop hatte losreißen können. In letzter Zeit war ich übererregbar gewesen und hatte mich immer mehr von meiner Umwelt zurückgezogen. Albträume, Erschöpfung, Zittern, Aggressivität, Reizbarkeit – meine

Symptome glichen denen von Andy Goldstein. Annie hatte mir zur Behandlung Ritalin empfohlen, eigentlich ein Stimulans, das bei Aufmerksamkeitsdefizit eingesetzt wird. Vielleicht kamen da die Laborratten ins Spiel. Möglicherweise war bei dem Experiment untersucht worden, ob die Nagetiere auf Nahrung verzichteten, wenn ihnen alternativ dazu eine bestimmte elektrische Stimulation des Gehirns angeboten wurde.

»Ich verstehe.«

Wollte er die Karten auf den Tisch legen?

Elliott behauptete, nichts von einem gefährlichen Programm zu wissen. Dafür

hielt er mir einen Vortrag über das Suchtpotenzial von Computern. Der Eingang einer E-Mail oder eines Telefonanrufs löse einen kleinen Adrenalinstoß aus. Die Erregung werde durch Ton- und Bildsignale ausgelöst, aber auch durch die Aussicht auf neue Information. Bleibe diese aus, entstehe ein Vakuum. Der Mensch langweile sich. Deswegen fühlten viele Menschen bei Autofahrten den Drang, zu telefonieren: Sie hätten sich so an diese Gehirnaktivität gewöhnt, dass sie sich ohne Stimulation langweilten.

Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag. »Und dieses Phänomen wollen Sie und Ihre Leute perfektionieren?« »Also wirklich, Idle.« Elliott lachte.

»Ich habe keinen Schimmer, wovon Sie reden.«

»Aber Sie haben doch gerade ...«

»Ich dachte, wir reden vom modernen Leben im Allgemeinen. Wir sind doch so konditioniert, dass wir unsere Geräte ständig benutzen wollen. Nicht umsonst reden manche Leute vom ›Crackberry‹.«

Er spielte mit mir, warf mir einen Brocken hin, an dem ich zu kauen hatte, nur um dann so zu tun, als handle es sich um eine vollkommen harmlose Bemerkung.

Ich zog einen Puderzucker-Donut aus der Jackentasche.

»Idle, ich will ehrlich sein. Sie hatten schon immer einen Hang zur Dramatik.

Das war schon während Ihrer Beziehung mit Annie so. Sie haben die Sache romantisch verklärt. Annie war bei weitem nicht der Mensch, für den Sie sie hielten. Und jetzt kommen Sie mit diesem Computer-Schwachsinn daher. Wahrscheinlich behaupten Sie gleich, irgendwer hätte eine gefährliche Software auf *Ihrem* Rechner installiert oder würde Sie über Ihr Handy orten und Ihre Anrufe abhören. Was denken Sie eigentlich, was ein Computer alles kann?«

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und fing an, auf der Tastatur des Laptops herumzuhämmern. Dann bat er mich um eine Demonstration, weil er sich angeblich nicht vorstellen konnte, wie

das Ganze funktionieren sollte.

Ja, wie eigentlich? Das fragte ich mich selbst, während ich ihm beim Tippen zusah. Der Bildschirm konnte ja wohl kaum direkt mit dem Gehirn kommunizieren. Oder doch? Er stand auf.

»Zeigen Sie mir, was Sie meinen«, sagte er.

Vorsichtig kam ich näher. Er hatte den Golfschläger weggelegt und sah nicht so aus, als wollte er mich attackieren.

Ich warf einen Blick auf den Bildschirm. Elliott hatte einen Artikel im *Chronicle* aufgerufen. »Aktuelle Entwicklungen«, prangte in fetten Lettern über der Meldung *Pärchen aus San*

*Francisco im Zusammenhang mit Anschlag auf Café gesucht.*

»Was soll das? Wieso ausgerechnet diese Story?«

»Wieso nicht? Was dagegen?«

Ich setzte mich an den Rechner, klickte auf den Link und fing an zu lesen. Plötzlich spürte ich ein Summen. Ein schmerhaftes Pulsieren in meinen Fingerspitzen, als hätte ich einen elektrischen Schlag bekommen. Meine Ohren dröhnten. Die Kopfschmerzen waren wieder da. Mein Magen – ich schüttelte den Kopf und rang nach Luft. Dann drehte ich mich zur Seite und erbrach mich in einem Schwall.

»Bitte nicht auf meine Schuhe«, sagte Elliott angewidert. »Das sind echte

Allen Edmonds.«

Ich hatte noch nie Migräne gehabt, aber ich kannte das Krankheitsbild. Ein Schraubstock schien sich um mein Gehirn zu schließen. Die kleinste Bewegung, jeder Lichtstrahl verursachten Schmerzen.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich rang nach Atem – ein Urinstinkt. Wie war das möglich? Konnte ein Computer so etwas anrichten? Ich schlug den Laptop zu, umklammerte ihn mit den Händen und versuchte, den Kopf zu heben. Nach wenigen Zentimetern übergab ich mich erneut.

»Es ist auf dem Rechner«, keuchte ich.

»Sie haben die Grippe, Mann.«

»Was ist auf diesem verdammten Computer?«

Die Wut verlieh mir ungeahnte Kräfte. Ich zog mich hoch. Auf die Tischkante gestützt, ging ich auf Elliott zu. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie er nach einem Briefbeschwerer griff. Wollte er sich verteidigen oder zum Angriff übergehen? Er holte aus und schlug zu.

*Ich sah die gezackte Kante des Steins auf meinen Kopf zurasen, beugte mich vor und drehte mich seitwärts. Der Briefbeschwerer traf mich direkt unterhalb der Achsel in die Seite. Der Schmerz war unerträglich. Sein eigener Schwung hatte Elliott mitgerissen, sodass er fast auf mich fiel. Er holte erneut aus.*

Mir wurde bewusst, dass ich instinktiv nach dem Laptop gegriffen hatte. Als Elliott den Stein herabsausen ließ, hob ich den Computer wie einen Schild. Der Schlag traf ihn mit voller

Wucht. Elliott fiel auf ein Knie. Ich drehte mich um und schwang den Laptop. Trotz meiner blinden Wut traf ich Elliott, der zu mir aufgesehen hatte, seitlich ins Gesicht. Er schrie auf und griff nach seiner Wange.

Hätte nicht so viel auf dem Spiel gestanden, die Situation wäre geradezu komisch gewesen. Männer wissen nämlich gar nicht, wie man kämpft, sie beschränken sich lieber auf Drohgebärden. Die Rangeleien bei Basketball- oder Fußball-Spielen zählen nicht.

Elliott rappelte sich auf. In seiner Wange klaffte ein großer Riss. Ich hielt mir die Seite. Meine Finger fühlten sich warm und klebrig an. Wir rangen beide

nach Atem. Was nun?

»Sie haben versucht, mich umzubringen«, sagte ich. »Sie wollen mich töten.«

»Ich verteidige mich gegen einen Psychopathen. Sehen Sie sich doch an.«

Elliott griff nach einem Telefon auf dem großen Schreibtisch und drückte eine Taste.

»Sicherheitsdienst«, meldete sich eine Stimme aus dem Lautsprecher. »Hier Bob.«

»Ich brauche Hilfe. Ich werde bedroht«, sagte Elliott.

Mit dem Wachmann wollte ich mich nicht anlegen. Das Risiko war zu groß. Elliott hatte viel zu verlieren, aber nicht

so viel wie ich. Irgendwo wartete Annie auf mich. Nach Luft ringend, warf ich Elliott einen letzten Blick zu und rannte los.

Ich nahm die Treppe. Zu oft hatte ich im Fernsehen beobachtet, wie Flüchtige von Bewaffneten abgefangen wurden, wenn sie aus dem Aufzug stiegen. Im Erdgeschoss spähte ich vorsichtig aus der Tür zum Treppenhaus. Die Rezeption war unbesetzt. Bestimmt kümmerte sich der Wachmann um Elliott. Was der ihm wohl für eine Story auftischte?

Sekunden später saß ich im Auto und fuhr durch eine dunkle, menschenleere

Straße. Sirenengeheul! Ich zog den Kopf ein und gab erst wieder Gas, als der Lärm verklang. Bis zur Bay Bridge war es ein knapper Kilometer. Ich fuhr auf die atemberaubend schöne Brücke und ließ Sirenen, Dreck und die bis unter das Dach verkabelte Stadt mit der Hektik des 21. Jahrhunderts hinter mir zurück.

Während ich mit Rechts lenkte, tastete ich mit der linken Hand vorsichtig nach dem klebrigen Hemdenstoff an meiner rechten Seite. Mich hatte es ordentlich erwischt. Ohne genauere Untersuchung konnte ich nicht sagen, ob es nur eine Fleischwunde war. Auf jeden Fall wollte ich nicht mit meinen schmutzigen Pfoten während der Fahrt daran herumtasten und dabei womöglich von

der Brücke stürzen. Das Atmen fiel mir schwer, was auf eine angebrochene Rippe hindeutete.

Das Gute daran war, dass ich weder heftig blutete noch ohnmächtig wurde. Muskeln sind gut durchblutet. Ein direkterer Treffer hätte daher zumindest starken Blutverlust ausgelöst. Andererseits heilte die Wunde so vermutlich langsamer. Dagegen musste ich schneller fahren, wenn ich das Hupen der Autos hinter mir richtig interpretierte.

Ich konzentrierte mich auf die Straße. Mittlerweile war ich am Ende der Bay Bridge angelangt und hatte den Brückenkopf nach Amerika erreicht.

Wegweiser zeigten in alle Richtungen: Oakland, Sacramento, San José. Ich nahm den Highway 580, eine Verkehrsader, die mich durch die Ebene zum Highway 5 nach Las Vegas führen würde – dem Weg nach Boulder City und zu Annie.

Ich angelte nach meinem Handy und wählte die Nummer der Neurologin Dr. Leslie Fernandez, meiner einstigen Studienkollegin und Geliebten.

Man musste kein Arzt sein, um zu verstehen, worauf Annie hinauswollte: Falls meine Gehirnfunktionen beeinträchtigt waren, benötigte ich künstliche Stimulation, sozusagen

anstelle des Laptops, der irgendwie meinen körpereigenen Rechner beschädigt hatte. Welche finsternen Machenschaften da im Gang waren, konnte ich später noch herausfinden. Im Augenblick ging es ums Überleben.

»Dr. Fernandez«, meldete sie sich.

»Leslie.«

»Hallo, Lover-Boy«, sagte sie erfreut.

»Lover-Boy braucht noch einmal deine Hilfe.«

»Seufz. Was ist denn los?«

»Leslie, ich brauche ein Rezept für Ritalin. Hundert Tabletten zu mindestens zwanzig Milligramm.«

»Nat?«

»Und Augmentin oder etwas in der Art. Das stärkste Breitband-

Antibiotikum, das auf dem Markt  
erhältlich ist.«

Schweigen.

»Ich hole mir das Zeug bei der  
Walgreens-Zweigstelle in Pleasanton  
ab«, sagte ich.

»Ist bei dir alles in Ordnung? Du  
nimmst doch nicht etwa Drogen?«

Ich lachte, aber ihre Sorge war  
begründet. Mein Ansinnen war nicht  
illegal – Ärzte verschreiben sich ständig  
gegenseitig Medikamente -, aber die  
Menge war bedenklich. »Nein, Leslie.  
Bitte halt mir jetzt keine Moralpredigt.  
Du bringst niemanden in Gefahr. Vertrau  
mir.«

»Okay, Lover-Boy.« Das klang nicht

sehr überzeugt. »Falls du mich brauchst,  
weißt du, wo du mich findest.«

»Da wäre noch etwas.«

»Meine schönen Augen?«

»Norepinephrin und Dopamin«, sagte ich. »Meine Medizinkenntnisse könnten eine Auffrischung vertragen.«

»Neurotransmitter. Catecholamine.«

»Alles klar.«

»Was ist los?«

»Das sind Hormone, die in Stress-Situationen ausgeschüttet werden, stimmt's?«

»Das gilt vor allem für Norepinephrin. Es steuert die primitiven Reaktionen als Vorbereitung auf eine Flucht oder einen Kampf. Du weißt schon, Erweiterung der Pupillen,

Verengung der Blutgefäße, Steigerung der Herzfrequenz. Dopamin hat eher mit dem Lustzentrum des Gehirns zu tun, aber auch mit Zwängen und Verlangen.«

»Dopamin steuert also das Suchtverhalten?«

»Oder weist auf eine Sucht hin. Warum fragst du mich das?«

»Es geht um ein wissenschaftliches Experiment. Hör mal, ich muss auflegen.«

»Tu das bloß nicht.« Nun wurde sie sehr energisch.

Sie wollte wissen, ob die Sache mit Dr. Bard und meinem ersten Anruf zu tun hatte. Als ich ihr sagte, ich hätte keine Zeit, darüber zu reden, war sie erst recht

beunruhigt. Ich musste ihr schwören, dass ich weder krank war noch Ärzte-Hopping betrieb – manche Süchtige machen nämlich bei ihren Freunden die Runde, um sich Drogen verschreiben zu lassen. Bei Medizinern ist das gar nicht so ungewöhnlich. Leslie klang bis zum Schluss nicht recht überzeugt.

Nachdem ich aufgelegt hatte, fuhr ich zu einem Denny's nördlich vom Lake Merritt in Oakland. Das Viertel war etwas heruntergekommen, daher würde sich vermutlich keiner wundern, wenn ich auf der Toilette des Restaurants eine Generalüberholung vornahm. Eine offene Wunde zu reinigen, war allerdings hart an der Grenze. Zum Glück war die Toilette leer – bis auf ein

Paar Jeans mit Urinflecken, die neben dem Pissoir auf dem Boden lagen.

Mit angehaltenem Atem hob ich mein Hemd an. Dabei versuchte ich mir einzureden, ich sei wieder Medizinstudent in der Notaufnahme und hätte einen fremden Patienten vor mir. Bei genauerer Untersuchung der Fleischwunde stellte sich heraus, dass der Patient noch einmal Glück gehabt hatte. Der Briefbeschwerer hatte ihm die Seite aufgerissen, aber die großen Blutgefäße verfehlt. Weder Schulterblatt noch Rippen waren gebrochen. Wichtig war, dass die Wunde gesäubert und verbunden wurde. Danach wären eigentlich Bettruhe und ausreichende

Flüssigkeitszufuhr angesagt gewesen. In meinem Fall musste eine sorgfältige Reinigung der Wunde reichen.

Dreißig Minuten später stand ich bei Walgreens, wo mich eine winzige Apothekerin mit dicken Brillengläsern bediente.

»Haben Sie das schon einmal genommen?«, fragte sie, als sie mir das Ritalin gab.

Ich nickte.

Sie griff nach einem zweiten Tütchen, sah mich an und las noch einmal die Aufschrift.

»Das Mittel hier dürfen Sie nicht auf nüchternen Magen nehmen«, sagte sie.

»Es handelt sich um ein starkes Antibiotikum, das Übelkeit und verschiedene andere unangenehme Nebenwirkungen auslösen kann.«

Ich bezahlte mit einem Teil der dreihundert Dollar, die ich am Geldautomaten vor der Apotheke abgehoben hatte.

Noch auf dem Parkplatz öffnete ich das Ritalin-Glas und entnahm ihm zwei der kleinen weißen Pillen – das Doppelte der ohnehin schon hohen Dosis. Ich spülte die Tabletten mit einem Schluck warmer Pepsi aus der Flasche auf meinem Beifahrersitz hinunter.

Was hatte ich zu erwarten? Ein plötzliches Nachlassen der

Kopfschmerzen? Würden sich meine Gedanken schlagartig klären? Würde ich wieder schlafen können? Ritalin ist eine Art Aufputschmittel, daher schien diese Hoffnung weit hergeholt. Andererseits wird das Mittel auch zur Behandlung von ADS eingesetzt. Menschen mit diesem Aufmerksamkeitsdefizit können sich nicht richtig konzentrieren und wirken übererregbar. Tatsächlich geht man jedoch davon aus, dass es ihren Gehirnen an Dopamin fehlt und dass sie deshalb nach Stimulation suchen. Sie sehnen sich nach Aufregung, selbst wenn sie negativer Art ist. Ritalin beeinflusst den Stoffwechsel des Gehirns, so die gängige Theorie. Dieses muss daher

nicht mehr ständig nach neuen Reizen suchen, die die Adrenalinausschüttung anregen. Ein Aufputschmittel, das unter Umständen beruhigend wirken kann.

Für den Augenblick spürte ich jedenfalls noch nichts. Ich ließ den Motor an und fuhr auf den Highway. Hätte Ritalin Andy Goldstein retten können? War auf seinem Laptop eine Technologie installiert, die die Symptome von ADS hervorrief?

Noch brennender schien mir die Frage, ob Ritalin *mir* helfen würde. Oder waren die Schäden bereits irreversibel?

Der Besuch bei Elliott hatte unzählige neue Fragen aufgeworfen. Offenkundig hatte der Mann Dreck am Stecken. War

ich von seinem Computer krank geworden? Aber warum konnte der Rechner ihm nichts anhaben? Hatte er andeuten wollen, dass mein eigener Laptop manipuliert worden war? Wie und wann konnte das passiert sein? Als ich am Abend nach dem Anschlag nach Hause gekommen war, hatte ich den Laptop eingeschaltet vorgefunden. Dafür war der PC ausgesteckt gewesen. Das kam mir damals merkwürdig vor, aber ich konnte nicht ausschließen, dass ich beide Rechner so hinterlassen hatte. War ich denn so erschöpft, dass ich keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte?

War es nur leeres Gerede, wenn Elliott von Handy-Süchtigen redete, die

im Auto zwanghaft telefonierten? Je mehr ich darüber nachdachte, desto plausibler schien mir diese Theorie. Zumindest funktioniert das Piepsen eingehender Anrufe oder E-Mails im Sinne der Pawlow'schen Konditionierung. Wir hören den verheißungsvollen Ton, reagieren und erhalten unsere Belohnung in Form von Nachrichten oder Informationen. Aber handelt es sich um einen physiologischen Prozess? Stellt sich unser Gehirnstoffwechsel darauf ein wie Muskeln auf eine ständig wiederholte Tätigkeit?

Ich dachte daran, wie sich der Mensch an das Überleben im Urwald angepasst hat. Durch zufällige Mutation, durch

Versuch und Irrtum hatten wir uns so verändert, dass wir den körperlichen Anforderungen und Gefahren des Lebens in der Wildnis gewachsen waren. Erfolgte im Digitalzeitalter eine vergleichbare Entwicklung? Passte sich unser Gehirn dem modernen Dschungel, dem Computer, unserer alltäglichen Umgebung an? Eines war klar: Überall lauerten Reize auf uns, und es wurden ständig mehr. Es waren ja nicht nur die Telefone und Computer. Auf CNN und Fox News lief unter dem Sprecher ein Band mit aktuellen Meldungen, während in irgendeiner Ecke des Bildschirms eine bunte Grafik angezeigt wurde. Vermutlich konnte man den

Landwirtschaftsbericht bald von der Stirn des Sprechers ablesen.

Unsere Gehirne mussten mit einem Ansturm von Informationen fertig werden, die wie Maschinengewehrfeuer auf uns einprasselten.

Ich nahm mein Handy.

*Das Handy.*

Und wenn es nun wirklich mit einem Ortungsgerät ausgestattet war? Hatte Elliott mich warnen oder nur noch weiter verunsichern wollen? Wer verfolgte mich? Danny Weller? Oder war er bereits tot?

Ich sah mir das Mobiltelefon genauer an, hatte aber keine Ahnung, wonach ich Ausschau halten sollte. Also ging ich auf Nummer sicher, öffnete mein Fenster und

erfüllte mir den geheimen Traum jedes Handy-Benutzers: Ich warf das Gerät auf den Highway.

Ich hatte immer noch das Superagenten-Handy, das mir der blonde Engel hinterlassen hatte. Damit rief ich Bullseye an. Für den Fall, dass wir abgehört wurden, wählte ich meine Worte sorgfältig.

»Wie geht's Sam?«

»Sie ist vor genau neunundzwanzig Minuten aufgewacht«, sagte Bullseye mit mathematischer Präzision.

»Ist sie klar im Kopf?«

»Und stinksauer.« Er lachte, bei ihm ein seltenes Ereignis. »Ich habe sie

gefragt, wie das mit ihrer Zen-Philosophie vereinbar ist. Weißt du, was sie gesagt hat? ›Was müssen sich die Mistkerle auch mit einer Hexe anlegen?«

Ich lachte. Dabei tat mir die ganze Seite weh, aber das war es wert.

›Bullseye, weißt du noch, was du tun sollst?« Wir hatten das nur kurz besprochen, als ich ihm Samantha übergeben hatte.

›Ich bin ein wandelnder Computer. Wer kennt schon außer mir den Slugging Percentage aller Spieler der Black Sox von 1912 auswendig?«

Nur schade, dass es um unser Leben ging und nicht um eine Quizsendung.

›Du musst unbedingt Mike anrufen. Es

ist viel verlangt, aber ich bin davon überzeugt, dass er das schafft.«

»Geht in Ordnung.«

Ich legte das Handy weg, griff aber sofort wieder danach. Ein zweiter Anruf stand noch aus: bei Aravelo.

Vielleicht war der Lieutenant gar nicht korrupt. Ich brauchte dringend Unterstützung von offizieller Seite. Aber wenn ich mich irrte? Falls ein Anruf bei Aravelo meine Chancen, Annie wiederzusehen, auch nur im Geringsten beeinträchtigte, war mir das Risiko zu groß.

Stattdessen hörte ich mit dem Agenten-Handy über Fernabfrage meinen Anrufbeantworter ab. Ich hatte

nur eine Nachricht: einen Rückruf von Annies Freundin Sarah. Ihre Stimme klang, als wäre es dringend. Ich ignorierte meinen Instinkt und rief sie zurück. Vielleicht steckte sie in Schwierigkeiten. Und wenn ich mich geschickt genug anstellte, konnte ich möglicherweise sogar etwas Nützliches in Erfahrung bringen.

»Nat? Bist du das? Warte mal.« Sie legte die Hand über die Sprechmuschel und brüllte: »Stell den Fernseher leise! Verdammt noch mal, das hier ist wichtig.«

Sarah hatte sich nicht verändert.

Sie hielt sich nicht mit Höflichkeitsfloskeln auf, sondern erklärte mir rundheraus, wie

beunruhigend sie meine Nachricht gefunden hatte. Ich hätte so merkwürdig geklungen, meinte sie.

»Du klingst selbst ziemlich nervös. Ist alles in Ordnung, Sarah?« Ich hatte nicht die Absicht, mit ihr zu erörtern, wie sich meine Stimme anhörte. Und zu irgendwelchen Fakten wollte ich mich schon gar nicht äußern.

»Was ist los? Du hast gesagt, du wolltest mich etwas wegen Annie fragen.«

»Ja, wegen Annie. Ich sehe Gespenster.«

Eine lange Pause.

»Du bist nie über sie hinweggekommen, stimmt's?«

»Hast du noch Kontakt zu Glenn Kindle?«

»Ich sehe ihn manchmal. Warum?«

Das Frage-und-Antwort-Spiel war sinnlos. Auf jeden Fall wusste sie etwas. Sie war nervös, wollte aber nicht damit herausrücken.

»Sei vorsichtig, Sarah. Hier geschehen merkwürdige Dinge. Was genau, weiß ich auch nicht, aber sei wachsam.«

»Du machst mir Angst, Nat. Ehrlich gesagt, klingst du ... ziemlich eigenartig.«

»Das würde ich jederzeit unterschreiben.«

Wir verabschiedeten uns. Auf der

Gegenfahrbahn reihte sich ein Auto an das andere. Während ich in das gleißende Scheinwerferlicht sah, holte ich zum ersten Mal tief Atem. Ich fühlte mich ruhiger. War es das Ritalin oder der Abstand vom Ort der Auseinandersetzung? Auf den Fahrspuren neben mir drängten sich gestresste Pendler. Diese wackeren Kämpfer können sich die Immobilienpreise in San Francisco nicht leisten und müssen daher auf Vororte im Osten und Süden ausweichen, die gerade eben noch nach Feierabend erreichbar sind. Vermutlich hatten sie sich wie ich mit Proviant eingedeckt und sehnten sich verzweifelt nach Ruhe. Rechts von mir fiel mir ein weißer Civic auf. Am Steuer

saß eine Frau mittleren Alters mit dichtem, dunklem Haar. Sie musste meinen Blick gespürt haben, denn sie drehte sich zu mir um und nickte verständnisvoll. Dann konzentrierte sie sich wieder auf die Straße.

Während ich mich seelisch auf die lange Fahrt durch das kalifornische Längstal nach Nevada vorbereitete, schreckte mich das schrille Klingeln meines supergeheimen Agenten-Telefons auf. Es war Bullseye.

»Ich komme«, sagte er. »Aber nicht allein.«

*Am späten Morgen* sah ich in der Ferne den Las Vegas Strip. Er wirkte friedlich wie alle Geschäftsviertel vor dem Einsetzen der täglichen Hektik. Wie jeden Tag schlummerten seine Bewohner um diese Zeit noch und träumten schweißüberströmt davon, was hätte passieren können, wenn sie nur dreißig Minuten früher vom Tisch aufgestanden wären.

Die Stadt baute ihr Angebot immer weiter aus. Ich hatte gelesen, dass das Casino New York – New York kürzlich einen neuen Black-Jack-Tisch aufgestellt

hatte, der gleichzeitig als Video-Poker-Automat fungierte. Die Möglichkeit, zwei Spiele auf einmal zu spielen, trieb den Adrenalinspiegel all derer, die gar nicht schnell genug verlieren konnten, in schwindelnde Höhen.

Meine Drogé war Koffein. Ich besorgte mir einen Becher konzentrierten Kaffee und fuhr zum Flughafen. Bullseye wartete schon an der Gepäckausgabe.

»Du siehst aus wie eine aufgewärmte Leiche«, begrüßte er mich, während er mir einen Laptop hinhieß.

»Wo ist deine Begleitung?«

Er deutete vage über seine Schulter. Ich bugsierte ihn zur Toilette, wo wir uns ungestört unterhalten konnten. Melodramatische Gesten dieser Art

trieben Bullseye stets zur Weißglut. Er fürchtete nur Katastrophen, die mit hoher mathematischer Wahrscheinlichkeit eintreten mussten. Der Gedanke, dass jemand zwei Nullen wie uns verfolgen könnte, die sich am Flughafen von Las Vegas zu einer konspirativen Laptop-Übergabe trafen, lag ihm daher fern.

Aber ich wollte kein Risiko eingehen. Wir zwängten uns in eine Kabine links an der Wand.

»Hier haben wir aber schlechte Chancen«, stellte er fest, als er die Tür hinter sich schloss.

»Wieso das?«

Er quetschte sich auf die andere Seite der Toilette. Unter seinen Augen

zeichneten sich tiefe Ringe ab, und am Kinn hatte er Ausschlag.

»Falls du Angst hast, dass uns jemand entdeckt und umbringt, musst du eine Kabine in der Mitte nehmen. Die bietet bessere Fluchtmöglichkeiten.«

Ich hätte nicht sagen können, ob er das ernst meinte.

»Zumindest kann man uns nicht von beiden Seiten belauschen«, gab ich zu bedenken.

»Stimmt.« Dann drückte er mir Andy Goldsteins Laptop in die Hand. »Hier.«

Der Computer sah genauso übel zugerichtet aus wie beim letzten Mal. Ich setzte einen Fuß auf die Toilettenschüssel und drehte den Rechner um.

»Ist alles glatt gegangen?«

»Frag ihn doch selbst.«

»Genau, frag mich selbst, Alter«, meldete sich eine Stimme.

Ich öffnete die Tür.

»Wie sagt man?«, fragte Mike.

Ich schüttelte den Kopf. Mike, der größte Computerfreak des Universums, trug ein Hawaiihemd mit Blumendruck, Shorts und Flipflops.

»Das ist wohl die misslungene verdeckte Operation aller Zeiten«, schimpfte ich vor mich hin.

Mike hatte aus Bullseyes Hilferuf geschlossen, dass persönliche Betreuung angesagt war – sagte er zumindest. Der tatsächliche Grund für seine

Anwesenheit lag jedoch auf der Hand. Mike war sowieso jeden Monat in Las Vegas und verspielte so viel Geld, dass er die Übernachtung im Caesar's Palace umsonst bekam. Das Casino ahnte nicht, dass er versuchte, die Karten zu zählen. Geld verdiente er mit seinen Ausflügen nicht, dafür lief es nicht gut genug. Aber das war Mike egal.

»Habe ich Zeit für einen Besuch am Spieltisch?«, fragte er.

»Schwerer Fehler«, meinte Bullseye.  
»Am Automaten sind die Chancen besser.«

»Nicht, wenn man diszipliniert genug ist. Man muss das menschliche Element einkalkulieren. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass *ich* am Ende

gewinne?«

Bullseye lächelte verzückt. Er hatte eine verwandte Seele gefunden.

»Wollen wir wetten, dass meine Methode erfolgreicher ist? Aber zuerst hinterlegst du deinen potenziellen Verlust auf einem Treuhandkonto, damit der Croupier das Geld gar nicht erst in die Finger bekommt.«

Ich konnte es nicht fassen. Ich hatte Bullseye noch nie so viel reden hören. Die Gelegenheit war denkbar unpassend. Also unterbrach ich das Geplänkel und erinnerte die beiden daran, dass sie den Weg des Laptops verfolgen sollten. Bullseye hatte ich bereits eingeweiht, und Mike versicherte mir, er habe die

## Technik im Griff.

»Falls ich nicht wiederkomme, lasst ihr die Aktion trotzdem anlaufen«, sagte ich.

Zehn Minuten später war ich nach Südosten unterwegs.

Ich konnte es gar nicht glauben, dass ich Annie wiedersehen sollte, aber meine Gefühle waren gemischt. Zum einen freute ich mich sehr, zum anderen war ich verwirrt und wütend. Ich hatte immer gewusst, dass sie eine dunkle Seite besaß, sonst wäre sie nicht so ausgerastet, als das Stuhlbein brach oder wenn sie von der Arbeit gestresst war. Hatte ich diesen Teil ihrer

Persönlichkeit unterschätzt? Nein. Ihr musste etwas Furchtbares zugestoßen sein. Annie brauchte meine Hilfe, und die sollte sie bekommen.

Bei dem Gedanken an Erin plagten mich ebenfalls nagende Zweifel. Sie wirkte verletzlich, aber unkompliziert und zäh. Immerhin hatte sie die Explosion überlebt und war in einen Brandanschlag verwickelt gewesen. Die dicke Haushälterin der Andersons hatte eine Frau an den elektrischen Leitungen arbeiten sehen. Und Erin war dabei gewesen, als das Labor mit den Ratten in Flammen aufging.

Das Handy klingelte.

»Wie lange brauchst du noch, Turtle?«

»Keine Stunde mehr.«

Annie erklärte mir genau den Weg zu einer Wohnanlage am Südrand der Stadt, aber ich konnte mich nicht konzentrieren. Der Klang ihrer Stimme brachte mich völlig aus der Fassung. Obwohl sie eindeutig irdisch war, kam mir die ganze Situation unwirklich vor.

»Hast du verstanden?«, fragte sie.

»Als Tote bist du bestimmt besonders sexy.«

Oh, dieses Lachen!

»Beeil dich. Uns bleibt nicht viel Zeit.«

Als ich wissen wollte, was los war, verrostete sie mich auf später. Im Augenblick habe sie Wichtigeres zu tun.

»Nathaniel, du kannst dir gar nicht vorstellen, was ich dir zu erzählen habe.«

*Mittlerweile war es fast Mittag geworden. Obwohl die Klimaanlage auf Hochtouren lief, spürte ich die glühende Hitze. Ich fühlte mich übernächtigt und verschwitzt. Um nicht mehr denken zu müssen, schaltete ich das Radio ein. Als ich den Sprecher hörte, fiel mir wieder ein, was mich im Unterbewusstsein beschäftigt hatte.*

»... das zeigt, dass Geld nicht glücklich macht.«

»Vielen Dank unserem Anrufer. Tatsächlich haben wir wieder einmal gelernt, dass Reichtum und Glück nicht

identisch sind. Ed Gaversons Selbstmord ist der überzeugende Beweis dafür. Gaverson galt mehrfach als der reichste Mensch in den USA. Er besaß Immobilien, Autos und Yachten. Trotzdem hat er sich – entschuldigen Sie die drastische Ausdrucksweise – eine Kugel in den Kopf gejagt.

Meine lieben Hörer, Sie selbst bestimmen, ob Sie glücklich oder unglücklich sind. Depressionen, Störungen des Hormon- und Stoffwechselhaushalts – so etwas kann jeden treffen. Aber *Sie* sind ebenso fähig, diese Probleme zu erkennen und anzugehen wie der reichste Mann Amerikas. Mehr zu den aktuellen Themen des Tages in unserem

landesweit ausgestrahlten Programm *Sizzle Talk*. Wie immer waren Sie zu Gast bei Roger Templeton.«

»Haben Sie Probleme mit Arthritis? ...«

Ed Gaverson, der Leiter von Ditsoft, einem der größten Softwareunternehmen der Welt, war tot. Einer von Glenn Kindles engsten Freunden hatte Selbstmord begangen. Darauf also hatte Diane McNulty, Kindles Sekretärin, angespielt.

Auf der Suche nach einem anderen Sender und weiteren Informationen drehte ich an den Knöpfen, fand aber nur elektrostatisches Knistern. Nun stand ich vor einer weiteren Frage: Hatte

Gaverson selbst den Abzug betätigt, oder hatte das jemand anderer für ihn erledigt?

In Boulder City fuhr ich durch ein bescheidenes Gewerbegebiet zu einer halb leer stehenden Wohnanlage. Als ich auf dem Parkplatz hielt, kam ich mir vor wie in einem wilden Traum. Ich war verschwitzt, aufgeregt und konnte meine Neugier kaum bezähmen. Trotzdem plagte mich eine höchst praktische Sorge. Hatte ich Pfefferminzbonbons eingekauft? Was war mit Kaugummi? Da ich in meinem Vorrat nichts davon fand, warf ich eine Handvoll Lutschbonbons mit Zimtgeschmack ein. Vielleicht

verdeckten die den Geruch von Kaffee und Angst.

Aus dem Rückspiegel sahen mir gerötete Augen und ein überraschend buschiger Schnauzbart entgegen. Für einen Augenblick überlegte ich allen Ernstes, noch schnell zum Friseur zu gehen.

Augenblicke später stand ich vor der Tür. Ihrer Tür. Annies Tür. Ich zupfte mit der schweißnassen Hand eine Blume aus einem Beet und klopfte. Keine Reaktion. Ich klingelte. Nichts. Ich klopfte erneut. Endlich öffnete sich die Tür, und alles war vergessen.

Ich stand vor einer Frau mit aschblondem Haar, die Annies Schwester hätte sein können. Ihre

Wangen waren runder, als ich sie in Erinnerung hatte, das Haar war deutlich heller, und die Augen waren blau und nicht braun.

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat«, entschuldigte sie sich. »Ich wollte für dich schön aussehen.«

Ich ließ die Blume fallen und zog sie an mich. Sie schloss mich in die Arme. Wie früher, wenn sie sich Halt suchend an mich geklammert hatte.

Bis zu diesem Augenblick war ich noch nicht völlig überzeugt gewesen. Selbst nachdem ich ihre Stimme gehört hatte, hatte ich nicht glauben können, dass sie tatsächlich am Leben war.

Aber nun gab es keinen Zweifel mehr. Dies war Annie, auch wenn sie nicht ganz so aussah wie die Frau, an die ich mich erinnerte. Endlich hielt ich sie wieder im Arm.

»Bist du Profiringer geworden?«, flüsterte sie lachend, als ich sie fast zerquetschte.

Sie legte mir die Hände auf den Kopf und fuhr mir mit den Fingern durch das Haar. Wie früher.

»Hast du den Laptop dabei?«

Ich wollte sie nicht loslassen, damit sie mir nicht wieder entrissen wurde. Und wenn ich nur träumte? Dann wollte ich auf keinen Fall aufwachen. Schließlich

schob Annie mich weg.

»Hast du den Laptop mitgebracht?«, wiederholte sie.

Ich sah sie befremdet an. Wie konnte sie in einem solchen Augenblick danach fragen? Dann zuckte ich die Achseln. Sie würde schon ihre Gründe haben.

»Wie du gesagt hast.«

»Sei mir nicht böse.« Sie senkte den Blick und räusperte sich. Dann nahm sie meine Hand. »Turtle, erinnerst du dich noch an den Tag im Santa Cruz Boardwalk?«

Ich konnte den Blick nicht von ihrem Gesicht wenden. Sie war gealtert – mehr als sich durch die vier Jahre unserer Trennung erklären ließ. Sie musste unglaublichen Belastungen ausgesetzt

gewesen sein. Das war aber nicht alles. Offenbar hatte sie sich operieren lassen.

Die runden Wangen waren durch eine aufgepolsterte Knochenstruktur bedingt. Ihr Haaransatz war tiefer als früher. Zudem trug sie farbige Kontaktlinsen. Die Wirkung war subtil, aber überzeugend – die Arbeit eines echten Profis, dem es gelungen war, ohne radikale Eingriffe einen völlig anderen Gesamteindruck zu erzielen. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

»Wir haben einen Crêpe mit Schokofüllung gegessen, und du hast dir von einer Wahrsagerin aus der Hand lesen lassen.«

»Eigentlich war es ein Zimt-Crêpe«, verbesserte Annie kokett. »Ich habe viel an diesen Tag gedacht. Er war einfach perfekt. Unsere Beziehung war perfekt.«

Ich versuchte, ihr in die Augen zu sehen, aber sie senkte den Blick.

»Weißt du, was mir die Wahrsagerin prophezeit hat?«

»Dass du zu Geld kommst.«

Annie löste ihre Hände aus den meinen.

»Das habe ich dir erzählt, aber es stimmte nicht.«

Sie ließ den Kopf hängen, als wäre sie zu traurig, um zu weinen.

»Sie hat gesagt, ich würde vor einer schwierigen Wahl gestellt werden und

mich am Ende für die Liebe entscheiden.«

Sie trat einen Schritt zurück.

»Du trägst die Koteletten länger als früher. Oh, du bist ja verletzt.«

Mein hellblaues T-Shirt hatte sich rostrot verfärbt.

»Das habe ich Dave Elliott zu verdanken.«

Sie schlug die Hand vor den Mund. Ich hätte nicht sagen können, ob sie damit Schock, Wut oder Sorge ausdrücken wollte. Leise Zweifel nagten an mir. Ihr Verhalten wirkte irgendwie einstudiert. Ich schob den Gedanken beiseite.

»Irgendwer hat ein Programm auf meinem Computer installiert.«

Das klang banal, aber ich war zu dem Schluss gekommen, dass sich Annie den Rest denken konnte.

»Furchtbar. Es tut mir wahnsinnig leid, Turtle. Wie konnte er nur?«

»Dein Vater? Was ist hier eigentlich los?«

Ihr Gesicht veränderte sich. Ihre Züge wurden hart und entschlossen. Diesen Ausdruck hatte ich erst ein einziges Mal gesehen – in New York, als ich in ihre Besprechung mit den Financiers von Vestige Technology geplatzt war. Plötzlich packte mich das unausweichliche Gefühl, endgültig

erwachsen geworden zu sein. Viel zu schnell war die Zeit vergangen.

»Du darfst niemandem trauen«, sagte sie nachdenklich. »Ich bringe die Sache zu Ende. Und zwar jetzt.«

*Seit ich Annie zum letzten Mal gesehen hatte, war eine Ewigkeit verstrichen. Fische hatten Beine bekommen, waren an Land gekrochen und hatten den Verbrennungsmotor erfunden. Und Annie war hart geworden. Ich hatte immer gewusst, dass eine gewisse Erbarmungslosigkeit in ihrer Natur lag. Bisher hatte ich jedoch geglaubt, der andere Teil ihrer Persönlichkeit sei eindeutig stärker.*

»Ich habe mich nicht vier Jahre lang tot gestellt, damit es so endet. *Er* hat mir das angetan. Und dir, Nat. Uns beiden.

Das können wir ihm nicht durchgehen lassen. Endlich kann ich ihm ein für alle Mal das Handwerk legen.«

»Das hier ist mir egal.« Ich legte die Hand auf meine Wunde. »So etwas heilt, im Gegensatz zu einem gebrochenen Herzen. Annie, denk dran, was wir immer gesagt haben. Du musst dich nicht in diesem Dreck suhlen. Lass los. Sonst verfolgt uns die Sache ewig.«

Das war unmissverständlich. Ich konnte mich nicht erinnern, mich ihr gegenüber je so direkt geäußert zu haben.

Loyalität, ohne blinde Ergebenheit. Als sie auf mich zutrat, veränderte sich ihr Gesicht erneut. Ihre Züge wurden weich.

»Wenn du hörst, was ich durchgemacht habe, wirst du verstehen, warum uns keine Wahl bleibt.«

»Liebst du mich noch?« Sie flüsterte fast.

Ich sah ihr in die Augen und schluckte. Eigentlich war jede Antwort überflüssig, aber sie sah mich lauernd an. Ich kam mir vor wie ein Versuchsobjekt.

»Natürlich.«

»Was ich dir jetzt erzähle, ist nur für dich bestimmt. Du darfst es nie jemandem verraten. Top Secret, verstehst du?«

»So geheim wie die Tatsache, dass

ich an der Highschool in allen Faulkner-Bänden der Bibliothek die Zeichensetzung korrigiert habe?«

Sie lachte.

»Annie, wo ist Erin?«

»Der geht es gut. Wir haben sie in Sicherheit gebracht.«

»Wir? Wo ist sie?«

»Bist du in sie verliebt?«

»Nein, Annie, aber sag mir um Himmels willen, wo sie ist.«

»In Sicherheit, das schwöre ich dir. Sie kommt her. Bitte vertrau mir. Nur für kurze Zeit.«

Sie zog mich in die Wohnung. Nicht ganz das Szenario mit strahlendem Sonnenschein und applaudierenden Eichhörnchen, das ich mir vorgestellt

hatte.

Die Räume wirkten völlig unpersönlich. Annie führte mich zu einer Couch und wechselte abrupt das Thema.

»Frankreich ist viel einsamer, als in den Reiseführern steht.«

Sie trug eine schwarze Hose und eine genau darauf abgestimmte blaue Bluse. Selbst jetzt wirkte sie wie aus dem Ei gepellt. Nachdem sie die Tür abgeschlossen hatte, spähte sie durch einen Spalt im Vorhang nach draußen und kontrollierte den Bereich vor dem Haus.

Dann zog sie die Vorhänge vollständig zu und ging in die Küche. Ich hörte Töpfe scheppern und Wasser

laufen. Dabei redete sie die ganze Zeit.

»Dort habe ich die ersten beiden Jahre nach dem Unfall verbracht. In einem Landhaus in Nordfrankreich, in der Nähe der luxemburgischen Grenze.«

»Und warum hast du mich nicht angerufen, Annie? Wie konntest du mich glauben lassen, dass du tot bist? Hast du im Koma gelegen?«

Sie seufzte. »Bitte, Nat. Ich habe meine Erklärung tausendmal eingeübt und mindestens doppelt so oft wieder verworfen. Ich komme schon noch dazu. Die Sache ist verwirrend, auch für mich und selbst jetzt noch.«

Ich nickte.

Sie seufzte.

»Ich saß stundenlang in einem

Schaukelstuhl an einem Fenster, das auf einen kleinen Obstgarten mit Apfelbäumen hinausging. Damit ich nicht in Versuchung geriet, dich anzurufen, zählte ich die Äpfel. Wenn ich durcheinanderkam oder nicht mehr wusste, ob ich einen Apfel schon gezählt hatte, fing ich wieder von vorn an«, sagte sie emotionslos. Plötzlich wurde ihre Stimme traurig. »Es war schwerer zu ertragen als Gefängnis. Ich war völlig isoliert, verängstigt, einsam. Das ist schlimmer als der Tod. Man ist kein Mensch mehr. Das Leben hat jeden Sinn verloren.«

Annie kam mit einer Edelstahlschüssel aus der Küche.

»Seitdem hasse ich Kalender. Weißt du, warum? Weil man die Seiten nur einmal im Monat abreißen darf. Die Zeit will und will nicht vergehen. In der Küche des Hauses, in dem ich untergebracht war, hing ein Kalender mit Bildern von Desserts – Köstlichkeiten, die sich ›Schokoladenbombe‹ oder ähnlich nannten. Im August war es Eiscreme mit echter Vanille und einer Kirschsauc, die wie Blut aussah. Der Gedanke, dass ich nur einmal im Monat ein Blatt abreißen durfte, trieb mich zum Wahnsinn.«

Sie setzte sich auf den Couchtisch aus Eiche vor dem Sofa. »Ich habe meinen Tod vorgetäuscht, um verschwinden zu

können.«

Sie tauchte ein heißes Handtuch in die dampfende Wasserschüssel. Ich hob mein Hemd und hielt die Luft an, als sie das Tuch auf die Wunde presste.

»Als ich vom Boot sprang, dachte ich, ich müsste wirklich sterben. Das Wasser war eiskalt und grundlos und pechschwarz. Ich schwamm unter das Boot. Dort warteten eine Taucherbrille und eine kleine Druckluftflasche auf mich.«

»Eine Taucherausrüstung?«

»Es war gerade genug Luft für zehn Minuten. Man hatte mir erklärt, wie ich beim Tauchen am Mundstück saugen musste. Immer erst saugen, dann schwimmen. Ich konnte deine Stimme

hören, aber ich versuchte, sie zu verdrängen. Wenn ihr mich entdeckt hättest, hätte ich Brille und Flasche fallen gelassen und behauptet, ich wäre über Bord gespült worden. Aber ihr habt mich nicht gefunden. Also schwamm ich zwanzig Meter zu einer Boje, wie wir es geplant hatten. Der Autopilot der Yacht war so eingestellt gewesen, dass wir in der Nähe der Boje vorbeikommen mussten. In drei Meter Tiefe waren an der Kette der Boje Taucherflossen und eine Druckluftflasche befestigt, die durch einen schweren Anker gehalten wurde.«

Ich stellte mir die Szene vor. Annies Freunde, die auf der Yacht nach ihr

riefen, während ich im Wasser verzweifelt nach ihr suchte. Wie hatte ich sie übersehen können?

»Das ist verrückt, Annie. Ich kann mir noch nicht einmal vorstellen, dass du so etwas versuchst, und schon gar nicht, dass es wirklich funktioniert.«

Sie holte tief Luft. Offenbar stellte ich ihre Geduld auf eine harte Probe.

»Ich war gut vorbereitet. Einen Monat lang hatte ich mit einem Privatlehrer und einem Meditationstrainer geübt. Außerdem hatte ich Betablocker genommen. Und dann war da noch dieser Polizist.«

Sie stand auf, streckte die Arme und setzte sich neben mich auf die Couch. Mit der Hand deckte sie meine Wunde

ab.

»Edward.«

»Velarde? Officer Velarde.«

Das hatte sie nicht erwartet. »Ja.  
Woher ...«

»Arbeitet er immer noch für dich,  
Annie?«

Sie schüttelte entsetzt den Kopf. »Für  
sie.«

»Für Dave Elliott und deinen Vater?«

Sie nickte. »Nat, bitte lass mich  
ausreden. Dann wirst du alles verstehen.  
Ich will dir das schon so lange  
erzählen.«

Sie hatte sich an der Boje  
festgehalten, wo Officer Velarde sie mit  
seinem Boot aufgesammelt hatte. Im

Falle einer Entdeckung wollten sie die Taucherausrüstung über Bord werfen und behaupten, er habe sie gefunden und wiederbelebt.

In den Jahren nach Annies Tod hatte ich mich damit abgefunden, dass sie mehr Ehrgeiz besaß, als ich während unserer Beziehung hatte glauben wollen. Aber das hier überstieg meine Vorstellungskraft.

»Das kann nicht sein«, sagte ich mit tonloser Stimme. »So bist du nicht.«

Sie starrte in den Kamin, als sei er Lichtjahre von uns entfernt.

»Du verstehst einfach nicht, was auf dem Spiel stand.«

»Kannst du dir vorstellen, was mit mir im Gefängnis passiert wäre?«, fragte sie.

Ich sah durch sie hindurch.

Annie hatte ihren Tod vorgetäuscht und sich in Frankreich in die Einsamkeit zurückgezogen. Ich musste davon ausgehen, dass sie gute Gründe gehabt hatte, mich zu verlassen. Oder nicht?

Noch etwas störte mich. Die neue Annie war nicht die Frau, die ich gekannt hatte. Ich wusste nicht, woran ich es festmachen sollte, aber sie schien mir berechnender.

»Würdest du mir bitte erklären,  
warum du mich hast sitzen lassen?«

Neugier und Kummer triumphierten  
über den körperlichen Schmerz. Ich  
merkte kaum noch, dass sich weiß  
glühende Messer in meine Seite zu  
bohren schienen.

»Weißt du noch, wie mein Vater mir  
das Projekt mit Vestige Technologies  
übertragen hat? Die Firma stellte  
Software für Großunternehmen her.  
Diese Programme wurden unter anderem  
für Personalverwaltung, Vertrieb und  
Produktverfolgung eingesetzt.«

»Und deswegen hast du unser  
gemeinsames Leben weggeworfen.«  
Sie begegnete meinem Blick.

»Das Potenzial war enorm. Kindle Investment hatte fünfundachtzig Millionen in die Firma investiert, und das war erst der Anfang.«

Ein ordentliches Sümmchen. Auf dem Höhepunkt des Dotcom-Booms wurden völlig überzogene Beträge in Start-up-Unternehmen investiert. Fünfundachtzig Millionen waren trotzdem ungewöhnlich viel Geld. Das ließ darauf schließen, dass die Unternehmensgründer eine gewisse Strategie verfolgten. Vermutlich planten sie einen Börsengang, mit dem sie ihr eigenes Geld und das der Gesellschafter mehrfach wieder hereinholen wollten. Glenn Kindle war kein Mensch, der ins Blaue hinein Geld

investierte.

Annie stand am Küchentisch, packte Wäsche in eine Reisetasche und schloss den Reißverschluss. Dann legte sie die Hände auf die Tasche, als wollte sie einer Aktionärsversammlung einen Vortrag halten.

»Mehrere Wettbewerber drängten ebenfalls an die Börse, denen mussten wir zuvorkommen. Für mich war das die Feuerprobe. Wenn es funktionierte, war es ein Erfolg, wie ihn sich mein Vater nicht hätte träumen lassen.«

Sie schloss die Augen.

»Ich frisierte die Bücher. Manches erfand ich, anderes ließ ich in einem günstigeren Licht erscheinen. Am Ende wirkten wir viel erfolgreicher, als wir

tatsächlich waren.«

»Ich kann das nicht glauben. Das ist Betrug. Du hast eure Bücher gefälscht.«

»Nicht nur unsere.«

Annies Stimmung hatte umgeschlagen. Hatte sie zuerst bei ihrem Geständnis um mein Mitgefühl geworben, wirkte sie nun distanziert und wollte das Gespräch offenbar nur noch hinter sich bringen. Diesen Zug kannte ich von früher. Es fiel ihr schwer, Kritik einzustecken.

Ein Wettbewerber drohte damals, Vestige mit dem Börsengang zuvorzukommen, sagte sie. Wie alle Dotcom-Unternehmen stellte auch dieser Konkurrent permanent neue Mitarbeiter ein. Eine der neuen Führungskräfte war

von Vestige eingeschleust worden. Dieser Informant ließ gegenüber Presse und Börsenaufsicht durchsickern, sein vorgeblicher Arbeitgeber habe seine Erträge künstlich aufgebläht. Unverbindliche Bestellungen seien als Umsatz verbucht worden.

»Das war die schmutzige Seite der Dotcom-Ära, von der man nichts liest«, sagte sie. »Die Risikokapitalanleger fielen sich gegenseitig in den Rücken – in der Presse, gegenüber den großen Finanzdienstleistern wie Goldman Sachs und Morgan Stanley. Nicht am Anfang, als alles glatt lief. Aber als sich der Boom abschwächte, kämpften wir alle verzweifelt darum, mit unseren Unternehmen an die Börse zu kommen.

Es war ein allgemeines Hauen und Stechen. Wir waren besonders rücksichtslos.«

Die Sache mit dem Spion war Glenn Kindles ganz persönliche Note.

Sein Plan war erfolgreich. Zu erfolgreich, wie Annie sagte. Presse und Börsenaufsicht hielten überall nach künstlich aufgeblähten Bilanzen Ausschau. Der Börsengang des Wettbewerbers musste ausgesetzt werden – was im Endeffekt zum Zusammenbruch des gesamten Marktes im Juni 2001 beitrug. Leider gerieten in der Folge der gesamte Markt und insbesondere die Branche, in der Vestige tätig war, ins Blickfeld der

## Ermittlungen.

»Wir haben uns selbst gleich mit erledigt«, sagte Annie mit einem bitteren Lächeln.

Ich stand auf und ging ans Fenster. Mit den Fingern schob ich den Vorhang auseinander. Bis auf meinen Explorer, einen verbeulten blauen VW-Bus und ein großes amerikanisches Modell war der Parkplatz leer. Ein Versuch konnte nicht schaden. Ich lachte in mich hinein.

»Da steht aber einer auf dem Schlauch.«

»Wer? Was?«

Ich sagte erst einmal gar nichts, um Zeit zu gewinnen, und sah nur weiter aus

dem Fenster.

»Was ist denn los, Nat?«

»Das arme Würstchen hat sich ausgesperrt. Oder der Kerl will den Oldsmobile klauen.«

Annies Augen verengten sich zu Schlitzen. Sie wollte ans Fenster treten, aber ich fing sie ab und schloss sie fest in meine Arme. Erst wehrte sie sich, doch dann erwiderte sie meine Umarmung.

»Ach, Nat.«

Sie löste sich von mir und ging zum Fenster. Nichts zu sehen. Ich behauptete, der Unbekannte habe etwas vom Sitz genommen und sei damit verschwunden. Sie griff nach Schlüsseln und Brieftasche.

»Bin gleich wieder da.«

Unterdessen sah ich mir die Reisetasche genauer an. Blusen, Schminkzeug, nichts Aufregendes. Bis auf ein Stück Papier in einer der Seitentaschen. Eine Mietquittung für ein Hausboot, das *Monkey* hieß. Liegeplatz 47, Callville Bay Marina, Lake Mead. Gerade noch rechtzeitig schloss ich den Reißverschluss wieder.

»Wie sah der Kerl aus?«, fragte sie.

Ich zuckte die Achseln. »Du verschweigst mir etwas, Annie. Die ganze Geschichte passt überhaupt nicht zu dir. Ich habe das Gefühl, dass du jemanden deckst – vielleicht deinen Vater. Wieso du das tust, ist mir ein

Rätsel. Lass es sein, in deinem eigenen Interesse. Von uns beiden will ich gar nicht reden.«

»Ich brauche Verbündete, Nathaniel, jetzt mehr denn je. Bitte vertrau mir. Halte durch, es dauert nicht mehr lange.«

»Ziemlich viel verlangt. Deine Geschichte wirft mehr Fragen auf, als sie beantwortet.«

Das saß. Sie holte tief Luft. »Wie gesagt, die Sache geriet außer Kontrolle.« Es klang, als würde sie am liebsten gar nichts mehr sagen.

»Erzähl es mir«, drängte ich mit ausgestreckten Händen.

Sie sagte, Vestige habe kurz vor dem Börsenkrach eine weitere Gruppe potenter Investoren aufgetan, die noch

einmal hundert Millionen einbrachten. Diese Anleger hätten sich auf die gefälschten Geschäftsberichte und den angeblich bevorstehenden Börsengang verlassen. Als die Branche und der gesamte Aktienmarkt ins Trudeln gerieten, sei ihnen schnell klar geworden, was passieren würde.

»Wir wiesen darauf hin, dass die gesamte Technologiebranche von der Krise erfasst worden war«, erzählte Annie. »Selbst Giganten wie Cisco und Intel kamen nicht ungeschoren davon.«

Im Unterschied zu anderen Dotcom-Pleiten hieß einer der Investoren Glenn Kindle. Kindle war einer der Mitbegründer von Silicon Valley und

zählte zu den angesehensten Risikokapitalanlegern am Ort. Sein Vermögen wurde auf knapp eine Milliarde Dollar geschätzt.

»Eines Tages wurde mein Vater bei Starbucks von einem Mann angesprochen.«

»Von was für einem Mann?«

»Einem Investmentbanker, der mit Vestige zu tun gehabt und Lunte gerochen hatte. Er drohte damit, Presse und Polizei zu informieren.«

»Erpressung.«

Sie nickte. »Ich konnte Starbucks noch nie leiden.«

Ich war so mit ihrem Bericht beschäftigt gewesen, dass mir die Veränderung in ihrem Verhalten zuerst

gar nicht aufgefallen war. Jetzt merkte ich, wie dünn der Firnis gewesen war. Sie wirkte geschlagen. Verschwunden war die coole Investmentbankerin. Sie war nur noch eine Frau – eine junge Frau.

»Also steckt dein Vater hinter der ganzen Sache. Er hat dich überredet, die Bücher zu frisieren.« Ich brannte darauf, Annie den Klauen ihres Vaters zu entreißen. Sie stand auf und wich einen Schritt zurück.

»Er hatte nichts damit zu tun«, erwiderte sie. »Willst du denn nicht verstehen, wozu ich fähig bin? Selbst jetzt noch nicht? Kaum zu glauben.«

»Wie war es dann?«

»Mein Vater hatte mir ausdrücklich davon abgeraten, den Umsatz von Vestige künstlich aufzublähen«, sagte sie. Das schien mir nicht sehr glaubwürdig, aber ich ließ sie weiterreden.

Angeblich hatte Annies Vater eine ziemlich genaue Vorstellung von ihren Machenschaften gehabt und war sich der möglichen Konsequenzen bewusst. Er selbst hatte sich bei seinen Anlagen so abgesichert, dass die Behörden ihm nichts anhaben konnten. Gegen Erpresser war jedoch kein Kraut gewachsen. Der Banker wollte fünfzig Millionen Dollar. Glenn Kindle fürchtete um seinen Ruf und um seine Tochter.

»Die väterlichen Instinkte meines Vaters waren geweckt – und zwar die guten wie die schlechten. Er war geradezu paranoid. Zum einen wollte er mich schützen, zum anderen hoffte er, mich in die Hand zu bekommen, indem er die Forderung des Erpressers beglich. Ich hätte für alle Zeiten in seiner Schuld gestanden.«

»Also hat er bezahlt«, stellte ich trocken fest.

»Damit wurde alles nur noch schlimmer.«

Plötzlich stellte ich fest, dass ich mir in die Wange biss. Mit der Hand fuhr ich mir über das Hemd, aber die klaffende

Wunde an meiner Seite hatte ihre Bedeutung verloren. Annie strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. Früher hatte ich diese Geste an ihr geliebt. Sie seufzte.

»Dave bedrohte den Investmentbanker.«

»Dave Elliott.«

Sie nickte.

»Er hat gedroht, den Mann umzubringen?«

»Schlimmer. Er sammelte Material gegen den Banker. Der hatte seine eigenen Geheimnisse. Nichts Aufregendes, aber es hätte seine Ehe zerstört. Einmal holte Dave den Sohn des Mannes von der Schule ab, um ihm zu zeigen, dass er vor nichts

zurückschreckte.«

Ich schloss die Augen.

»Als ich davon erfuhr, rastete ich aus.  
Ich flehte ihn an, damit aufzuhören.«

»Wusste dein Vater davon?«

»Das bezweifle ich. Er ist knallhart,  
aber dafür hätte er nicht die Nerven.«

»Nicht die Nerven. Das klingt, als ob  
...«

»Dave war sein Mann fürs Grobe. Ein  
Schläger im Anzug.«

Offenbar hatte Elliott dem Banker nur  
zu verstehen geben wollen, dass sie ihm  
das Leben zur Hölle machen konnten.  
Schließlich ließ sich der Mann mit  
hunderttausend Dollar abfinden.

»Ein Taschengeld«, sagte Annie. Sie

kam zu mir und nahm meine Hand. Es war eine beiläufige Geste, als bräuchte sie etwas, mit dem sie herumspielen konnte.

»Aber damit war das Problem nicht gelöst. Börsenaufsicht und Steuerfahndung planten Ermittlungen. Irgendwann wäre der ganze Skandal aufgeflogen. Kindle Investment Partners war ein dicker Fisch, den hätte jeder gern zur Strecke gebracht. Aber wir haben dafür gesorgt, dass es keine Strafverfolgung gab.«

Nach einer kurzen Pause sprach sie weiter. »Eine Hauptverdächtige kam bei einem tragischen Unfall auf See ums Leben.«

Ihr Vater hätte mit diesem Schachzug

bestimmt geprotzt, aber Annie klang nur traurig und resigniert.

»Mir blieb keine Wahl. Ich musste untertauchen. Wenn herausgekommen wäre, dass wir Anleger betrogen, einen Wettbewerber ruiniert und schließlich ein Kind entführt hatten, um diese Straftaten zu verdecken, hätte man mich exemplarisch für die Auswüchse des Dotcom-Booms an den Pranger gestellt. Ich wäre für viele Jahre ins Gefängnis gewandert, und du ...«

»Was ist mit mir, Annie?«

»Du hättest gemerkt, was für ein schrecklicher Mensch ich bin.«

Mein Mitgefühl hielt sich in Grenzen. Ich fragte mich, wo ihre Tränen gewesen

waren, als sie mir den großen Betrug schilderte. Vielleicht hätte ich sie trösten sollen, aber ich konnte sie nur schweigend ansehen.

»Wer war der Investmentbanker, der euch bedroht hat?«

Sie griff nach der Reisetasche, die sie soeben gepackt hatte. Wo wollte sie damit hin?

»Sein Name war Simon Anderson.«

Nahezu zehn Stunden lang war ich von den Kopfschmerzen verschont geblieben, die mich seit dem Anschlag auf das Café plagten. Jetzt waren sie wieder da. Ich hielt mich an einem Stuhl fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

»Annie. Hast du ... hast du versucht, ihn umzubringen?« Ich hatte meine Stimme wiedergefunden, aber meine Empfindungen waren ein einziges Chaos. Verzweiflung, das Gefühl des Verlusts, Verwirrung und immer noch eine Spur Hoffnung. »Was wolltest du vor der Explosion in dem Café?«

Sie legte mir die Hand auf den Arm.

»Du hast herausgefunden, was die beiden planten«, sagte ich, »und wolltest sie aufhalten. Aber es war zu spät. Sag mir, dass du keine Ahnung hattest, dass so viele Menschen ihr Leben verlieren würden. Das Labor. Du liebst doch Tiere, sogar Ratten. Du hättest diese Experimente nie durchführen können.«

Annie räusperte sich. »Mein Vater, mein Vater, mein Vater. Ich muss dir noch viel mehr erklären, ich weiß. Wir arbeiten im Hintergrund daran, alles wieder in Ordnung zu bringen.«

Wir.

Wie auf Kommando klopfte es an der Tür.

»Tara«, rief eine gepresste Stimme.  
»Ich bin es.«

»Ich komme schon, Cynthia«, sagte Annie. »Ich komme.«

Sie ließ meinen Arm los. Ich versuchte gar nicht erst, ihr zu folgen. Mein Körper war wie gelähmt. An der Tür stand der blonde Engel.

»Die Zeit ist um, Tara. Du musst

weg.«

*Engel fliegen nicht.* Sie fahren Minivans.

Ich hatte das Gesicht sofort erkannt. Es war mein blonder Engel, die Frau mit dem straff zurückgesteckten Haar und der Handfeuerwaffe, die mich vor der Folter gerettet und zwei gestandene Cops ausgeschaltet hatte.

Jetzt trug sie Jeans und eine Lederjacke.

»Die Besprechung ist in drei Stunden«, sagte sie zu Annie. Dann sah sie mich an.

»Nathaniel, Cynthia kennst du ja

schon. Sie nennt mich Tara. Aus Sicherheitsgründen«, sagte Annie. »Cynthia arbeitet für mich. Sie ist Assistentin, Freundin, Scout und Bodyguard in einer Person. Wenn ich mich aus Sicherheitsgründen nicht blicken lassen kann, ersetzt sie mir Augen und Ohren. So kann ich selbst in Deckung bleiben.«

»Fotografin ist sie auch«, stellte ich fest. »Wir sind uns vor dem Café begegnet.«

Cynthia sagte gar nichts, aber ich konnte mich erinnern, dass sie mich nach dem Anschlag auffällig oft fotografiert hatte. Damals hatte sie behauptet, freiberufliche Fotografin zu sein.

»Turtle, wo ist der Laptop?«

Andy Goldsteins Laptop, den ich unbedingt hatte mitbringen sollen.

»Der war in seinem Auto«, warf der blonde Engel ein. »Ich habe ihn in den Van gepackt.«

Offenbar hatte sich diese Cynthia Zugang zu meinem Auto verschafft und sich selbst bedient. Was ich davon hielt, zählte wohl nicht. Ich starrte sie wütend an.

Annie gab Cynthia mit einer Geste zu verstehen, dass sie noch ein wenig Zeit brauchte. »Eine Sekunde.«

Als sie die Tür schließen wollte, legte Cynthia die Hand auf die Klinke. »Was ist mit der Frau?«

Annie sah erst mich an, dann Cynthia.

»Bring sie her.«

Als sich Annie zu mir umdrehte, fiel mir wieder ein, wo ich ihr neues Gesicht schon einmal gesehen hatte: auf der Polizeistation. Das grobkörnige, verschwommene Foto einer Blondine, das mir Lieutenant Aravelo gezeigt hatte.

»Die haben dein Bild«, sagte ich.

»Was?«

»Ich glaube, du hast versucht, alle im Café zu retten. Du hattest herausgefunden, was dein Vater und Elliott planten, und wolltest sie aufhalten. Aber du kamst zu spät und konntest nur noch mich herausholen. War es so? Dann solltest du mir das sagen,

und zwar jetzt.«

Ich schwankte erneut. Diesmal lag es weder an meiner Übermüdung noch an der merkwürdigen Krankheit, mit der mich mein Laptop infiziert hatte, sondern an der zunehmenden Gewissheit, dass Annie mich verraten hatte. Hatte ihre dunkle Seite die Oberhand gewonnen?

Sie ließ die Reisetasche fallen und legte die Hände aneinander, als wollte sie mich anflehen, nicht so bockig zu sein. »Du musst hierbleiben, Nat. Du musst mir vertrauen. Bitte. Ich habe einen Plan, um meinem Vater das Handwerk zu legen und alles wieder in Ordnung zu bringen.«

Mit einem Schlag sah ich die Vorgänge in einem völlig neuen Licht.

Annie hatte die Kontrolle über die Ereignisse verloren. Sie kämpfte gegen ihre eigenen Dämonen und gegen ihren Vater. Dabei brauchte sie meine Hilfe. Was auch immer sie getan hatte, sie liebte und brauchte mich. Glenn Kindle war der Kern des Problems. Ich konnte nicht mehr klar denken, so erschöpft war ich.

»Ich komme mit. Du willst dich mit ihm treffen, habe ich Recht? Du willst deinen Vater in Las Vegas stellen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Zu riskant. Du musst hierbleiben.«

Nachdenklich betrachtete ich ihr Gesicht.

»Sieh dir doch an, was er mir angetan

hat, was er uns angetan hat. Mich betrifft die Sache ebenso wie dich.«

»Das versteh ich besser, als du ahnst, Nat. Ich weiß, wie du denkst und was ich und unsere Beziehung dir bedeuten. Du willst mich schützen. Keine Sorge, er wird mir nichts tun.«

Annie schläng ihre Arme um meine Taille.

»Nimm deine Hände weg«, sagte ich zu meiner eigenen Überraschung.

»Warte hier auf mich.«

Ihre Lippen berührten meine Wange – wie bei unserem ersten Rendezvous. An dem Abend, an dem ich Annie in dem mexikanischen Restaurant meine Lebensgeschichte erzählt hatte, hatte sie sich vorgebeugt und mich geküsst. »Ich

mag dich wirklich«, hatte sie damals gesagt, und ich war dahingeschmolzen.

Sie löste ihren Griff und öffnete die Tür. Ich wollte ihr folgen. Dann sah ich Erin dort stehen.

Gefesselt und mit verbundenen Augen.

Ich starrte sie stumm an. »Gott sei Dank«, sagte ich schließlich.

»Nat?«

Sie drehte den Kopf in meine Richtung – genau wie Annie. Offenbar hatte keine der beiden solche Emotionen von mir erwartet. Cynthia, die hinter Erin stand, wirkte völlig ungerührt.

»Ich komme mit. Ich lasse dich nicht wieder gehen.«

Annie sah Cynthia an und schüttelte den Kopf. »Zu gefährlich. Es geht um deine eigene Sicherheit«, sagte Annie. Sie deutete mit dem Kopf auf Erin. »Um ihre Sicherheit. Und um meine. Ich weiß nicht, wem ich trauen kann.«

Cynthia nickte. Sie hielt eine Waffe in der Hand, die nicht direkt auf Erin gerichtet war, aber auch nicht von ihr weg. Während Annie an den beiden vorbei in Richtung Van ging, schob Cynthia Erin in die Wohnung.

»Ich gehe mit Annie«, erklärte ich.

Der blonde Engel sah mich aus zusammengekniffenen Augen an.

»Sie werden mich ja wohl kaum erschießen wollen«, sagte ich zu ihr.

»Bitte, Nathaniel, lass es sein«, drängte Annie.

Ich trat noch einen Schritt vor. Nichts und niemand würde mich aufhalten. Diese Macht besaß niemand – bis auf Erin.

»Nathaniel, bitte lass mich nicht allein«, sagte sie.

*Ich konnte es nicht fassen, dass ich zusah, wie Annie Kindle zum zweiten Mal aus meinem Leben verschwand. Aber genau das tat ich. Nun, eigentlich hörte ich eher zu. Ich schloss die Augen und lauschte: wie sich die Haustür schloss, wie Annie eine Autotür öffnete. Der Motor drehte ein paar Mal leer und sprang dann an. Die Geräusche waren geradezu greifbar. Annies schmale Finger, die das Lenkrad umklammerten und den Wagen nach Las Vegas steuerten. Nur dass es nicht ihre Finger waren. Als ich die Augen aufschlug, sah*

ich, dass Erin meine Hand genommen hatte und sanft die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger rieb.

Trotz ihrer Augenbinde hatte sie zu mir gefunden. Als ich sie davon befreite, blinzelte sie ins Licht. Dann sah sie sich im Raum um. Sie wirkte müde und verwahrlost. Zudem hatte sie ein blaues Auge.

»Alles in Ordnung mit dir? Mir geht es gut«, sagte ich ohne Überzeugung.

Sie hörte auf, mir die Hand zu reiben, und drückte sie stattdessen. »Das war wohl Annie.«

Erins Beine waren mit einer kräftigen Nylonschnur gefesselt. Der Strick hatte

ihre Levi's aufgescheuert. Vermutlich hatte sie versucht, sich zu befreien. Sie konnte sich mit schlurfenden Schritten fortbewegen, aber das war auch alles.

Ihr linkes Auge war im Lidbereich blaurot angelaufen, aber nicht zugeschwollen. Das andere Auge war gerötet vor Müdigkeit. Vielleicht hatte sie auch geweint. Sie tastete vorsichtig nach dem Auge, das den Schlag abbekommen hatte, und zuckte zusammen, als sie das aufgequollene Fleisch berührte.

Cynthia musterte uns schweigend, bevor sie den offenen Bereich zwischen Eingang, Bad und Schlafzimmern absuchte. Dann inspizierte sie Esszimmer und Küche. Schließlich

wandte sie sich uns beiden, der Sitzgruppe und dem Kamin zu.

»Hinsetzen«, befahl sie.

Sie stieß Erin den Lauf ihrer Pistole in den Rücken. Als Erin nicht sofort reagierte, verstärkte sie den Druck. Ich wusste, dass Cynthia gewalttätig sein konnte. Aber galt das auch für mich? Immerhin hatte sie getötet, um mich zu schützen. Falls doch, hatte ich keine Chance, sie zu überwältigen. Einen von uns beiden würde sie mit ihrer Waffe auf jeden Fall erwischen. Ich spürte einen Aggressionsschub, der durch meine aus dem Ruder gelaufenen Neurochemikalien beflügelt wurde. Flucht oder Kampf? Cynthia sah nicht so

aus, als würde sie vernünftig mit sich reden lassen. Vielleicht konnte ich sie becircen.

»Wie wär's mit einer Runde Blackjack? In ein paar Stunden könnten wir in Vegas sein. Die Steaks gehen auf mich.«

»Sie wird bald wieder da sein«, sagte Cynthia. »Bis dahin bleiben wir hier. Ende der Diskussion.«

Erin schlurfte zu einem der Sessel. Ich sah mich nach einem Telefon um. Selbst wenn es mir nicht gelang, etwas zu sagen, würde ein Notruf registriert werden. Irgendwer würde nach uns sehen. Aber was dann? Würde ich Annie für immer verlieren? Außerdem war weit und breit kein Telefon zu sehen. Ich

ging in die Küche.

Für einen Augenblick sah ich mich mit den Augen eines Außenstehenden. Ich lebte in selbst gewählter Armut, hatte Pech in der Liebe, trug Kleidung, die nicht zusammenpasste, trieb nicht mehr als Freizeitsport, ließ mich von einer Katze drangsalieren und traf Entscheidungen, die meine Familie vor den Kopf stießen, um es vorsichtig auszudrücken. In meinem ganzen Leben hatte ich noch keine Brücke gesprengt. Zum Action-Helden war ich bestimmt nicht prädestiniert. Schade, dass ich mich nicht in Superman verwandeln konnte.

»Ich hole mir nur ein Glas Wasser«,

erklärte ich, während ich einen Schrank öffnete. »Heißt es eigentlich ›Leibwächterin‹?«

Cynthia antwortete nicht.

»Statt Leibwächter, meine ich. Mich würde interessieren, ob die weibliche Form verwendet wird.«

Ich drehte den Wasserhahn auf und sah mich in der Küche um. Wonach suchte ich eigentlich? Einem Messer?

»Haben Sie die beiden Polizisten umgebracht?«, fragte ich. »Willst du auch Wasser, Erin?«

»Ja, bitte.«

»Ich verdanke Ihnen mein Leben.«

Sie ließ sich nicht darauf ein. Ich fragte sie, warum sie mich vor dem Café fotografiert hatte. Keine Antwort. Als

ich ein zweites Glas aus dem Schrank holen wollte, sah ich etwas funkeln. Raumspray mit Erdbeerduft. Ich ließ die Schranktür offen stehen, sodass Cynthia die Sicht versperrt war. Dann nahm ich Glas und Spraydose heraus und stellte sie so ab, dass sie durch die Küchentheke verdeckt wurden.

»Willst du Eis?«

»Was haben Sie eigentlich mit den Leichen gemacht?«, fragte ich, während ich Erins Glas mit Wasser füllte und auf die Arbeitsfläche stellte. Dann ging ich zum Kühlschrank und holte Eiswürfel. Auf der Arbeitsfläche rechts davon standen zwei Kochbücher, Salz- und

Pfefferstreuer. Daneben glänzte etwas in der Sonne. Ein grünes Feuerzeug.

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie Velarde weggeschafft haben. Der Mann war ja riesig.«

»Als Journalist müssen Sie eine echte Landplage sein.«

Ich lachte.

»Ich habe eine Schnittwunde am Bein«, sagte Erin.

Ich schnappte mir das Feuerzeug.

»Das sehe ich mir gleich mal an«, versprach ich. »Leg dich hin und zieh das Hosenbein hoch.«

»Jetzt ist aber Schluss«, protestierte Cynthia.

»Ich habe immerhin vier Jahre lang Medizin studiert«, sagte ich mit

gespielter Lässigkeit. »Damit bin ich qualifiziert, für eine flüchtige Untersuchung horrende Preise zu verlangen.«

Cynthia sah misstrauisch zu, wie Erin sich hinlegte. Unterdessen öffnete ich die beiden obersten Knöpfe meiner Jeans, stopfte das Raumspray hinein und zog mein Hemd darüber.

Dann platzierte ich die Wassergläser auf einem Tablett, das ich mir vor den Bauch hielt, und brachte sie ins Wohnzimmer.

Ich stellte das Tablett ab, setzte mich neben Erin und beugte mich über sie. Sie sah mich an, als hätte ich vollends den Verstand verloren. Als ich ihrem Blick

begegnete, kniff ich die Augen zusammen und spannte die Kiefermuskeln an. Stumme Signale.

Ich tastete die Haut ab, wo der Hosenstoff unter dem Strick auf der Haut gerieben hatte. Die Jeans war durchgescheuert. Die Haut war gerötet, blutete aber nicht.

»Sie muss zu einem richtigen Arzt.«

»Bald«, versicherte Cynthia.

»Das ist eine böse Infektion. Damit darf man nicht spaßen.«

Cynthia näherte sich misstrauisch mit der Waffe in der Hand und beugte sich über Erin.

»Weglegen, Engel.«

»Was?« Sie sah auf und starrte sozusagen in die Mündung meiner selbst

gebastelten Waffe. Eine Spraydose direkt neben einem brennenden Feuerzeug.

»Weg mit der Waffe«, sagte ich. »Bitte. Seien Sie vernünftig. Sie wissen, dass ich hier raus muss.«

Plötzlich fing sie an zu lachen. »Hören Sie doch auf.«

Ich sprühte los. Ein Feuerstrahl loderte auf, aber Cynthia bewegte nur den Kopf ein wenig, um den Flammen auszuweichen. Fast im selben Atemzug hob sie die Waffe und feuerte auf die Lehne der Couch. Sprühdose und Feuerzeug wurden mir aus der Hand gerissen.

»War wohl nichts mit Action-Held«,

sagte ich.

Es dauerte einen Moment, bis wir merkten, dass meine Aktion gar nicht so vergeblich gewesen war. Ein Sofakissen stand in Flammen. Erin brachte sich schleunigst in Sicherheit. Cynthia betrachtete seufzend die absurde Szenerie, als ich seitlich von ihr ein metallisches Funkeln sah. Erin hatte die Schüssel gepackt, die Annie für die Wundreinigung verwendet hatte, und knallte sie Cynthia gegen den Kopf.

Sie taumelte benommen, drehte sich zu Erin um und hob die Waffe. Mit einem Hechtsprung warf ich mich auf sie und rang sie zu Boden. Sie betätigte den

Abzug, aber die Kugeln gingen daneben. Mit der einen Hand versuchte sie, ihren Kopf vor weiteren Schlägen zu schützen, mit der anderen umklammerte sie die Waffe, die ich ihr jedoch bald entrissen hatte. Wenige Augenblicke später hatten wir den Engel unter Kontrolle gebracht.

Mit Erins Fesseln banden wir ihr die Hände auf den Rücken. Nachdem wir ihr einen Eisbeutel auf den Kopf gelegt hatten, wählte ich die Notrufnummer und legte den Hörer neben den Apparat.

»Die kommt schon wieder in Ordnung«, sagte ich. »Vielleicht eine Gehirnerschütterung. Muss aber nicht sein. Auf jeden Fall wird ihr ordentlich der Schädel brummen.«

Wir waren auf dem Zubringer zum Highway unterwegs, der uns nach Las Vegas führen würde.

»Blödsinn! Wir brauchen keine Entschuldigung. Jeder hat seine Grenzen. Das war Selbstverteidigung. Sie hätte ... Wir hätten tot sein können.«

In den letzten beiden Tagen hatte ich mich nicht nur in einer Anwaltskanzlei

herumgeprügelt, sondern auch noch versucht, eine Frau in Brand zu stecken. Hoffentlich hatte Erin Recht, und ich wurde tatsächlich von meinem Überlebensinstinkt getrieben. Oder war mein Gehirnstoffwechsel so durcheinander, dass mich nach Blut dürstete? Und welche Mengen von Adrenalin hatten mich glauben lassen, dass ich diese Frau überwältigen konnte?

Dann musste ich lächeln. Im Grunde hatte Erin Cynthia außer Gefecht gesetzt.

»Was gibt's da zu lachen?«

»Dieser Schlag, mit dem du die Frau ausgeschaltet hast. Hast du den bei deiner Tanztruppe gelernt? Sah mir echt nach einem Karateschlag mit sozialem

Bewusstsein aus.«

Unterwegs hielt ich an einem Supermarkt und kaufte ein Handy mit Prepaidkarte. Ich zahlte bar. Bullseye nahm nach dem vierten Klingeln ab. Den Hintergrundgeräuschen nach war er im Casino. Er gab mir Mike.

»Der Laptop ist unterwegs. Ich muss wissen, wohin.«

Ich hängte auf und erkundigte mich bei Erin, wie es ihr in den letzten vierundzwanzig Stunden ergangen war.

Sie hatte in der Akupunkturpraxis gewartet, als die beiden Polizisten auftauchten. Zuerst hatte sie gedacht, sie

wollten sie verhaften. Der dunkelhäutige Hüne hatte sie sofort gepackt. Velarde. Sie befreite sich und versuchte wegzulaufen.

»Er hat seinen Knüppel benutzt. Ich sah den Schlag kommen, aber ich war wie gelähmt. Irgendwann wachte ich auf dem Boden vor der Eingangstür auf.«

Ihre Hände waren gefesselt gewesen, als sie zu sich kam. Cynthia war da und sagte, sie würde ihr helfen. Dann verabreichte sie ihr ein Beruhigungsmittel. Als Erin erneut aufwachte, lag sie gefesselt in einem Van. Es war unerträglich heiß.

Körperlich würde sie schon wieder in Ordnung kommen, aber sie musste zu einem Arzt. Obwohl sie weder

lethargisch wirkte noch lallte, fürchtete ich eine Gehirnerschütterung. Außerdem musste sich jemand ihr Bein ansehen. Wahrscheinlich reichte es, wenn die Wunde ordentlich gesäubert wurde.

Vielleicht brauchte sie eine Tetanusspritze und ein Antibiotikum, aber das konnte nur ein Arzt entscheiden.

»Es tut mir leid, Erin.«

Die Tachonadel kletterte auf hundertfünfzig. Erin legte ihre Hand auf meine Seite – genau über dem Verband.

»Wie war es?«

»Die Attacke mit dem Briefbeschwerer?«

»Du bist angegriffen worden?«

Ich nickte.

»Ich meinte eigentlich das Wiedersehen mit Annie.«

Zuerst sagte ich gar nichts, weil ich mit den Tränen kämpfte.

»Das weiß ich noch nicht so recht.«

»Ich kann mir euch beide gar nicht zusammen vorstellen«, sagte sie leise.

»Entgeht mir da etwas?«

Die Frage klang rhetorisch.

»Also, was ist dir zugestoßen?«

Ich rieb mit der Handfläche über meinen Verband. »So ziemlich dasselbe wie Andy.«

Ich erzählte ihr von Weller, Velarde und den Akupunkturnadeln, meiner Rettung durch Cynthia und der Auseinandersetzung mit Dave Elliott.

Davon, dass Bullseye und Mike Andys Laptop für mich mit GPS ausgerüstet hatten. Schließlich kam ich zu meiner Hypothese, dass auf dem Rechner ein potenziell hoch gefährliches Programm im Versuchsstadium lief und dass deswegen alle hinter dem Computer her waren.

»Nein, Nathaniel. Das kann einfach nicht sein. Bitte sag mir, dass Andy nicht so gestorben ist. Sag mir, dass es für seinen Tod einen Grund gab.«

Dreißig Kilometer vor Las Vegas rief ich Bullseye und Mike an.

»Das Bellagio Hotel«, sagte Mike.  
»Eine exklusive Gesellschaft.«

»Ist Glenn Kindle da?«

»Andre Latzke und Helen Douglass

warten in der Lobby.«

Das waren die Vorstandsvorsitzenden von Advanced Chip Devices und Sackerd Printer Corporation, die zu den größten Technologieunternehmen der Welt zählten.

»Kannst du sie im Auge behalten?«

»Klar«, meinte er. »Die Frage ist nur, was diese vornehmen Herrschaften in einem ordinären Vergnügungspark wie Las Vegas wollen.«

Fünf Minuten später wurde meine Frage durch ein Plakat am Stadtrand zum mindest teilweise beantwortet. »Verband der Telekommunikationsindustrie 20. bis 25. Juli. Sands Convention Center. Get

*Connected!«*

Das erklärte jedoch nicht, warum sich die beiden Tycoons ausgerechnet im Bellagio aufhielten.

Mein Handy klingelte. Mike und Bullseye meldeten sich aus dem vierzehnten Stock des Hotels.

»Deine Freunde sind in Zimmer 1544.«

Kurz darauf hatte ich den Strip erreicht. Ich parkte auf dem Gelände des Hotels. Bullseye und Mike spielten in der Lobby Sudoku.

»Wie ist der Plan?«, erkundigte sich Bullseye, ohne aufzusehen.

»Zimmer 1544. Guerillataktik. So

hole ich mir meine Informationen.«  
Und Annie.

Ich bat Bullseye, mit Erin zum Hotelarzt zu gehen. Erin sollte behaupten, sie hätte ihre Brieftasche verloren, und einen falschen Namen angeben. Ich hatte keine Ahnung, ob die Polizei nach ihr suchte, wollte aber kein Risiko eingehen.

»Was, wenn ...«, begann sie, sprach aber nicht zu Ende. »Zorn ist kein guter Ratgeber. Sei vorsichtig.«

Mein Zorn. Erins Zorn? Der Zorn der anderen? Erin legte mir besänftigend die Hand auf den Arm. Ich ließ mir von Mike einen Stift geben und schrieb die Daten des Hausboots auf, die ich in Annies Tasche gefunden hatte. Die

*Monkey* in der Calville Bay Marina. Dann faltete ich das Papier zusammen und drückte es Erin in die Hand. Ich beugte mich zu ihr und versuchte, nicht allzu dramatisch zu klingen.

»Wenn mir etwas zustößt, siehst du dir am besten dieses Boot genauer an«, sagte ich.

Sie zuckte zusammen.

»Mike, kannst du den Laptop immer noch orten?«

Er nickte. »Im Hotel schon, aber im Casino funktioniert gar nichts. Zu viel Interferenz.«

Er griff in eine Reisetasche.

»Ich habe den Akku des Laptops durch ein kleines GPS-Gerät ersetzt.

Falls sie den Rechner einschalten, werden sie merken, dass etwas faul ist. Der Computer funktioniert nur, wenn er eingesteckt ist. Das System hat dann immer noch eine Reichweite von etwa acht Metern. Du brauchst das hier.«

Er gab mir ein Netzteil mit Stromkabel. Nicht gerade Hightech. Ein ganz gewöhnlicher Netzstecker für einen ganz gewöhnlichen Menschen wie mich. Von außen fiel mir an Zimmer 1544 nichts Ungewöhnliches auf. Ich klopfte. Keine Antwort, aber die Tür war nur angelehnt. Dann meldete sich eine Stimme. »Die Tür ist offen, Mr Rothsberger.«

»Ich gehöre zu den Kindles«, sagte ich, während ich vorsichtig die Tür

aufstieß.

Es fiel mir schwer, mir meine Überraschung nicht anmerken zu lassen, als ich in die virtuelle Realität vor mir eintauchte.

*Der Raum war eingerichtet wie ein Wohnzimmer. Links stand eine runde Couch, an der Wand gegenüber war ein Flachbildschirm angebracht. In der mir am nächsten gelegenen rechten Ecke befand sich die Bar. In der Mitte des Raumes stand ein wenig nach rechts verschoben ein Konferenztisch. Das Mobiliar interessierte mich wenig, aber am Tisch saßen zwei der einflussreichsten Technologie-Tycoons der Welt: Andre Latzke und Helen Douglass. Für mich persönlich war jedoch vor allem das Kopfende des*

Tisches von Bedeutung. Dort hatten sich Annie und Glenn Kindle niedergelassen. Das Bellagio war ein Casino. Daher entschloss ich mich, mit vollem Einsatz zu spielen.

»Ich habe die restlichen GNet-Daten mitgebracht«, sagte ich zu Annie und brach damit das unbehagliche Schweigen.

»Das passt im Moment nicht so gut«, erwiderte ihr Vater nach einer Weile.

Alle Augen richteten sich auf mich. Ich war furchtbar zugerichtet.

»Entschuldigen Sie die Verspätung, Mr Kindle. Tut mir leid, dass ich in diesem Zustand hier ankomme. Ich war in einen Auffahrunfall verwickelt. Mein Vordermann hat plötzlich an einer

Ampel gebremst. Vielleicht sollte ich doch mit den Börsengeschäften aufhören, wenn ich am Steuer sitze.«

Kindle erhob sich und machte einen Schritt in meine Richtung. Für einen Moment wirkte er verwirrt.

»Er hat uns bei den Tests geholfen«, sagte Annie, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. Bedeutete der respektvolle Ton, dass sie mit ihrem Vater zusammenarbeitete? Oder standen sie auf verschiedenen Seiten?

Kindle wandte sich an seine Gäste. »Würden Sie uns bitte einen Augenblick entschuldigen? Ich muss mit Tara unter vier Augen reden.« Er lächelte aalglatt. »Das hätten wir eigentlich vorab klären

sollen, ich weiß.«

Helen Douglass lachte in sich hinein. Offenbar hieß Annie für die Anwesenden Tara. »Wir wollen unsere Gäste doch nicht allein lassen«, gab sie zu bedenken.

Ihr Vater biss die Zähne zusammen. Ohne mein Insiderwissen wäre mir die indirekte Warnung in ihren Worten entgangen – was wenn ich mich vor den beiden Managern verplapperte? Die anderen merkten offenbar nichts von der Spannung zwischen Vater und Tochter. Oder sie wussten mehr, als ich ahnte.

»Stimmt auch wieder«, gab Kindle widerwillig zu.

Latzke, ein Mann mit dichtem, welligem Haar und kräftigen Händen

schien die Führung übernommen zu haben. Nun sah er auf die Uhr. »Wo steckt denn bloß Ira Rothsberger?« Er zwang sich zu einem Lächeln. Ein guter Manager zeigt in der Öffentlichkeit keine Gefühle.

Helen Douglass beugte sich vor. »Machen wir weiter.«

Ich ließ mich auf der Couch nieder. Über die beiden Geschäftsleute wusste ich wenig. Mir war nur bekannt, dass Douglass vorgeworfen wurde, mehr Charisma als Substanz zu besitzen, was sie in ihren Reden gern als sexistisch bezeichnete. Latzke war der geborene Verkäufer. Er glaubte mit religiösem

Eifer an seine Firma. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass einer der beiden wissentlich in die finsternen Machenschaften der letzten Tage verwickelt war. Es musste um etwas anderes gehen.

»Wann halten Sie Ihre Rede?«, fragte Kindle Helen Douglass.

»Morgen Früh«, erwiderte sie gelangweilt. »Bringen Sie mich auf den aktuellen Stand.«

Glenn Kindle holte tief Luft. »Sollen wir nicht auf Mr Rothsberger warten?«

»Wir wollen doch nicht bis Mitternacht hier herumsitzen«, erwiderte Latzke mit seinem stereotypen Lächeln.

Helen Douglass hatte ein Blatt Papier vor sich liegen, das mit

handgeschriebenen Notizen bedeckt war. Nun warf sie einen Blick darauf. »Geben Sie mir eine kurze Zusammenfassung. Ich war nicht bei der Besprechung in Taos.«

Sie wirkte erstaunlich gelassen. Beide Manager waren absolut entspannt. Mir war mittlerweile klar geworden, dass sie keine Ahnung von dem Ausmaß der Katastrophe hatten, die über die Kindles und ihr Lieblingsprojekt hereingebrochen war.

Annie hielt den Kopf gesenkt und schickte offenbar eine SMS. Als sie meinen Blick spürte, sah sie auf und lächelte mich an. War die Nachricht für mich bestimmt? Ich hatte das Agenten-Handy gar nicht mehr.

»Werbung über die Tastatur«, sagte Latzke zu Helen Douglass.

»Genau.« Glenn Kindle hatte sich wieder gefasst. Er gab seine zögernde Haltung auf und übernahm erneut die Leitung des Gesprächs. Mit dem kurzärmeligen schwarzen Polohemd wirkte er wie der Inbegriff des lässigen Kaliforniers.

»Wir haben zwei Methoden zur Intensivierung der Interaktion zwischen Mensch und Computer entwickelt. Bei einer davon wird bei jedem Tastenanschlag ein nicht wahrnehmbarer Stromstoß abgegeben, der einen Impuls an das Lustzentrum des Benutzers sendet. Jede Tastaturberührung wird durch einen

Impuls belohnt. Es handelt sich um eine Verstärkung der Empfindungen, die durch Erhalt oder Versand von E-Mails und anderen Informations-Inputs ausgelöst werden. Abgewandelt wirkt dieses Prinzip auch bei Handys und anderen Geräten.«

Er legte eine Pause ein.

»Ein aufgepeppte Crackberry.«

»Ich bin schon infiziert.« Helen Douglass lachte, unterbrach sich aber rasch selbst. »Funktioniert das wirklich?«

»In gewisser Weise ist es bereits umgesetzt«, erwiderte Glenn Kindle. »Die Controller von Videospielkonsolen vibrieren, wenn der Spieler seine Waffe abfeuert oder wenn

seine Bildschirmfigur angegriffen wird. Unsere Handys vibrieren ebenfalls, um auf sich aufmerksam zu machen. Diese Technologie wollen wir verfeinern. Angesichts der Entwicklung in der Neurologie wissen wir immer genauer, wie wir die Benutzung der Tastatur mit angenehmen Empfindungen koppeln können. Die Wirkung ist mit der einer kleinen Dosis Koffein vergleichbar.«

Nach einer höflichen Pause sprach er weiter. »Das gesamte Computererlebnis wird verstärkt. Alle Sinne sind beteiligt. Die Verbindung von Chip und Gehirn. Die Benutzer wollen immer mehr davon, weil die Erfahrung so angenehm ist.

Da es sich um einen körperlichen

Vorgang handelt, vermittelt der Computer ein bisher ungekanntes Lustempfinden. Das ist also der Vorteil für den Benutzer. Wir schaffen uns dafür einen Benutzerstamm mit bisher unbekannter Loyalität. Sie wissen ja selbst, um im Internet Geld zu verdienen, reicht es nicht, möglichst viele Besucher auf einer Website zu haben. Dieses Geschäftsmodell hat sich schon während des Booms als nicht tragfähig erwiesen. Wir brauchen eine Loyalität, die nur durch ein intensives, interaktives Erlebnis erreicht werden kann.«

»Aber was wollen Sie damit erreichen, Mr Kindle?«, erkundigte sich Helen Douglass. »Haben Sie ein konkretes Geschäftsmodell?«

Jetzt kam Bewegung in die Sache. Ich konnte Kindle nicht ausstehen und war entsetzt, dass er die möglichen Nebenwirkungen verschwieg. Trotzdem musste ich seine Verkaufstechnik bewundern. Das hier war sein ganz persönlicher SkyMall-Katalog, den er mit der Gewandtheit eines Predigers des Kapitalismus anpries.

»Gute Frage. Es gibt mehrere aussichtsreiche Optionen«, erwiderte er. »Zum einen wird sich diese Technologie zum Heiligen Gral der Werbebranche entwickeln. Wir schaffen einen Benutzerstamm, der vollkommen in die PC-Welt eintaucht. Computer und Fernseher besitzen ohnehin eine hohe

Attraktivität. Licht und Ton sind starke Stimulanzien. Wir verstärken nur noch einmal die Intensität. Die Menschen werden sich gar nicht mehr vom Bildschirm und unseren Botschaften losreißen können. Politische Inhalte, kommerzielle Sendungen – alles ist möglich. Wir können ihnen unsere Software, unsere Hochgeschwindigkeits-Internetverbindungen und unsere Verbraucherprodukte verkaufen.«

»Das klingt mir sehr nach Gehirnwäsche«, gab Helen Douglass zu bedenken.

Die Stimme, die ihr antwortete, schien aus weiter Ferne zu kommen. »Die Technologie an sich ist völlig wertneutral«, mischte sich Annie ein.

»Wir schreiben das Jahr 2006, nicht 1984.«

Die anderen drehten sich nach ihr um.

»Wir brauchen das Gefühl, mit der Welt in Verbindung zu stehen. Wir sehnen uns nach einer realen Erfahrung«, sagte Annie.

Ich war hin- und hergerissen. Ihre Worte klangen überzeugend, aber ich konnte sie nicht mehr ernst nehmen.

»Wie Sie wissen, hat Tara an der Entwicklung und Erprobung der Technologie mitgearbeitet«, unterbrach Glenn Kindle. »Das ist natürlich noch kein Geschäftsmodell«, setzte er zu seiner Tochter gewandt hinzu.

»Natürlich nicht«, erwiderte sie

nachgiebig. »Aber das Geschäftsmodell und die Einsatzmöglichkeiten bergen ein enormes Potenzial. Und der Wirkungsgrad! Sehen Sie, jeder erwartet vom Internet kostenlose Informationen. Die Leute wollen Nachrichten, Sport, Filme und Musik, ohne dafür zu bezahlen. In Zukunft schenken sie uns dafür eben ihre Aufmerksamkeit.«

Annie legte eine Pause ein und griff nach einer Wasserflasche auf dem Tisch. Als sie trank, begegnete ihr Blick kurz dem meinen. Ihre Augen funkelten. Ich rief mir ins Gedächtnis, wie sie ihren Hund gestreichelt und auf die Nase geküsst hatte. Ihre Zuneigung hatte auf mich völlig aufrichtig gewirkt. Wer war diese eiskalte Person, die ihren Platz

eingenommen hatte? Oder spielte sie eine Rolle? Auf jeden Fall konnte ich keinen Unterschied feststellen. Sie schien die Situation zu genießen.

Sie stellte das Getränk ab und sprach weiter. »Wir haben nicht nur die Tastatur-Methode optimiert, sondern auch den Einsatz sublimer Werbebotschaften. Dazu fügen wir Bilder von hoher Intensität in den Hintergrund der Website ein, die so kurz zu sehen sind, dass sie gar nicht wahrgenommen werden. Das hat schon Hitchcock in seinen Filmen praktiziert. Das Revolutionäre an unserer Methode ist, dass unsere Botschaften in hohem Maße persönlich sind, weil wir die

Surf-Gewohnheiten des jeweiligen Benutzers kennen. Skifahrern zeigen wir Angebote für Reisen nach Aspen, Hobbyköchen den George Foreman Grill.«

»Das klingt mir höchst dubios«, wandte Helen Douglass ein. »Was ist mit der Telekommunikationsbehörde? Wir wollen doch nicht dieselben Fehler machen wie die Tabakindustrie.«

»Sublime Werbung« ist vielleicht die falsche Bezeichnung, obwohl sie genau genommen nicht verboten ist«, warf Glenn Kindle ein. »Wir reden hier eigentlich nur von einer Optimierung der Hintergrundinformationen. Wir könnten uns für die kostenlose Nutzung bestimmter Dienste die Zustimmung zu

einer kontinuierlichen Übermittlung von Werbebotschaften erteilen lassen. Damit meine ich individuell abgestimmte Botschaften, die der Benutzer gar nicht wahrnimmt. Auf jeden Fall ermöglicht diese Technologie eine effizientere Kommunikation durch interessante, persönliche Botschaften über Computer, Telefon oder Pocket-PCs.«

»Die Dienste müssten natürlich am Standort des Benutzers ausgerichtet sein«, meinte Latzke.

»Genau«, erwiderte Kindle. »Durch die Ausrüstung von Handys mit GPS können wir unsere Interaktion mit den Benutzern nicht auf deren Präferenzen, sondern auch auf ihren Standort

abstimmen. Wir liefern ihnen Informationen über Restaurants, Freizeitmöglichkeiten und andere Angebote in ihrer Nähe. Dieser kontinuierliche Informationsfluss lässt sich nicht unterbrechen, aber das wird auch niemand wollen.«

Die neue Technologie, von der die Kindles redeten, kam mir vor wie eine Droge.

»Natürlich beinhaltet unser Verfahren auch eine Intensivierung von Ton und Farbe. Das gesamte Computererlebnis wird verstärkt«, fuhr der mit allen Wassern gewaschene Risikokapitalanleger fort. »Im Augenblick arbeiten wir noch an der Entwicklung und Perfektionierung dieser

Technologie. Durch die ständige Kommunikation mit ihnen möchten wir gewährleisten, dass wir sofort mit der Umsetzung beginnen können, wenn wir so weit sind.«

»Und Sie glauben wirklich, dass das funktioniert?«, fragte Helen Douglass.

Annie meldete sich erneut zu Wort. »Wir sind absolut sicher. Wie bereits erwähnt, arbeite ich seit über fünf Jahren an der Entwicklung dieser Technologie.«

Fünf Jahre. Ich hustete, um einen Ausruf zu unterdrücken.

Latzke räusperte sich. »Der Gedanke klingt mir gar nicht so weit hergeholt.«

»Die Gesellschaft befindet sich ja

bereits auf dem besten Weg dorthin«, setzte Kindle voller Enthusiasmus hinzu. »Denken Sie nur an die vielen Menschen, die süchtig nach Videospielen sind, ständig telefonieren, im Netz surfen oder E-Mails versenden. Wenn nicht rund um die Uhr mit Hochgeschwindigkeit Daten übermittelt werden, langweilen sich die Leute und verlangen nach einer höheren Dosis.«

Latzke sah Helen Douglass an. »Die Werbebotschaften der Suchmaschinen sind ohnehin schon in hohem Maße auf Standort, Geschmack und andere Präferenzen der Benutzer abgestimmt. Diese Methode wäre die perfekte Individualisierung des Marketings für ein absolut loyales Publikum.«

»Wir sind doch jetzt schon alle süchtig«, meldete sich eine Stimme, die ich zu meiner Überraschung als meine eigene erkannte.

Die anderen drehten sich zu mir um, aber Glenn Kindle ließ sich nicht beirren. »Lassen wir die Methode einmal außen vor. In jedem Fall werden wir aus den allgegenwärtigen digitalen Geräten das leistungsstärkste Übertragungssystem aller Zeiten machen. Ständig wird im Silicon Valley von einer sensationellen Neuentwicklung geredet. Hier ist sie. Das wissen Sie intuitiv. Wir haben es mit der unausweichlichen Verschmelzung von Mensch und Computer zu tun. Stellen Sie

es sich so vor: Wir arbeiten wie ein Casino. Wir wollen eine Umgebung schaffen, in der alles stimmt. Das verschafft dem Besucher ein unglaubliches Wohlgefühl.«

Annie beugte sich vor. »Soweit unser Plan. Aber jetzt haben wir ein Problem«, sagte sie sehr leise.

*Mir lief es* bei diesen Worten eiskalt über den Rücken. Ihr Ton war völlig emotionslos und knallhart. Sie musste sich ihrer Sache absolut sicher sein.

Das schien jedoch auch auf ihren Vater zuzutreffen. »Das ist völlig überflüssig.«

Der Wortwechsel wurde durch ein lautes Klopfen an der Tür unterbrochen.

»Rothsberger!«, dröhnte eine tiefe, kehlige Stimme.

»Endlich«, stellte Latzke nüchtern fest.

Der korpulente Rothsberger mit den

schwabbelnden Hängebacken herrschte über eine der größten Internet-Suchmaschinen der Welt.

»Ich hatte *USA Today* in der Leitung. Die finden einfach kein Ende«, verkündete er.

Es klang, als wäre er nie um eine Ausrede verlegen. Er sah sich im Raum um.

»Das ist ja eine Stimmung wie auf einer Beerdigung!«

Dann verstummte er.

»Oh, Mist! Sie haben von Gaverson gesprochen. Habe schon gehört, dass er sich umgebracht hat. Furchtbar. Was für eine Tragödie.«

Ed Gaverson – Freund von Glenn Kindle, Chef eines Hightech-

Unternehmens und mutmaßlicher Selbstmörder.

»Hat sich die Kugel gegeben, stimmt's?«, fragte Rothsberger. »Was für ein trauriges Ende.«

»Er litt unter Depressionen«, sagte Helen Douglass.

Für einen Augenblick herrschte Schweigen.

»Ich glaube, wir müssen die Fortsetzung der Besprechung verschieben.«

Die Augen der Anwesenden richteten sich auf Glenn Kindle, der sich zu Annie gebeugt hatte. Es sah aus, als hätte er ihr etwas zugeflüstert.

»Was ist denn das für ein Mist?«,

polterte Rothsberger, der es offenbar nicht nötig hatte, diplomatisch zu sein. Es hätte sowieso niemand gewagt, ihm zu widersprechen.

»Es tut mir aufrichtig leid. Wir haben technische Probleme, die wir beheben müssen, bevor wir noch mehr von Ihrer Zeit in Anspruch nehmen«, erklärte Kindle. »Wir können uns im Dezember auf der CES treffen.«

Latzke erhob sich, und Annie tat es ihm nach. Sie brach das lastende Schweigen. »Du kannst diese Leute nicht in der Luft hängen lassen. Was, wenn sie in die Sache hineingezogen werden?«

»Bitte.«

»Was soll das heißen?«

»Welche Sache?«

»Es besteht absolut kein Grund zur Beunruhigung«, wiegelte Glenn Kindle ab.

»Das kommt mir verdächtig bekannt vor«, meinte Rothsberger.

Latzke setzte sich wieder.

Kindle seufzte gereizt. Offenbar sah er nicht ein, wieso er seinen Geschäftspartnern von den Tragödien der letzten Tage berichten sollte. »Wie Sie wissen, haben wir unsere Technik der intensivierten Werbung eingehend erprobt. Die Tests in einer Laborumgebung mit bezahlten Freiwilligen bestätigten die Wirksamkeit unserer Methode«, erklärte er. »Der nächste Schritt waren Feldtests.«

»Weiter.«

»Einen Augenblick, Mr Latzke«, warf Rothsberger ein. »Nur damit wir uns richtig verstehen: Wir sprechen von aufgepeppten Rechnern, die dem Verbraucher ein echtes interaktives Erlebnis ermöglichen. Physische Empfindungen – eine neue virtuelle Welt.«

»Genau«, bestätigte Kindle. Er räusperte sich und senkte die Stimme. »Einige unserer Feldtests wurden im Sunshine Café durchgeführt.«

»Wo ist das?«

»In San Francisco. Das Café ist letzte Woche in die Luft geflogen.«

Ein Schauder ging durch den Raum.

Die Manager wechselten Blicke. Ihre Gehirne arbeiteten sichtlich auf Hochtouren. Was hatte das zu bedeuten?

»Und was hat das mit uns zu tun?«, fragte Rothsberger.

Latzke stimmte ihm zu. »Ein tragischer Zufall. Furchtbar.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Glenn Kindle. »Es besteht kein Grund zur Sorge.«

Während der nun eintretenden Pause analysierte ich hastig die Situation. Offenbar hatten die Business-Manager nur eine vage Vorstellung von der Technik, die sie für eine innovative, aber harmlose Methode hielten, die

Benutzung von Computern noch reizvoller zu gestalten. Ob sie das wirklich glaubten oder es sich nur eingeredet hatten, wollte ich dahingestellt lassen. Glenn Kindle schien ihre Sicht der Dinge zu teilen, aber bei ihm hatte ich noch nie gewusst, woran ich war. Der größte Unsicherheitsfaktor war Annie. Vielleicht konnte ich noch mehr Informationen aus ihr herauskitzeln.

»Und was ist mit den Ratten?«

Die anderen starrten mich an.

»Strawberry Labs.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon der Mann redet«, sagte Kindle hastig. Er schüttelte den Kopf und blinzelte hektisch. Seine Verwirrung schien echt.

»Worum geht es da?«, fragte Rothsberger.

»Ich habe keinen blassen Schimmer, Mr Rothsberger.« Kindle warf mir durchbohrende Blicke zu. »Sie gehen jetzt besser.«

Ich sah Annie an. Sie erwiderte meinen Blick und sah dann weg. Es klang so, als wüsste ihr Vater tatsächlich nichts von den Ratten.

»Tierversuche?« Helen Douglass schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

»Davon war mir nichts bekannt«, versicherte Latzke. »Ich wurde nicht informiert. Falls nötig, werde ich das meinen Aktionären glaubhaft zu machen

wissen.«

Annie streckte die offenen Hände aus, wie um den Mob zu beruhigen. Kindle strich sich das Haar aus dem Gesicht.

»Ich kann das erklären«, sagte Annie.

»Setz dich, Annie.«

»Annie?«, fragte jemand.

»Tara.«

Sie sah ihren Vater an. Dann hob sie resigniert die Hände, überließ ihm das Feld und setzte sich.

»Wie gesagt, ich halte es für besser, die Besprechung auf später zu vertagen«, sagte Kindle. »Wir wollen Sie nicht mit Banalitäten behelligen.«

»Sehr rücksichtsvoll. Aber informiert werden möchten wir schon. Wir müssen wissen, in welchem Maße wir exponiert

sind. Sie kennen die Medien. Falls es irgendwelche Hinweise auf eine Verbindung zwischen uns und dem Anschlag auf das Café gibt, wäre das für die Journalisten ein gefundenes Fressen.« Das war Helen Douglass.

»Außerdem sind wir neugierig«, meldete sich Latzke zu Wort. »Gibt es noch weitere Tests, von denen wir nichts ahnen?«

»Nein«, versicherte Kindle. »Sie kennen mich seit Jahren. Sie wissen, wofür ich stehe. Wir wollen doch aus einer Mücke keinen Elefanten machen.«

»Eine merkwürdige Wortwahl.«

»Und Sie sind sich Ihrer Sache ganz sicher, Kindle?«

»Nun ja«, sagte Annie so leise, dass ihre Stimme kaum zu hören war, »die Tatsache, dass wir die Zustimmung der Testpersonen nicht eingeholt haben, könnte sich als problematisch erweisen.«

»Moment mal«, erwiderte ihr Vater.  
»Ich wusste nichts von ...«

»Lassen Sie sie ausreden.«

»Wir konnten uns nicht auf die Daten von freiwilligen Probanden verlassen, selbst wenn sie nicht genau wussten, worauf sie getestet wurden. Wie gesagt, ein Feldtest war naturgemäß der nächste Schritt. Darüber waren wir uns alle einig. Ich habe diesen Plan nur umgesetzt.«

»Das kann doch nicht wahr sein«, protestierte ihr Vater.

»Wir führten anonyme Tests durch«, fuhr Annie fort – ganz die zerknirschte Untergebene, die sich verpflichtet fühlt, die Geschäftsführer über das Risiko zu informieren. »Wir wählten eine Handvoll Personen aus, die das Internet intensiv nutzten. An einigen erprobten wir die Tastaturmethode, an anderen die sublimen Werbebotschaften. Die Computer, auf denen wir die Software installiert hatten, registrierten Verhalten und Surfmuster – Informationen, die wir nutzen wollten.«

»Ich war davon ausgegangen, dass alle Testpersonen schriftlich ihre

Zustimmung erteilt hatten. Falls wir in die Sache hineingezogen werden, können Sie sich auf eine Klage gefasst machen«, drohte Latzke, der offenbar bereits mit der Schadensbegrenzung beschäftigt war. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was seine Anwälte den Medien erzählen würden.

»Das ist noch nicht alles«, ergänzte Annie. »Die Experimente liefen nicht ganz nach Plan. Mehrere Testpersonen wurden krank. Zuerst bekamen sie Kopfschmerzen. Ein Proband hat möglicherweise Selbstmord begangen, aber ich möchte betonen, dass wir nicht wissen, ob ein Zusammenhang besteht.«

Rothsberger schlug mit seiner fleischigen Handfläche auf den Tisch.

»Das reicht!«

Helen Douglass sprang Kindle fast an die Gurgel. »Sie sind ja wahnsinnig! Erst experimentieren Sie mit unfreiwilligen Testpersonen, und dann bringen Sie die Leute auch noch um! Wissen Sie überhaupt, wer wir sind und was für uns auf dem Spiel steht?«

»Sie sind abgesichert, Mrs Douglass«, sagte Kindle. »Mit dem Alltagsgeschäft in der Entwicklung haben Sie nichts zu tun. Ich schwöre Ihnen, dass ich keine Ahnung hatte. Diese Geschehnisse waren völlig unvorhersehbar. Es war ein Unfall. Offenbar ist bei der Intensität der Experimente etwas schiefgegangen. Ein

Problem mit der Methodik, nehme ich an.« Kindle schwieg kurz und wandte sich dann an Annie. »Und ich kann mir gut vorstellen, wer unsere Arbeit sabotiert hat.«

»Das ist ja wohl nicht dein Ernst!«, konterte sie.

»Ich habe keine Ahnung, ob überhaupt eine Verbindung zu dem Anschlag auf das Café besteht«, versicherte er seinen Geschäftspartnern. »Meines Erachtens handelt es sich um einen Zufall.«

Das klang aufrichtig, aber die Jury hatte ihr Urteil bereits gefällt. Je mehr er redete, desto schuldiger klang er.

Annie legte noch eins drauf. »Vor zwei Tagen habe ich übrigens Ed Gaverson informiert. Ich hielt das für

meine Pflicht. Er war sehr bedrückt.«

»Wir müssen uns unter vier Augen unterhalten.« Kindle sah seine Tochter an.

»Tut mir leid, aber das muss öffentlich werden. Warum erzählst du den anderen nicht von dem Beweis, der unsere Verbindung zu dem Anschlag belegt?«

Kindles Augen weiteten sich. »Genug. Bitte.«

»Wo ist der Laptop, der diesen unglückseligen jungen Mann das Leben gekostet hat?«, fragte sie ihn. »Der Computer könnte uns alle vernichten. Der Ruf dieser angesehenen Geschäftsleute wäre ein für alle Mal

ruiniert.«

Kindle schwieg.

»Und wo ist er?«, fragte Latzke.

Annie griff nach einer Tasche und holte den Laptop heraus. Sie hielt ihn in die Höhe. »Diese Spur weist zu jedem Einzelnen von Ihnen. Als mir klar wurde, in welche Lage Mr Kindle Sie gebracht hatte, tat ich alles, um den Rechner zu beschaffen. Dieser Computer bedroht die Elite der Hightechindustrie. Man könnte Sie bestenfalls wegen fahrlässiger Tötung belangen, aber Sie wissen ja selbst, dass es in der Öffentlichkeit genügend Wahnsinnige gibt, die von Mord reden werden. Seien Sie beruhigt, ich werde dafür sorgen, dass das Gerät vernichtet wird und nicht

in die falschen Hände gelangt.«

Das lastende Schweigen wurde unerträglich.

Die Topmanager warfen einander verzweifelte Blicke zu. Glenn Kindle stand der Mund offen. Als Annie mich ansah, verzogen sich ihre Lippen zu einem selbstzufriedenen, boshaften Lächeln.

In diesem Augenblick wurde mir klar, dass sie die Situation völlig im Griff hatte. Alles lief, wie sie es geplant hatte.

Es klopfte kurz an der Tür, dann öffnete sie sich. Eine Stimme meldete sich zu Wort, die uns alle zusammenfahren ließ.

»Ich störe nur ungern«, sagte der

Neuankömmling. »Aber für heute müssen wir Schluss machen.«

Das Gesicht mit den Blutergüssen war mir wohlbekannt. Dave Elliott. Er sah Annie an und nickte.

Die Manager erhoben sich. Empörung und Verwirrung waren ihnen deutlich anzusehen.

Glenn Kindle stürzte sich wie eine Raubkatze auf seine Tochter.

*Die Geschäftsleute räumten eilig das Feld. Nun waren die Psychopathen unter sich. Bevor ich mir den nächsten Schritt überlegt hatte, hieß es Vater gegen Tochter.*

»Was denkst du dir eigentlich, Annie?«

Er war wie erstarrt vor Angst. Ich trat zögernd vor.

»Was denkst du dir? Was redest du für Zeug?«

»Wir mussten uns der Wahrheit stellen«, gab sie zurück, während sie mit dem Laptop in der Hand in Richtung Tür

ging.

»Was hast du getan?« Er ging ihr nach. »Du hast das Café in die Luft gejagt, um Beweise zu vernichten.«

Sie drehte sich um und baute sich herausfordernd vor ihm auf. »Hör doch auf. Du wusstest genau, dass wir die Zustimmung der Testpersonen nicht eingeholt hatten.«

Für einen Augenblick verzog er keine Miene. Dann lächelte er kaum merklich. »Das wird dir kein Mensch abnehmen. Man wird dich zur Verantwortung ziehen.«

»Was für ein Gefühl ist das, Dad?«

»Was für ein Gefühl ist was?« Als hätte er sie nicht gehört.

»Mit den eigenen Waffen geschlagen

zu werden.«

Kindle verlor vollständig die Fassung. »Du denkst, du kannst diese Leute erpressen?!« Er rang nach Atem. »Das hier ist nicht Vestige, Annie. Vestige war ein Rückschlag. Das hier ist geschäftlicher Selbstmord. Solche Beziehungen wirft man nicht einfach über Bord. Und was ist mit unserem Konzept? Wenn die Sache bekannt wird, gehen wir beide ins Gefängnis. Die Presse wird durchdrehen, und – große Überraschung – jemand anders wird vor uns auf den Markt kommen.«

Ich versuchte es mit Provokation. »Mord und Folter nicht zu vergessen.«

Beide sahen mich an, aber Annie

wandte sich gleich wieder ihrem Vater zu.

»Würde es dir denn etwas ausmachen, mich im Gefängnis zu sehen? Würdest du mich überhaupt besuchen?«, fragte sie weinerlich und zugleich vorwurfsvoll.

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr du mich enttäuscht hast, Annie.«

»Wie kann ich dich enttäuschen?«, erwiderte sie, nun wieder energisch. »Du hast doch überhaupt keine Gefühle für mich.«

Kindle lief rot an. Er hob die Hand und sah dabei aus wie ein Schüler, der sich zu Wort melden will. Oder wollte er zum Schlag ausholen? Dann veränderte sich sein Gesicht. Er wirkte wie ein geschlagener Mann. Ich taumelte

zu Annie, immer noch von dem vagen Drang getrieben, sie zu beschützen.

»Annie, du bist selbst am meisten gefährdet«, sagte er. »Du wirst wieder untertauchen müssen, ist dir das klar? Hast du vergessen, wie einsam das Leben als Ausgestoßene ist? Wenn die Sache bekannt wird, steht dir genau das bevor. Du wirst dich in der Wildnis verstecken müssen. Irgendwo, wo es so einsam ist, dass ein Landhaus in Frankreich dagegen der reinste Rummelplatz ist.«

Annie zuckte zusammen. Der Schlag hatte gesessen. Wie hatte sie gesagt? Isolation war schlimmer als der Tod.

Ich reagierte schnell und fing sie ab,

bevor sie die Tür erreichte. Mit der Linken nahm ich ihre Hand, mit der Rechten griff ich nach dem Laptop.

»Er ist verrückt, Turtle«, sagte sie mit ausdrucksloser Miene. »Verrückt und völlig ausgebrannt. Ich muss weg.«

»Bitte sag mir die Wahrheit. Bist du für all diese Dinge verantwortlich? Die Tests, meine Folter, die Falle, in die dein Vater getappt ist? Hilf mir zu verstehen. Hilf mir, die Annie zu finden, in die ich mich verliebt hatte.«

»Es hat sowieso nicht funktioniert.« Sie seufzte, wirkte aber distanziert und geschäftsmäßig. »Wieso sollen diese Heuchler nicht dafür zahlen? Verbrannte Erde.«

»Annie, wovon redest du? Was hat

nicht funktioniert?«

Sie löste ihren Arm aus meinen Griff – ohne Gewalt, aber energisch genug, um sich zu befreien. Ich hielt immer noch den Laptop. Sie öffnete die Tür.

Ein kräftig gebauter Mann blockierte den Ausgang, trat jedoch zur Seite, um sie durchzulassen. Als ich ihr folgen wollte, stieß er mich zurück ins Zimmer und schloss die Tür.

Dave Elliott lachte vor sich hin.

»Dieser Elektra-Komplex ist eine heikle Sache.«

Kindle fuhr zu ihm herum. »Sie stecken also mit Annie unter einer Decke. Wie konnten Sie uns so in die Tinte reiten? Das ist eine völlig neue

Dimension. Experimente mit Ratten, eine gefährlich hohe Intensität ... Oder irre ich mich?«

»Unserer Zeit voraus«, sagte Elliott.

Kindle deutete auf mich. »Und was ist mit dem da?«

»Der wird kein Wort sagen.«

»Hand aufs Herz«, erklärte ich.

»Verlassen Sie sich darauf, der hält den Mund. Er ist nämlich selbst sein schlimmster Feind.«

Ich überlegte, ob ich mich tollkühn mit dem Türsteher anlegen sollte, aber Elliott kam mir zuvor. »Hören Sie sich an, was ich zu sagen habe. Es ist in unser aller Interesse, dass Sie vernünftig sind.«

Ich sah mich im Zimmer um, biss mir

in die Wange, um das vertraute Pulsieren in meinem Schädel loszuwerden. Meine Karten waren gut, aber körperlich war ich im Nachteil. Wie weit würden sie gehen, um mich aufzuhalten? Würden sie mich töten? Aber würde ich Annie je wiederfinden, wenn ich ihr nicht sofort folgte? Würde ich je wissen, was sie getan hatte, was sie empfand?

Ich hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wo sie hinwollte: zur *Monkey*. Wenn ich sie erwischen wollte, musste ich schnell handeln, aber ohne mich selbst ins Verderben zu stürzen.

»Wissen Sie was, ich habe eine bessere Idee«, sagte Elliott. »Hören Sie sich an, was Sarah Tenner zu sagen hat.«

Er holte ein kleines digitales Audiogerät heraus und betätigte die Play-Taste. Ich hörte eine Aufzeichnung meiner eigenen Stimme: Fragmente meines Telefonats mit Sarah.

»*Ich sehe Gespenster.*«

Eine Pause.

»*Sei vorsichtig, Sarah. Hier geschehen merkwürdige Dinge. Was genau, weiß ich auch nicht, aber sei wachsam.*«

»*Du machst mir Angst, Nat*«, sagte Sarahs Stimme. »*Ehrlich gesagt, klingst du ... ziemlich eigenartig.*«

»*Das würde ich jederzeit unterschreiben.*«

Elliott schaltete den Rekorder aus.

»Diese Audiogeräte sind doch immer wieder nützlich«, sagte ich.

»Verstehen Sie nun, warum Sie besser nicht zur Polizei gehen? Weil Sie sich das Ganze nämlich nur eingebildet haben«, erklärte Elliott. »Sie sind verrückt. Niemand wird Ihnen glauben. In meinem Geschäft würde man sagen, Sie haben sich als Zeuge unglaublich gemacht.«

Kindle hatte sich hingesetzt und ließ den Kopf hängen.

Elliott zählte mir auf, wo ich mich als unzuverlässig erwiesen oder mir die Finger schmutzig gemacht hatte. Ich hatte die Explosion im Café überlebt, hatte die Beerdigung von Simon Anderson

besucht und war an seinem Haus und auf einem Anwesen in Felton gewesen, als beide in Flammen aufgingen. Die Polizei hatte bei den beiden toten Beamten Weller und Velarde meine Fingerabdrücke gefunden und würde schließlich auch meine Haarfollikel entdecken. Dann gab es Videomaterial von den Überwachungskameras in Elliotts Bürogebäude, das zeigte, wie ich mich davonschlich, nachdem er den Sicherheitsdienst gerufen hatte. Zu allem Überfluss erinnerte er mich daran, dass ich mir bei der Polizei keine Freunde gemacht hatte.

»Das sind nur die offensichtlichsten Argumente«, sagte Elliott. »Dann wäre da noch Vestige.«

## »Vestige?«

Er erinnerte mich an den Besuch, den mir die Steuerfahndung nach Annies Tod abgestattet hatte. Dahinter steckte mehr, als ich geahnt hatte. Ich biss die Zähne zusammen, um den vertrauten Schmerz in meinem Kopf loszuwerden, während er mir seine Geschichte erzählte. Als ich mit Annie in New York gewesen war, hatte sie eine Mappe mit Unterlagen in unserem Hotelzimmer vergessen, die ich ihr brav nachgetragen hatte. Nach meinem Abgang hatte Annie den Bankleuten erzählt, ich sei als freiberuflicher Buchhalter für ihre Firma tätig. Mein Name war sogar auf einigen Finanzberichten erschienen. Die Mappe,

die ich ihr gebracht hatte, enthielt unter anderem frisierte Unterlagen zu einigen Projekten, die die Behörden auf den Plan gerufen hatten.

»Das ist eine Lüge«, schrie ich. »Eine gottverdammte Lüge!«

»Sie verhalten sich auffällig«, stellte Elliott fest. »Irrational. Sehen Sie sich doch nur an.«

»Elliott, das ist ein Kartenhaus, das sich mit ein paar simplen Erklärungen zum Einsturz bringen lässt. Das wird die Polizei schon herausfinden. Occams Rasiermesser – die einfachste Erklärung ist, dass ich ein Journalist auf der Suche nach der Wahrheit bin.«

»Tut mir leid, Kumpel, das Prinzip arbeitet zu meinen Gunsten. Welche

Wahrheit übrigens? Dass Computer Menschen umbringen? Dafür haben Sie nicht die Spur eines Beweises. Nichts. Völlig aus der Luft gegriffen. Oder dass Annie lebt? Großer Gott, Sie leiden offenbar an posttraumatischem Stress-Syndrom. Außer Ihnen hat sie niemand gesehen. Annie ist tot, das hat Sie aus der Bahn geworfen. Und Sie haben ein Trauma hinter sich, das Ihnen den Rest gegeben hat. Nun denken Sie, Annie wäre von den Toten zurückgekehrt, oder Computer könnten unsere Gehirne manipulieren.«

Elliott drückte erneut die Play-Taste und spielte meinen Anruf bei Sarah ab. Diesmal kommentierte er die Aufnahme.

Sarah habe ihm einige Tage zuvor per E-Mail mitgeteilt, dass ich mich bei ihr gemeldet hatte. Er, Elliott, sei besorgt gewesen, weil ich offenbar nie über Annies Tod hinweggekommen sei und mit mehreren ihrer alten Freunde Kontakt aufgenommen habe. Für den Fall, dass eine einstweilige Verfügung nötig werden sollte, habe er Sarah gebeten, meine Telefonate mit ihr aufzuzeichnen.

»Nathaniel, sind Sie sich bezüglich der Ereignisse ganz sicher?« Plötzlich wurde er sehr freundlich. »Sie sind völlig übermüdet. Sie wurden fast in die Luft gesprengt. Sie waren krank. Da fällt einem die Konzentration schwer, was? Sie können höchstens beweisen, dass Sie

gerade einen psychotischen Schub durchmachen.«

Ich verstummte. Verrückt war ich nicht, aber ich war zu ausgelaugt, um mich dieser Attacke zu widersetzen. Zumindest für den Augenblick. Wer außer mir hatte Annie gesehen? Erin nicht. Sie hatte eine Augenbinde getragen. Andy Goldsteins Tagebuch hatte nur ich gelesen. Das Beweismaterial im Café war vernichtet. Aber es gab merkwürdige Zufälle, wie die Tatsache, dass Velarde, der Annies Tod untersucht hatte, in San Francisco ums Leben gekommen war. Sprach das für oder gegen mich?

»Erin wird meine Aussage

bestätigen«, entgegnete ich schließlich.  
»Sie war dabei und hat alles gesehen.«

Elliotts Antwort ließ grelle  
Neonlichter in meinem Kopf  
aufflammen. »Sind Sie eigentlich schwer  
von Begriff? Was glauben Sie denn, wer  
das Café in die Luft gesprengt hat?«

*Ich verschränkte die Finger und presste die Hände fest unter das Kinn. Der ganze Raum schien plötzlich von einem süßen Duft erfüllt, der mich an Malventee erinnerte und mir in die Kehle stieg. Ich schluckte, um ihn zurückzudrängen. Wie in Zeitlupe sah ich Elliott auf mich zukommen. Geradezu liebevoll nahm er mir den Laptop ab, der anfing, mir aus den Händen zu gleiten. Ich war geschlagen.*

»So ein Schwachsinn«, sagte ich.

»Man weiß nie, wem man trauen kann.«

Ich zerrte an dem Laptop, und er ließ los. Dann holte er aus seiner Jackentasche eine kleine Pistole, aus deren Spitze ein noch kleinerer Pfeil ragte.

»Ich bin Anwalt, kein Killer. Deswegen arbeite ich auch lieber mit Betäubungsspritzen.«

Ich ließ los.

»Gut. Ich würde nur ungern nachweisbare Substanzen in Ihrem Körper hinterlassen.«

Elliott tastete meine Taschen ab, um sicherzugehen, dass ich keine Aufnahmegeräte bei mir hatte, wie er mir erklärte. Nachdem er mir mein Handy abgenommen hatte, verließ er

gemeinsam mit Glenn Kindle den Raum. Ich musste zu Annie, aber mir fehlte die Energie, mich zu bewegen. Die Frage, welche Beweise ich hatte, ließ mich nicht los. Wusste ich überhaupt irgend etwas mit Sicherheit? Die Besprechung mit den Topmanagern war unmissverständlich und real gewesen. Niemand konnte bestreiten, dass eine manipulative Technologie im Einsatz war. Das mussten diese Leute bezeugen. Es konnte nicht schwer sein, sie entsprechend unter Druck zu setzen. Oder doch? Konnten sie mich einfach ignorieren, weil ich als Wahnsinniger abgeschrieben war? Der Laptop war der Schlüssel. Aber konnte ich überhaupt beweisen, dass die Software auf dem

Rechner installiert war, selbst wenn ich den Computer wieder in die Finger bekam? Besaßen die Tagebuchergüsse irgendeine Beweiskraft? Ich war die verkörperte Paranoia. Das krank machende Programm, Andy Goldstein, die Andersons – alles Theorie. Und Erin? Wenn sie für die Kindles arbeitete, musste sie aussagen. Würde sie ins Gefängnis gehen, oder war sie selbst unschuldiges Opfer?

Ich boxte mit der Faust gegen die Couch, stand auf und sprintete durch den Korridor.

Groß konnte ihr Vorsprung nicht sein – maximal ein bis zwei Minuten. Und

dann? Ich würde improvisieren und auf mein Glück setzen müssen. Und ich musste hoffen, dass Mike seine Arbeit getan hatte und nicht am Blackjack-Tisch hängen geblieben war.

Unten angekommen, ließ ich meine Blicke über die Menge schweifen. Es war noch früh am Abend. Vom Pool kamen die letzten Schwimmer herein, während die ersten Gäste bereits ausgingen.

»He, du Trampel! Du bist mir auf den Fuß getreten!«, schrie jemand.

Hinter einer Gruppe jugendlicher Rotzlöffel im Bikini entdeckte ich Mike, der am oberen Ende einer prunkvollen Treppe auf Dave Elliott einbrüllte.

Das konnte kein Zufall sein. Mike

musste den Weg des Laptops verfolgt haben und versuchte, Zeit zu gewinnen. Ich ging hinter einem gut genährten Paar in Deckung, das offenbar das All-you-can-eat-Prinzip wörtlich genommen hatte. Bis ich den Treppenabsatz erreicht hatte, waren die anderen schon die Treppe hinunter. Ich sah ihnen nach. Elliott, Kindle und ihr Leibwächter hatten Mike abgeschüttelt und entfernten sich mit raschen Schritten. Der Bodyguard hielt den Laptop. Ich schlich mich von hinten an ihn heran, nahm meine ganze Kraft zusammen und packte den Computer.

Dann rannte ich.

Vor mir lag ein Ausgang zum Pool. Ein Fluchtweg? Weit gefehlt. Ich durfte nicht riskieren, dass mich Elliott und seine Bande allein erwischten. Ich bog nach rechts ab und folgte dem Wegweiser zum Casino. Mein Tempo missfiel einem Wachmann.

»Hier wird nicht gerannt!«

Bloß keine Polizei. Wenn mich die Cops in die Finger bekamen, war Annie endgültig weg. Und ohne Annie hatte ich keine Beweise.

Ich fiel in Laufschritt, dann in schnelles Schrittempo, und warf einen Blick über die Schulter. Elliott und Kindle waren bis auf wenige Schritte an mich heran, während der Bodyguard

nach links ausschwärzte. Ich trat durch die riesigen Türen und fand mich in einem hallenartigen Casino wieder. Lichter, Klingeln, Leben, Leidenschaft, Angst. Deckung suchend, tauchte ich in die Menge ein.

Ich mischte mich unter eine Horde junger Männer in den Zwanzigern, die lautstark eine Junggesellenparty feierten, tauchte auf der anderen Seite wieder auf und schloss mich einer Gruppe Damen mittleren Alters an, die sich durch Cowboyhüte und hautenge Westernkleidung auszeichneten. Nach einem Haken um die Black jack-Tische hielt ich auf die Spielautomaten zu. Mit einem Blick über die Schulter vergewisserte ich mich, dass weder

Elliott noch Kindle in Sicht waren.

Ich verlangsamte mein Tempo, holte tief Luft und lehnte mich gegen einen schrill klingelnden *CSI: Miami*-Spielautomaten. Mein Schädel hallte wider von dem Lärm. Das Atmen fiel mir schwer.

Als ich aufsah, hatten sie mich entdeckt. Kindle und Elliott hielten von links auf mich zu, während sich der Leibwächter von rechts näherte. Elliott schüttelte den Kopf, und ich las Erleichterung und Mitleid in seinem Blick. Überall waren Lichter und Spiegel. Ich spürte, wie Tausende von Kameras von der Decke auf mich herabsahen. Mein Geruchssinn war

plötzlich empfindlich wie noch nie.

Ich ballte die Faust und presste sie auf mein Herz.

Dann stürzte ich zu Boden.

*Nur am Rande* bemerkt: Abgesehen von einem Krankenhaus ist ein Casino in Las Vegas der beste Ort für einen Herzinfarkt. Das kann Ihnen jeder Arzt bestätigen. Man wird ständig von Kameras überwacht, und die Betreiber legen nicht den geringsten Wert darauf, dass jemand über den Jordan geht. Das ist nämlich schlecht fürs Geschäft. Deswegen sind im Handumdrehen Sanitäter mit einem Defibrillator vor Ort.

Da ich nur simulierte, brauchte ich weder Defibrillator noch Sanitäter.

Innerhalb von Sekunden hatten mich zwei Männer und eine Frau in weißen Kitteln schützend so abgeschirmt, dass die übrigen Gäste nichts von meinem Missgeschick mitbekamen. Einer tastete nach meinem Puls, während der andere mir eine Sauerstoffmaske aufsetzen wollte.

Ich richtete mich auf.

»Der Aal«, lallte ich benommen.  
»Das Sushi war verdorben.«

Hinter den Sanitätern sah ich Elliott und Kindle lauern. Irgendwo entdeckte ich das Gesicht des Bodyguards. Und hinter einem Spielautomaten meinte ich, Mike zu erkennen.

Ich erzählte den Sanitätern, ich hätte

den ganzen Nachmittag auf der Toilette verbracht, sei aber in der Lage aufzustehen. Sie bestanden darauf, mich zum Arzt zu bringen.

Genau, wie ich gehofft hatte.

Kindle und Elliott folgten in sicherem Abstand.

Zehn Minuten später wartete ich ein paar hundert Meter weiter in einem Untersuchungszimmer, in das mich die Sanitäter gesetzt hatten. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, dass ich kein akuter Notfall war, hatten sie mir versprochen, jemand werde in Kürze nach mir sehen. Ich steckte Andy Goldsteins Computer ein und fuhr ihn

hoch. Der Bildschirmschoner zeigte Andy auf dem Sofa mit einer schwarzen Katze auf dem Schoß.

Für den Augenblick war ich frei, aber nun brauchte ich eine gehörige Portion Glück.

Ich spürte einen Klumpen in der Magengegend. Diesmal war es reine Aufregung. Je mehr ich über die Annie nachdachte, die ich im Hotel gesehen hatte, desto plausibler schien mir die Sache. Ihre Gelassenheit, ihre berechnende Manipulation, der kalkulierte Angriff auf ihren Vater. Die Frage war nur, wieso mir das früher alles entgangen war. Ganz tief in meinem Inneren fühlte ich mich immer noch zu ihr hingezogen. Auf Außenstehende

musste ich wie ein liebeskranker Schuljunge wirken, der dem Mädchen nachtrauert, das sich in der Schulkantine vor versammelter Mannschaft über ihn mokiert hat. Hatten meine Freunde das von Anfang an erkannt? Und dennoch hoffte ich weiter. Ihre Motive waren unklar. Vielleicht war sie in einer Weise aufrichtig, die ich noch nicht verstand. Es war eine schwache Hoffnung, aber sie hielt mich aufrecht, obwohl mich das Gefühl beschlich, eine vernichtende Niederlage erlitten zu haben.

Es dauerte nicht lange, und die Tür öffnete sich. Elliott und Kindle spazierten herein. Elliott schloss die Tür hinter sich ab und betätigte einen

Schalter an der Wand. Von draußen sah es nun so aus, als würde in dem Raum eine Untersuchung stattfinden. Dann öffnete er sein Jackett, sodass ich die Narkosepistole sehen konnte.

»Okay, Sie haben gewonnen«, sagte ich. »Lassen Sie uns verhandeln.«

»So gefallen Sie mir schon besser«, lobte Elliott.

»Ich muss wissen, was mit Erin ist.«

»Sie ist gewalttätig und verbittert«, erklärte Elliott. »Die ideale Attentäterin.«

Ungeduldig erklärte er mir seine Version der Ereignisse: Unmittelbar vor der Explosion hatte Erin in ihrer Pause am Computer gearbeitet. Dann war sie zur Toilette gegangen und hatte den

Lichtschalter betätigt, woraufhin das Café in die Luft geflogen war. Der Lichtschalter war der Zünder gewesen. Erin hatte überlebt, im Gegensatz zu Simon Anderson, für den sie nichts übrig gehabt hatte.

Die Polizei hatte in ihrer Wohnung Sprengstoffrückstände gefunden. Angesichts ihrer Vergangenheit als Brandstifterin sehr bedenklich.

Ich lauschte mit geschlossenen Augen.

»Sie hat das Café gar nicht wissentlich in die Luft gesprengt. Es war eine Falle.«

Dann fiel mir noch etwas ein.

»Bevor sie zur Toilette ging, saß sie am Computer. Sie haben sie

programmiert. Sie haben irgendwelche sublimen Bilder eingespielt, die sie dazu gebracht haben, zur Toilette zu gehen.«

»Eigentlich wollte sie sich nur die Hände waschen. Wir haben ihr sublime Bilder von schmutzigen Händen gezeigt«, sagte Elliott. »Aber Sie glauben ja bestimmt nicht an diesen Blödsinn, dass Computer Menschen steuern können.«

Kindle murmelte etwas Unverständliches.

»Unmöglich«, sagte ich. »Sie haben völlig Recht, das kann ich nicht glauben. Ein Computer kann keine Emotionen oder Handlungen auslösen. Das ist doch alles aus der Luft gegriffen. Reiner Blödsinn.«

Elliott seufzte entnervt. »Wie wär's, wenn Sie mal Ihr Gehirn einschalten und mit dieser Gefühlsduselei aufhören? Das ist doch nicht so schwer. Man schickt nicht wahrnehmbare elektrische Signale über die Tastatur. Dadurch werden die Nervenenden mit einer Frequenz stimuliert, die auf das Lustzentrum im Gehirn einwirkt. Diese Methode koppelt man mit sublimer Werbung. Individuelle, lebendige Bilder, mit denen die Sinne permanent bombardiert werden, ohne dass es jemand merkt. Wenn Sie am Computer sitzen, konzentrieren Sie sich voll auf den Bildschirm. Die Botschaften erreichen daher direkt das Gehirn. In Verbindung mit den körperlichen

Empfindungen ergibt sich eine enorm wirkungsvolle Suggestion. Um das zu verstehen, muss man kein Raketenwissenschaftler sein.«

Kindle sank in sich zusammen. Seine Kiefermuskeln waren angespannt. Er lehnte sich an die Untersuchungsliege und atmete langsam ein und aus, um nicht die Beherrschung zu verlieren. Eine Methode zur Stressbewältigung, die er offenbar geübt hatte. Dann wandte er sich an mich.

»Es ist nicht so, wie Sie denken. Ja, Annie lebt. Sie haben sie ja gesehen. Aber der Rest – das stimmt alles nicht. Ich hatte damit nichts zu tun.«

»Hören Sie doch auf«, sagte Elliott. Kindle hob die Hand. »Wir hatten

diese geniale Innovation. Aufmerksamkeit als Zahlungsmittel. War das Gehirnwäsche? Nein. Hören Sie mir gut zu. Wir wollten den Leuten nicht vorschreiben, was sie zu denken hatten, sondern das Denken nur unterhaltsamer machen. Schwerpunkte setzen. Der Einkauf über das Internet sollte eine in hohem Maße stimulierende Erfahrung werden. Das ist eine natürliche Entwicklung, die ohnehin stattfindet. Aber wir hatten den Trend erkannt. Wir hätten ihn mitgestalten, uns an die Spitze setzen können. Einige der wichtigsten Geschäftsleute der Welt waren interessiert. Und dann ... Elliott, Sie und Annie mussten es auf die Spitze treiben.

Sie wollten mich ruinieren.«

Elliott legte ihm die Hand aufs Knie.  
»Genug. Vergessen Sie nicht, was Sie  
Annie all die Jahre lang angetan haben.  
Das reicht jetzt.«

Er kam auf mich zu und zog die  
Narkosepistole. Ich klappte den Laptop  
zu und händigte ihn Elliott aus.

»Sie haben keine Beweise.  
Verschwinden Sie«, sagte er. »Haben  
wir uns verstanden?«

Ich sah ihm in die Augen. »Ich denke,  
ich kann den Mund halten.«

Er ging zur Tür.

»Noch etwas, Idle. Vergessen Sie  
Annie. Inzwischen ist Ihnen ja wohl klar,  
dass sie die Sache nicht wert ist.«

»Klar doch. Dann haben Sie sie ganz

für sich allein.«

Elliott lachte. »Hören Sie auf. Annie ist Ihnen doch egal. Sie können sie gar nicht lieben, haben sie nie geliebt. Das haben Sie sich nur eingebildet. Denken Sie darüber nach, dann werden Sie einsehen, dass ich Recht habe. Fangen Sie ein neues Leben an. Es geht nicht anders. Annie Kindle ist für Sie unerreichbar.«

Ich schüttelte den Kopf. Er versuchte es immer noch mit Gehirnwäsche. Die Tür schloss sich hinter ihm.

Ich ging nach draußen und sah mich im Gang um. Auf einem Stuhl saß Mike und las eine Illustrierte.

»Und?«, fragte ich.

Er machte ein Siegeszeichen.

»Blackjack. Das wird ein höchst interessanter Podcast.«

Mike hatte Andy Goldsteins Laptop mit Audiosoftware und einem Mini-Mikrofon ausgestattet. Bei eingeschaltetem Computer wurden alle Gespräche aufgezeichnet und auf einen Empfänger übertragen, an dem Mike saß. Selbst wenn der Laptop vernichtet wurde, hatten wir immer noch die Aufnahme.

Für weitere Einzelheiten blieb keine Zeit.

*Die Monkey* war ein zwanzig Meter langes Hausboot, aber der Liegeplatz in der Callville Bay Marina war leer. Annie war entkommen.

Mit geballten Fäusten starnte ich in der Abenddämmerung auf den riesigen Lake Mead hinaus.

»Das Boot ist vor einer halben Stunde ausgelaufen«, sagte eine Stimme. »Man kann es noch sehen.«

Erin erschien hinter einem Stand mit Fischködern. Sie deutete auf den Horizont, wo die *Monkey* in der Ferne noch sichtbar war. Das Boot kam nur

langsam voran. Während ich Erin lauschte, suchte ich mit den Blicken die Marina ab.

»Du lebst also«, sagte sie. »Das ist schon einmal ein guter Anfang.«

»Hast du Annie gesehen?«

»Das Boot legte gerade ab, als ich ankam.«

Ich spürte, wie sie neben mich trat. Ein Mann mit nacktem Oberkörper reinigte ein Skiff mit überdimensionalem Außenbordmotor. Ich ging zu ihm. Erin folgte mir.

»Was hast du vor?«

Ich drehte mich zu ihr um. »Sie haben dich reingelegt.«

»Wer?«

»Sie haben Belastungsmaterial in

deiner Wohnung deponiert. Sie ...« Ich verstummte. Ich brachte es nicht über mich, ihr zu sagen, dass sie benutzt worden war, um die Bombe zu zünden. Der Augenblick würde kommen. »Sie haben dich benutzt. Es waren die Leute, die Andy Goldstein auf dem Gewissen haben.«

Die Erkenntnis stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie war das Opfer und stand dennoch im Verdacht, Menschen getötet zu haben, die sie liebte. Ich wollte ihr sagen, wie leid es mir tat und dass es nun bald wieder aufwärts gehen würde, aber wir standen bereits vor dem Mann mit dem Boot. Für ein Wassertaxi zur *Monkey* bot ich ihm den Inhalt

meiner Brieftasche – ganze  
zweiundachtzig Dollar.

»Ist die Polizei informiert?«, fragte  
Erin.

»Noch nicht. Wo ist Bullseye?«

»Als ich ihn zuletzt gesehen habe, saß  
er in der Hotelloobby und telefonierte mit  
Samantha. Geredet hat allerdings nur  
sie.«

Ich stieg in mein Taxi.

»Ich komme mit«, sagte Erin mit neu  
erwachter Energie.

Ich überredete sie, am Kai auf mich zu  
warten. Den nächsten Teil musste ich  
allein erledigen. Dann jetteten wir  
hinaus zur *Monkey*. Ich kletterte an Bord

und fand Annie im Wohnbereich. Sie schien nicht überrascht, mich zu sehen. Obwohl ich mir wieder und wieder überlegt hatte, was ich zu ihr sagen wollte, fehlten mir die Worte, als ich vor ihr stand. Wie hatte es so weit kommen können? Schließlich brach sie das Schweigen.

»Turtle, du musst das verstehen. Ich habe dich geliebt. Ich liebe dich immer noch. Du bist der einzige Mensch, der mich für das geliebt hat, was ich hätte sein können.«

Die alte Annie.

»Hör auf, Annie. Es ist Zeit für die Wahrheit. Bitte erklär es mir.«

»Wer weiß, dass du hier bist?«

»Niemand.«

Eine Lüge. Erin wusste Bescheid, und Mike hatte mir ein zweites GPS-Gerät für mein Auto gegeben – für den Fall, dass er mich verlor. Ein paar hundert Dollar und gute Technikkenntnisse reichen, um die CIA wie einen Haufen Amateure aussehen zu lassen.

Ich hatte mir unterwegs die Fakten zusammengereimt. Vielleicht ließ die Wirkung des Computers allmählich nach, und ich sah deswegen klarer. Irgendwie hatte Simon Anderson wohl erfahren, dass Annie noch am Leben war. Annie musste diese Tara sein, die Andy Goldstein im Zusammenhang mit Simon erwähnt hatte. Offenbar versuchte Anderson erneut, die Familie zu

erpressen. Deswegen musste er eliminiert werden, zusammen mit den anderen unfreiwilligen Versuchskaninchen.

Dann mussten alle Hinweise auf die Tierversuche vernichtet werden. Annie und Elliott waren Komplizen gewesen. Sie hatten Glenn Kindles Beziehungen genutzt, waren aber weiter gegangen, als er sich hätte träumen lassen. Vermutlich hatten sie die ganze Zeit über vorgehabt, ihn zu ruinieren. Während der Besprechung im Hotel hatte sie Elliott per Textnachricht herbeibeordert. Mit leiser Stimme erzählte ich Annie meine Theorie. Sie schüttelte den Kopf, protestierte aber kaum.

»Mein Vater und Elliott stecken hinter

der Sache«, behauptete sie nicht sehr überzeugend. Das Thema langweilte sie.

Sie kam zu mir, legte ihre Arme um meine Taille und sah mir in die Augen. »Dem habe ich es ordentlich gegeben, was?«

Ich schob sie weg.

»Du bist enttäuscht von mir«, sagte sie mit leiser, trauriger Stimme.

Annie, die Erobererin, die lächelnde Vollstreckerin, hatte so gar nichts mit der Annie gemeinsam, die ich gekannt hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie an einer Multiplen Persönlichkeitsstörung litt. Das wäre zu einfach gewesen. Sie nahm die verschiedensten Gestalten und Formen

an, schillerte mal hell, mal dunkel. Doch es gab eine verbindende Kraft: ihren Egoismus. Für Annie standen ihre eigenen Wünsche an oberster Stelle und mussten unverzüglich erfüllt werden. Ihre Leidenschaft war immer völlig aufrichtig. Was wollte sie jetzt? Sollte ich ihr bei der Flucht helfen? Ich sagte gar nichts. Schweigen senkte sich über uns. Plötzlich wirkte sie alt, so alt, dass ich mich an meine Großmutter nach dem Tod meines Großvaters erinnert fühlte.

»Nein, du kannst mich nicht lieben. Du kannst mich so nicht lieben«, sagte sie. Selbstmitleid, in das sich eine Spur Gereiztheit mischte. »Damals fandest du mich hübsch. Und der Sex hat dir auch gefallen. Der Sex war doch toll, oder?

Ich war witzig und clever. Ist das gar nichts wert?«

Erstaunlicherweise suchte sie nach Bestätigung. Es war der Ton, den sie anschlug, wenn sie die Eifersucht packte.

»Doch, Annie. Meine Gefühle für dich waren stärker als alles, was ich bis dahin gekannt hatte. Daran hat sich nichts geändert«, sagte ich. »Was auch immer geschieht, was auch immer geschehen ist, es war die große Liebe.«

»Meinst du das ernst?«

Ich hatte es mit einer Mörderin zu tun, das durfte ich nicht vergessen. Aber wir hatten einander geliebt. Menschen beten um eine solche Liebe, sie sterben dafür.

Für jemanden, der sie die ganze Bandbreite dieser göttlichen Empfindung erfahren lässt, mit all ihren Höhen und Tiefen. Für das Gefühl, gebraucht und verstanden zu werden. Es ist besser als jede Droge, weil man es mit einem anderen Menschen teilt.

»Ja. Dafür hast du ja gesorgt«, stellte ich fest.

Als ich mich gegen die Reling lehnte, wurde mir klar, was ich seit Stunden intuitiv gespürt hatte.

»Ich war nicht deine erste große Liebe, Annie. Ich war dein Beta-Test.«

Mir dröhnten noch die Ohren von dieser Offenbarung, als ich plötzlich das

Heulen von Polizeisirenen wahrnahm, die sich der Marina näherten.

»Sublime Botschaften auf dem Computer, den du mir zusammen mit dem Schreibtisch und dem Füllfederhalter geschenkt hast.«

Ich trat einen Schritt auf sie zu. »Du hast etwas auf dem Rechner installiert. Du hast mich programmiert, so wie du Erin programmiert hast, das Café in die Luft zu jagen. Wie die Ratten im Labor. Du hast meine Gefühle manipuliert, bis unsere Liebe überlebensgroß in Neonfarben erstrahlte. Ich war süchtig nach dir.«

Sie schloss die Augen. Als sie antwortete, war ihre Stimme sehr leise. »Warum, glaubst du, konntest du meine

Fehler nicht sehen? Es war eine primitive, simple Methode. Sublime Werbung, Bilder von mir, positive Botschaften.«

»Botschaften und Bilder? Darauf beruhte unsere Beziehung?«

»Ich beobachtete, wann du dich am meisten zu mir hingezogen fühltest, und merkte mir, was ich bei diesen Gelegenheiten trug. Dann fotografierte ich mich selbst in dieser Kleidung und lud die Bilder auf deinen Laptop. Ich posierte nackt. Ich fotografierte uns beide im Bett. Ich erstellte Bilder, auf denen ich T-Shirts der Denver Broncos trug und deine Lieblingsgerichte aß, und versah sie mit kurzen Botschaften wie

›Ich liebe Turtle‹ und ›Annie = Glück‹. Ich installierte eine Audiodatei mit meinem Namen, die ich bei sehr niedrigen und sehr hohen Frequenzen spielte. Hundert verschiedene Experimente. Jedes Mal, wenn du am Computer warst, wurdest du mit Bildern überschwemmt: beim Surfen im Internet, beim E-Mail-Schreiben, beim Einkaufen, beim Scrabble-Spiel mit deiner Großmutter.«

Es klang nach einer sehr realen Möglichkeit, aber irgendwo spürte ich einen falschen Ton. Intellektuell konnte ich mir diesen unausweichlichen Angriff auf meine innersten Gefühle durchaus vorstellen, aber mein Herz wollte nicht hinnehmen, was mein Kopf erkannt zu

haben glaubte. Es war ein erbittertes Ringen gegen meine eigene Ungläubigkeit.

»Blödsinn! So einfach ist das nicht. Unsere Gefühle gab es wirklich, das kannst du nicht leugnen. Ich habe dich auch noch geliebt, nachdem dein Höllencomputer weg war. Das lasse ich mir nicht nehmen.«

Annie griff nach meiner Hand, aber ich stieß sie zurück. »Ich habe dir immer zugesehen, wenn du am Computer gesessen hast, und habe mich gefragt, ob du mich oder meine digitale Verkörperung mehr liebst.«

»Du hast mich also manipuliert? Ich war für dich nur ein Experiment.«

Schweigen.

»Hast du vor fünf Tagen etwas auf meinem Rechner installiert?«

»Nein.«

»Nein? Du hast mich nicht foltern lassen? Du hast mir nicht die Cops auf den Hals gehetzt?«

»Das war Dave.« Ihre Stimme wurde sehr leise. »Dave hat dich gehasst. Er war eifersüchtig. Nach der Sache im Café ... Er ...«

»Das ergibt doch keinen Sinn. Warum hast du mich gerettet, wenn ich dir völlig egal war? Warum?«

Annie ließ sich auf die Couch fallen. Ich sprang sie geradezu an. Sie wich zurück.

»Weil du mich auch geliebt hast«, sagte ich. »Was wir für einander empfunden haben, kann man nicht erfinden und nicht digitalisieren, Annie. Das lässt sich nicht vortäuschen.«

Sie zögerte. »Ich muss zugeben, dass meine Gefühle für dich ganz und gar einzigartig waren.«

»Zugeben musst du das?«

»Bei unserer ersten Begegnung konnte ich nicht glauben, was du für mich fühltest. Und was ich für dich empfand. Was die ganze Sache mit mir anstellte. Ich wollte mich auf so etwas nicht einlassen.« Die reinste Hobbypsychologin.

»Es war echt. Es war die große

Liebe! Du warst meine große Liebe. Ich habe mich auf den ersten Blick in dich verliebt. Ich liebte dein Lachen, dein Lächeln, deine Leidenschaft.«

»Deswegen warst du der ideale Kandidat.«

»Weil ich dir verfallen war?«

»Weil du ein Romantiker bist. Weil du lieber Schriftsteller sein willst als Arzt. Weil du alberne Gedichte schreibst, die sich reimen. Weil du an große Gefühle glaubst.«

»Spar dir die rationalen Erklärungen!« Mein Schrei hallte über das Boot.

Wasser spritzte auf, als die Schnellboote heranrasten. Die Polizei.

Annie sprang auf. Mit geweiteten Augen stürzte sie auf das Vorderdeck. Ich folgte ihr in die pechschwarze Nacht hinaus. Von allen Seiten näherten sich die Scheinwerfer der Polizeiboote. Ich hörte Stimmen.

Annie fuhr herum. Ich stand jetzt so dicht hinter ihr, dass ich ihr Gesicht erkennen konnte. »Wenn die mir das anhängen, verbringe ich den Rest meines Lebens im Gefängnis.«

»Dir das anhängen? Großer Gott!«

»Die verstehen es einfach nicht«, sagte sie. »Sie wollen es nicht kapieren.«

»Was wollen sie nicht kapieren?«

»Du verstehst es auch nicht. Mein Vater ist am Ende. Der war sowieso nur ein kleiner Fisch. Ich war nie auf ihn und seine kostbaren Geschäftsverbindungen angewiesen. Sie waren praktisch, weil sie mir die notwendigen Strukturen und Ressourcen zur Verfügung stellten. Als mir diese Heuchler nicht mehr von Nutzen sein konnten, habe ich sie abgeserviert. Diese Leute haben gar keine Ahnung, was Kommunikation wirklich bedeutet. Mein Vater am allerwenigsten. Aber das hier wird nichts ändern. Die Leute wollen die totale Kommunikation. Sie brauchen sie. Sie verlangen danach. Das ist das Einzige, das zählt. Die Mittel sind bereits vorhanden.«

»Es ist vorbei, Annie.«

Sie ging zur Reling, wo sie kurz stehen blieb, als wollte sie weich werden. Ich hätte schwören können, dass ich eine Träne sah.

»Ein paar Monate vor meinem Verschwinden war ich mit Sarah beim Essen.« Sie klang plötzlich sehr vernünftig. »Ich habe ihr gesagt, falls mir etwas zustößt, will ich nur, dass du glücklich wirst. Ich wollte, dass du jemanden findest, mit dem du leben kannst. Daran hat sich nichts geändert. Ich will, dass du glücklich wirst.«

Ich grinste süffisant.

»Erin scheint eine tolle Frau zu sein. Siehst du, wie leicht ich zu ersetzen

bin?« Annie hatte die Augen geschlossen gehabt. Jetzt öffnete sie sie wieder.

»Ich muss weg. Diesmal keine Tricks«, sagte sie. »Wirst du versuchen, mir das Leben zu retten?«

»Was?«

»Du weißt doch, wie man Leben rettet. Das hast du mir ganz am Anfang unserer Beziehung erzählt. Kannst du meins retten? Wirst du es tun?«

Annie war sehr wohl in der Lage, Schmerz zu empfinden. Sie konnte es nennen, wie sie wollte, aber die Sache mit uns bedeutete ihr etwas, auch wenn sie sie selbst manipuliert hatte. *Ich* bedeutete ihr etwas.

»Weißt du, du hast Recht«, sagte ich.

»Stoppen Sie sofort die Maschinen«,

dröhnte es aus einem Megafon. Gleich würde die Polizei an Bord kommen.

»Womit hatte ich Recht?«

»Ich habe dich nicht geliebt. Ich hätte dich nie lieben können.«

Annie zuckte zusammen. Das traf sie genauso hart wie die Aussicht, sich wieder verstecken zu müssen.

»STOPPEN SIE DIE MASCHINEN!  
SOFORT!«

Annie stieg auf die Reling. Ihre Stimme klang wie die eines Kindes und war kaum mehr als ein Flüstern. »Wirst du mich retten?«

Ich hörte die Polizei an Bord kommen und packte sie am Arm.

»Vergiss mich nicht. Vergiss nicht,

was wir füreinander empfunden haben.«

Sie begegnete meinem Blick und sprang. Ich konnte sie nicht mehr halten und stürzte an die Reling. Als sie auf dem Wasser aufschlug, sah sie zu mir auf, ruderte mit den Armen und lächelte.

*Licht und Chaos schwäpften über das Boot. Ich zeigte den anstürmenden Polizisten die Stelle, an der ich kurz zuvor noch Luftblasen gesehen hatte. Kurz darauf sprang der erste Beamte ins Wasser. Eine Hand hielt mich davon ab, mich selbst in die Fluten zu stürzen, aber ich war ohnehin wie gelähmt.*

Die Hand gehörte zu einem bekannten Arm – dem von Lieutenant Aravelo.

»Wir sind Ihnen nach Vegas gefolgt. Sie und Ihre Freundin haben uns einiges zu erklären.«

»Warum mussten wir uns auch

einmischen. Sehr unartig«, sagte eine Stimme.

Erin.

Aravelo lächelte spöttisch.

»Ich sollte Annie identifizieren«, erklärte Erin.

Ich deutete auf das Wasser unter uns.

Erin legte mir die Hand auf die Schulter und ließ sie über meinen Arm gleiten. Dann nahm sie meine Hand und fing an, sanft die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger zu reiben.

\*\*\*

[www.buum.info](http://www.buum.info)

# *Epilog*

*Manche Menschen halten die außergewöhnliche Schönheit unserer Welt für einen Beweis für die Existenz Gottes. Wie sonst ließe sich erklären, dass die Natur in vielerlei Hinsicht den menschlichen Bedürfnissen entspricht und uns solche Freude bereitet?*

Eine andere Theorie ist, dass wir Menschen uns über Millionen von Jahren hinweg gemeinsam mit unserer Umgebung entwickelt haben. Natürlich finden wir unsere Welt schön: Wir sind zusammen mit ihr gewachsen, haben uns an sie angepasst und überleben dank ihr.

Velleicht ist die Natur nicht Ausdruck des Göttlichen, sondern ein überdimensionales Wohnzimmer, in dem sich unsere Hinterteile und das Sofa seit Anbeginn unserer Existenz einander entsprechend geformt haben.

Was ist Wahnsinn? Was ist Wahrheit?

Drei Monate nach Annies zweitem Verschwinden veröffentlichte das *American Health Journal* meinen Artikel über die wissenschaftlichen Grundlagen des physiologischen Suchtpotenzials von Computern. Ob es Zufall war, dass ich die gedruckte Ausgabe in einem Café las? Oder trieb mich ein romantischer Zug in meinem

Unterbewusstsein dazu? Zumindest war es nicht das Lokal, das damals dem Anschlag zum Opfer gefallen war.

## UNSER GEHIRN PER E- MAIL

*von Nat Idle*

In letzter Zeit mehren sich die Hinweise darauf, dass die menschliche Interaktion mit Computern die Gehirnfunktionen verändert und Stimmung und Produktivität beeinflusst – nicht unbedingt zum Besseren hin.

Das kontinuierliche Zusammenspiel von Reiz und Reaktion, das sich beim

Versand und Empfang von Informationen über Computer, Mobiltelefone und andere Digitalgeräte ergibt, scheint messbare Auswirkungen auf die Neurotransmitter zu haben. Die wissenschaftlichen Untersuchungen stehen allerdings noch ganz am Anfang. Die Problematik kam erstmals vor drei Monaten zur Sprache, als sich herausstellte, dass ein prominenter Risikokapitalanleger aus Silicon Valley und seine Partner eine Technologie entwickelt hatten, die mutmaßlich die stimulierende Wirkung von Computern maximieren sollte. Der Financier, ein gewisser Glenn Kindle, wurde des Mordes an Versuchspersonen angeklagt und wartet auf seinen Prozess. Er

beteuert seine Unschuld und beharrt darauf, dass sein Unternehmen nur an der Untersuchung und Entwicklung neuer Wege zur Optimierung des Computererlebnisses arbeitete.

Wichtiger ist, ob sich die Interaktion mit dem Computer auf das Gehirn auswirken kann. Diese Frage scheint nun beantwortet, wobei die Forschungsergebnisse überwiegend auf Ableitung beruhen. Bei einer frühen Studie an der Michigan State University wurden Bilder von der Gehirnaktivität von Videospielern erstellt. Dabei stellte sich heraus, dass diese bei Stimulierung denen von Personen mit kompulsiver, krankhafter Aggressivität glichen.

Mitarbeiter von Glenn Kindle sollen Tierversuche durchgeführt haben, um herauszufinden, ob Ratten auf Nahrung verzichten, wenn ihnen alternativ eine elektrische Stimulation des Lustzentrums im Gehirn angeboten wird, die mit der bei intensiver Computernutzung vergleichbar sein soll.

Weniger wissenschaftlich fundiert sind erste Hinweise auf eine möglicherweise weit verbreitete Computersucht.

Überall im Land berichten Psychologen und Therapeuten von einer zunehmenden Anzahl von Menschen, die sich selbst für computer- und internetabhängig halten. Bisher war man davon ausgegangen, dass Personen, die ständig

im Internet surfen, ihren Anrufbeantworter abhören und telefonieren – und zwar häufig alles zur selben Zeit -, dies aus freien Stücken tun.

Angesichts der Verhaftung von Mr Kindle und seinem Firmenanwalt, David Elliott, steht zu befürchten, dass dieses Suchtverhalten durch eine Abhängigkeit im herkömmlichen Sinne bedingt ist. Manche Therapeuten behandeln diese Störung mittlerweile wie einen körperlichen Zwang und drängen zwar nicht unbedingt auf eine vollständige Abschaltung, aber doch zumindest auf eine Einschränkung der Interaktion, um die Auswirkungen des Teufelskreises aus Reiz und Reaktion zu mildern.

Mediziner vermuten hinter der Computersucht Parallelen zur Aufmerksamkeitsdefizitstörung. Durch die permanente digitale Stimulation erhöht sich der Spiegel bestimmter Neurochemikalien. Hört die Stimulation auf, treten körperliche Entzugserscheinungen auf. Allerdings lassen sich die exakte Funktionsweise der Technologie und ihr Einfluss auf das Gehirn nur schwer bestimmen. Erschwert werden die Ermittlungen durch das mysteriöse Schicksal von Kindles Tochter Annie. Glenn Kindles Anwälte versichern, dass die junge Frau das Gehirn hinter der Computer-Stimulations-Technologie war. Diese

Anschuldigung lässt sich jedoch nur schwer erhärten, da Miss Kindle zum Zeitpunkt der Verhaftung ihres Vaters verschwand. Sie sprang in den Lake Mead, um sich ihrer Verhaftung zu entziehen. Man geht davon aus, dass sie tot ist.

Verschiedentlich berichten Therapeuten auch über eine neue Epidemie extremer Computersucht: Hunderte von Menschen sind offenbar so fasziniert von dieser virtuellen Welt, dass dies einschneidende Folgen für alle Aspekte ihres Lebens hat. Bezeichnend für dieses »Erkrankung« sind häufiges, zwanghaftes Multitasking und der Drang nach Stimulation und Ablenkung. Die Betroffenen langweilen sich schnell und

suchen dann nach einem Orientierungspunkt oder einer Aktivität, wobei sie auch vor heftigen Auseinandersetzungen nicht zurückscheuen. Freudianer würden bei diesem Verhalten wohl von Hysterie sprechen.

Merkwürdigerweise fällt diese Epidemie mit dem Auftreten eines neuartigen Computerwurms zusammen. Ist ein Rechner infiziert, öffnen sich Experten zufolge Popup-Fenster auf dem Bildschirm. Im Unterschied zu herkömmlichen Würmern handelt es sich jedoch um sublime Werbebilder, die nur kurz über den Monitor flackern.

Falls Betroffene sich kaum noch von

ihren Geräten losreißen können, ist eine Infektion mit diesem Computerwurm in Betracht zu ziehen. Fachleuten zufolge gibt es dagegen nur ein Mittel: den Stecker ziehen.

An dieser Stelle wurde der Text durch eine Grafik – eine Illustration meines Redakteurs Kevin – unterbrochen, die einen mysteriösen Partikelstrom vom Monitor zum Gehirn zeigte. Ich prustete laut los.

»Ich wusste nicht, dass medizinische Fachzeitschriften so komisch sind«, sagte eine Frauenstimme. Erin setzte sich an den Tisch neben meinem. Sie hatte ihr Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und sah aus, als käme sie direkt vom Joggen.

»Du musst reden! Die *New York Times* ist auch nicht gerade als Witzblatt bekannt«, erwiderte ich.

Wenige Wochen zuvor hatte mich Erin in ein von ihr selbst erfundenes Spiel eingeweiht, das sie »Wie sind sie gestorben?« nannte. Sie las mir einen Nachruf vor, und ich musste die Todesursache erraten.

Ich verbrachte viel Zeit mit Erin und gewöhnte mich allmählich sogar an ihre Leidenschaft für freien Tanz.

Die durch den Computer verursachten körperlichen Symptome hatten sehr bald nachgelassen, nachdem ich den verseuchten Laptop abgeschaltet hatte.

Samantha half mir mit ihrer Hexenkunst zusätzlich, wobei ich für den Augenblick auf Akupunktur verzichtete. Bullseyes Therapieansatz bestand in einer ganzheitlichen Behandlung mit Bier und Breitwandfernsehen.

Meine Gefühle für Annie durchliefen eine Wandlung. Zuerst war ich nur fassungslos, dann wurde ich wütend – eine völlig normale Entwicklung. Dabei blieb es jedoch nicht. Ich verklärte sie nicht mehr wie früher und träumte auch nicht mehr von einem Wiedersehen – *eine* Beziehung zu einer Soziopathin reichte mir.

Trotzdem war ich über die Gefühle noch nicht hinweg, die sie in mir geweckt hatte. Wie sollte ich zwischen

gesunder und krankhafter Leidenschaft unterscheiden können? Wie sollte ich mich nicht nach dieser Nähe sehnen, auch wenn ich sie mir vielleicht nur eingebildet hatte?

Ich fühlte mich wie ein trockener Alkoholiker. Für den Rest meiner Tage würde ich mit dem Wissen leben müssen, dass die köstlichste Erfahrung der Welt mein Tod sein würde.

Woher sollen wir wissen, ob eine kurzfristige Obsession für etwas, das uns wichtig ist, langfristig unser Glück beeinträchtigt?

Arbeit, Essen, das Liebesleben der Prominenten und die aktuellen Nachrichten – wie sollen wir leere

Zerstreuung und wahres Engagement unterscheiden? Was ist überhaupt Liebe?

Vielleicht hängt das davon ab, wie unser Stoffwechsel Emotionen und Erfahrungen verarbeitet, oder auch nur davon, für welche Überzeugung wir uns entscheiden. Mit jedem Tag, der vergeht, weiß ich ein wenig besser, welche Menschen und Erlebnisse mein ganz persönliches fünftes Glas Jack Daniel's sind.

Meine nächste Liebe wird weniger schön sein – und schöner.

# *Danksagung*

*Um einen Roman für ein großes Publikum zu schreiben, braucht man ein ganzes Heer von Helfern. In diesem Sinne danke ich in aller Bescheidenheit:*

Meinen Eltern. Meinem Vater, der mich mit großen Ideen bekannt gemacht und Ehrfurcht gelehrt hat. Meiner Mutter, von der ich gelernt habe, mit Augen und Ohren auf die kleinen Momente und Gefühle zu achten, die am meisten zählen. Ich liebe euch beide;

meiner selbstlosen Braut, Meredith Jewel (Familienname steht noch nicht

fest), für ihre Geduld, Ausgeglichenheit, beständige Zuneigung, Kreativität, ihr persönliches und redaktionelles Verständnis und die Fähigkeit, merkwürdige Anwandlungen zu ignorieren und das große Ganze zu sehen;

Barney, Bob, Brad, Cheryl, Josh und Trish (in alphabetischer Reihenfolge) für ihre Ermutigung in der Anfangsphase, ihr wichtiges Feedback und die Ideen zu Handlung und Figuren, die mir sonst entgangen wären;

Sara-Jane für ihr grammatikalisches Genie (irgendwie stimmt da was nicht, oder?);

Alex, Anna und Zach, Annie Richtel, der Concerned Fellows League, Dr.

Ratey, Erik, Gary, The Grove, Jake, Jay, Kara, Karen, Kevin, Leah (und deiner Mutter), Noel, Rick, Skol, Stacey, Susan, den Syers und dem Trupp Stanforder Ärzte für Korrekturlesen, Unterstützung, Spaß, Biertrinken und Liar's Dice (Ich bin der Beste);

heißer Schokolade und Guacamole als Überlebenssnacks;

Laurie Liss von Sterling Lord Literistic, einer wunderbaren Agentin, Kämpferin und Geburtshelferin von Büchern;

Jonathan Karp, meinem (anspruchsvollen und brillanten) Lektor und Verleger. Sie besitzen den sechsten Sinn!

In Erinnerung an Alyse Neundorf, die der Welt ihre leidenschaftliche, mitfühlende Liebe geschenkt hat.

Ich danke euch allen und all denen, die ich zutiefst schätze, auch wenn ich sie unabsichtlich vergessen haben sollte, für diese engagierte Gemeinschaftsarbeit und allen Schriftstellern, die mich inspiriert haben. Und noch einmal: Danke, Guacamole.

*Matt Richtel*

MATT RICHTEL

SÜCHTIG

THRILLER

HEYNE <  
EBOOKS